Aus der öffentlichen Leihbibliothek von

Carl Kravani in Wien

VII. Mariahilferstrasse Nr. 64.

Bücher in allen Sprachen und aus jedem Fache.

Für ein Werk.		Zwei Werke gleichzeitig.	
Einlage	fl. 3.—	Einlage . . .	fl. 5.—
für 1 Monat	1.—	für 1 Monat	1.60
„ 3 „	2.80	„ 3 „	4.50
„ 6 „	5.50	„ 6 „	8.—
„ 1 Jahr	10.50	„ 1 Jahr	17.—

Drei Werke gleichzeitig.		Vier Werke gleichzeitig.	
Einlage . . .	fl. 7.—	Einlage . . .	fl. 9.—
für 1 Monat	2.20	für 1 Monat	2.80
„ 3 „	6.25	„ 3 „	8.—
„ 6 „	12.15	„ 6 „	15.50
„ 1 Jahr	23.—	„ 1 Jahr	29.—

Für Leser auf dem Lande und in den Provinzen.

für 10 Bd.	monatl. Lesegebühr	fl. 2.—	Einlg.	fl.	10
„ 15 „	„ „	„ 2.50	„	„	10
„ 20 „	„ „	„ 3.—	„	„	10
„ 25 „	„ „	„ 3.50	„	„	10
„ 30 „	„ „	„ 4.—	„	„	10
„ 35 „	„ „	„ 4.50	„	„	10
„ 40 „	„ „	„ 5.—	„	„	20

☞ Es wird freundlich ersucht, die Bücher weder zu beschmutzen, noch zu beschädigen, weder mit Bleistift noch Tinte Bemerkungen hinein zu schreiben, keine Einbüge in die Blätter (sogenannte Eselsohren) zu machen, indem die Bücher stets genau untersucht werden, und in diesem Falle derlei Bücher von dem betreffenden Leser ersetzt werden müssten.

22527
2

Novellen

von

Hieronymus Lorm.

Zweiter Band.

A. BACHMANN'S LEIHBIBLIOTHEK WIEN

Wien, 1864.

Verlag von Carl Schönewerk.

RBR
Jantz
#222
bd. 2

Inhalt.

	Seite
Siesta. Lose Blätter zu einem Roman der Zukunft .	1
Man lebt nur einmal	103

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/novellen21lorm

Siesta.

Lose Blätter zu einem Romane der Zukunft.

I.

Der Himmel wird uns die Bezeichnung „Roman der Zukunft“ verzeihen, denn der Himmel weiß, daß es sich dabei nicht um den abgenützten Taschenspielerstreich der Gegenwart handelt, was sie in Kunst und Literatur an Ungereimtheiten zu Tage fördert, dadurch zu einer künstlichen Geltung zu bringen, daß sie erst von der Zukunft das richtige Verständniß dafür zu erwarten vorgibt. Den Leser aber, der unser Inneres nicht durchblicken kann, müssen wir schleunigst von der eigentlichen Bedeutung in Kenntniß setzen, die wir mit dem Ausdruck „Roman der Zukunft“ verbinden. Wir meinen ganz einfach eine Geschichte aus dem wirklichen Leben, die aber erst in der nächsten Zukunft ihre Katastrophen und ihren peremtorischen Abschluß haben wird, während die Gegenwart nur einzelne Daten, nur unbestimmte Anfänge künftiger Geschicke liefert. Ja, was bisher vorliegt, ist im

Grunde weiter nichts, als ein tägliches Zusammentreffen zu bestimmter Stunde von einem Mann und einer Frau, die sich bis zum heutigen Tage weder geliebt noch geheirathet haben, die sich gegenseitig völlig neue Erscheinungen sind. Genügt dieß nicht einen Roman vorauszusetzen, der sich allmälig bilden wird? Denn selbst, wenn der Mann alt und die Frau häßlich wäre, wenn keiner an der Persönlichkeit des andern mit der Zeit ein Interesse finden sollte, so kann doch der Umstand, daß sie ein Haus, einen Garten, der zu diesem Hause gehört, ein Lusthäuschen in diesem Garten, und eine Tagesstunde in diesem Lusthäuschen, wer weiß, wie lange noch, mit einander theilen werden, nicht ohne Wirkung auf beide bleiben. Eine Beziehung von irgend einer Art muß sich zwischen ihnen entwickeln, sollte es eine sein, die neue Lebenswendungen für die Zukunft feststellt, so wird sie zum mindesten von den Erlebnissen erfüllt sein, welche die Vergangenheit beider Personen ausmachen. Wenn nicht Hoffnung und wiedererwachende Leidenschaft, so wird Erinnerung und Resignation die Seele ihres Verkehrs sein, ja vielleicht die Folge desselben, denn erst die Recapitulation durch Gespräche mag ihnen solche Empfindungen über Erlebtes zum Bewußtsein bringen.

Werden sie aber überhaupt Persönliches besprechen in einer Zeit, die so reich ist an mächtigen Anregungen, das kleine Ich völlig zu vergessen? Es wäre bei der Intelligenz, die auf der Stirne des Mannes wie der Frau leuchtet, nicht anzunehmen, daß sie nicht bis zur Abnegation ihrer nächsten Bedürfnisse und Zwecke ausschließlich von den Wendungen und Resultaten sich unterhalten würden, die der Krieg in Italien für die vorzüglichsten Völker Europa's herbeiführen wird, wenn nicht so eben kurz nach der Nachricht vom Waffenstillstand die vom Frieden von Villafranca eingetroffen wäre. Auf die politisirenden Geister wirkt das Ueberraschende der Kunde so seltsam, man möchte sagen schädlich, wie auf ein edles Roß, wenn es im schnellsten Laufe ist, der Zwang, plötzlich inne zu halten und stille zu stehen. Eine größere Erschöpfung tritt ein, als durch fortgesetzte Anstrengung bewirkt worden wäre. Dem also abgeschreckten und ernüchterten Geist wird das Unbedeutende, das gerne Vergessene wieder unverhältnißmäßig wichtig, der Egoismus nimmt wieder seinen hohen Rang ein unter den Triebfedern, des Handelns und des Denkens.

Die Personen, von denen hier die Rede ist, brauchten jedoch, selbst wenn der Krieg noch fort-

dauerte und ihnen die Interessen der Nationen näherlegen würde als ihre eigenen, von den letzteren sich nicht loszutrennen, um mit ihrer Unterhaltung mitten in der Tagesgeschichte zu bleiben. Denn diese scheint in das individuelle Schicksal beider Menschen mächtig eingegriffen zu haben, ja die unmittelbare Veranlassung ihrer gegenwärtigen Lage und ihres täglichen Zusammentreffens an diesem Orte zu sein. Der Mann trägt die Uniform eines österreichischen Offiziers. Er ist ein deutscher Edelmann, der bei Beginn des Krieges sich in die Reihen der Armee stellte und bei Montebello bereits als Verwundeter in Gefangenschaft gerathen, nach einer Stadt des südlichen Frankreich gebracht wurde. Die Frau ist in tiefe Trauer gekleidet und Alles läßt vermuthen, daß der Verlust, welchen sie betrauert, aus demselben Feldzug, vielleicht aus derselben Schlacht stammt, wie die Wunde des Officiers.

Welcher Umstand aber führt sie in diesem Hause zusammen, das Keinem von Beiden gehört, und das sonst von keinem Fremden betreten wird? Was sichert ihnen die Einsamkeit und die Ruhe der Stunde, während welcher sie hier täglich mit einander verkehren, gemeinsam im Schatten der Grotten oder des Pavillons ihre Nachmittags-Siesta halten?

Es findet sich zuweilen in großen Städten, daß ein Pallast oder ein pallastähnliches Gebäude in einem der ärmeren Stadtviertel mitten aus den Baraken des Elends oder mindestens aus den niederen Hütten der Dürftigkeit sich erhebt. Ein solcher Bau ist dann gewöhnlich schon ziemlich alt; zur Zeit, da er errichtet wurde, befand sich vielleicht rings umher Feld- und Gartenland, oder es war gegründete Aussicht vorhanden, das Haus werde nur das erste einer Reihe prachtvoller Bauwerke sein, bestimmt, einst den glänzendsten Theil der Stadt zu bilden. Auf welche Umstände auch immer gestützt, trügen doch nicht selten solche Berechnungen, denn die Ausbreitung der Städte nach irgend einer Seite hin folgt geheimnißvollen Gesetzen gleich der Entwicklung der Staaten und wie diese nicht ihre geistigen, lassen sich jene ihre materiellen Wege mit Bestimmtheit vorzeichnen. Ist der Mittelpunkt des Verkehrs oder des Luxus einer großen Stadt an einer anderen Stelle, in einer anderen Vorstadt zu Tage getreten, als wo man ihn für die Folgezeit vermuthete und ihm mit einem prachtvollen Bau entgegenkommen wollte, dann nimmt sich der letztere seltsam, gewissermaßen gespensterhaft aus. Denn während eine menschenleere Oede um ihn her vielleicht gut zu dem im-

ponirenden und vornehmen Ernst seiner Façade stimmen würde, obgleich nur die Genossenschaft ähnlicher Bauten eine volle Befriedigung aufkommen ließe, macht ihn das Getümmel und Gewühl des gemeinen Alltagslebens in unschönster Gestalt erst zu einem Bau aus einer fremden Welt, und je mehr Bewegung und Lärm ihn umgibt, um so größer ist der Eindruck der Verlassenheit, den ein so seltsam situirter Pallast hervorbringt. Doch mag auch diese Art von Einsamkeit eines Gebäudes mitten unter anderen Häusern unter gewissen Umständen nicht ohne Reiz sein, wie für den Beobachter die Einsamkeit eines Mannes mitten unter Menschen, die nicht seines Gleichen sind.

Die Grafen Kéroubarre besitzen seit hundert und fünfzig Jahren ein ähnliches Schloß. Nahe am Strom gelegen, ward es von einem ihrer Vorfahren erbaut, als nur Bauernhöfe, Gemeindewiesen und ländliche Ansiedlungen es vom Ufer trennten. Im Laufe der Zeit sammelte sich jedoch eine Bevölkerung von Fischern, Färbern, Wäschern und Fabriksarbeitern in der Gegend. Von Staub, ja man könnte sagen, von dem fühlbaren Unbehagen der niedersten Arbeiten ist die Luft durchdrungen, und wo ehemals grüne Hecken und fröhlich rauschende Bäume die Nähe einer Stadt ver-

gessen ließen, streckt sich jetzt breit und selbstbewußt eine Reihe dunstiger kleiner Wohnungen und unschöner Werkstätten aus, nur zu sehr daran erinnernd, daß sie in das Weichbild einer großen Stadt mit einbezogen sind. Es ist, als ob sie in diesem stolzen Bewußtsein sich für berechtigt hielten, mehr Schmutz zur Schau zu stellen, als das elendste Dorf sich erlauben würde.

Dem prächtigen Schloß kann man es in solcher Umgebung nicht verargen, wenn es den Eindruck macht, als ob es sich gänzlich auf sich selbst zurückziehen wollte. Man wäre versucht, es für den eigenen Willen des Gebäudes zu halten, daß seine Fenster durch Gardinen verschleiert und seine Thore vorschlossen sind. Wen sollte es für würdig erachten, ihn die Pracht seiner Säle und seines Gartens ahnen zu lassen, seit keiner der Besitzer mehr über die Schwelle schreitet?

Es ist von einem Baumeister aus Lucca im Styl der neuen italienischen Schule aufgeführt und mit korinthischen Wandpfeilern geschmückt. Zwei Stockwerke hoch, beherbergt es im ersten eine kleine gewählte Bildergallerie und zeigt nur noch im zweiten die Spuren wohnlicher Einrichtung. Die untere Halle ist imposant und eine außerordentlich

werthvolle marmorne Treppe bildet gleichsam die steinerne Seele des Gebäudes. Statuen in den Nischen erhöhen die Feierlichkeit des Eindrucks.

Dieser wird jedoch ein lieblicher, wenn man den Garten betritt. Ein verhältnißmäßig kleiner Raum ist durch künstliche Perspective und durch manche holde Täuschung, welche französische Horticultur anzubringen weiß, scheinbar vergrößert. Ein Theil desselben wird von Gewächshäusern eingenommen, die einer neueren Zeit angehören und mit einem gedeckten Wintergarten in unmittelbarer Verbindung stehen. Alles in Haus und Garten wird sorgsam erhalten und wohl gepflegt. Geräuschlos vollziehen die dazu angestellten Individuen die tägliche Arbeit. Es könnte betrüben, daß Niemand genießt, was doch immer zum Genuß fertig bereit steht.

II.

Als der deutsche Edelmann und gefangene Krieger, nur durch sein Ehrenwort gefesselt, frei in der Stadt verkehren durfte, nachdem seine Wunde nicht mehr ein Bett erheischte, sondern wie die Tellheim's sich mit einer Binde begnügte,

klang ihm der Name der Grafen Kéroubarre häufig in's Ohr, sei es, daß er nach der Bedeutung eines Wappens sich erkundigte oder nach dem Gründer einer Stiftung oder eines Institutes fragte. Er hätte aber den Namen nur ein einziges Mal zu vernehmen gebraucht, um sich lebhaft der glücklichen Tage zu erinnern, da er in Paris mit einer noch jugendfrischen Seele alle Freuden genoß, die es dem Reichthum und der Ungebundenheit zu Füßen legt. Ein Graf jenes Namens, an den er empfohlen war, hatte ihm das Geheimniß des elegantesten und exquisitesten Genusses aufgeschlossen, so weit es sich eben durch Anschließung an die gewählteste Gesellschaft und Angabe der vorzüglichsten Lieferanten alles dessen, was zu den Bedürfnissen guten und schönen Lebens gehört, mittheilen läßt. Denn die Hauptsache ist, daß man die innere Disposition, das Talent zu solcher Führung des Daseins schon mitbringe. Gleich anderen Talenten findet man es nicht bei Jedem, obgleich es viel häufiger als andere Talente den Menschen angeboren ist. In manchen Fällen kann sogar das Talent reich zu sein, das oft der Reichste nicht besitzt, eine sehr unglückliche Gabe der Natur sein, wenn nämlich die Mittel fehlen, um es auszubilden.

Dem jungen vornehmen Deutschen stand, als er sich noch in Paris aufhielt, nichts im Wege, das bezeichnete Talent glänzen zu lassen. Seitdem war es bedeutend anders geworden. So mußte ihm denn der Name des fröhlichsten und geliebtesten seiner einstigen Pariser Genossen wie ein letzter Abglanz entschwundenen Glückes wehmüthig süß auf das Herz fallen. Er dachte jetzt erst daran, daß dieser Theil Frankreichs die Heimath des gräflichen Geschlechtes, und einen Augenblick hoffte er den Freund hier zu finden. Man führte ihn auf seine Anfragen zu dem geschlossenen und einsamen Pallast. Hier wurde ihm von einem alten Intendanten Einlaß gewährt und er erfuhr, daß das Schloß in der That ein Eigenthum seines, seit er ihn nicht gesehen, bereits vermählten Freundes sei, der aber die Säle des Jokey-Klubs genauer als die Räume dieses seines väterlichen Erbgutes kannte.

Der Deutsche ließ seine Karte zurück und ersuchte den Intendanten, gelegentlich von dem Besuch dem Grafen Mittheilung zu machen, da er selbst zu schreiben durch seine verwundete Hand noch gehindert wäre.

Wahrscheinlich hatte der Intendant diesen Auftrag noch an demselben Tage ausgeführt, denn in kürzester Zeit gelangte ein Brief des Grafen an

den Deutschen, den wir wenigstens mit seinem Vornamen Peregrin bezeichnen dürfen. In verführerisch liebenswürdigen Worten, denen nicht Genüge zu thun, sich Peregrin selbst in dem Falle nicht verziehen haben würde, wenn er einen wichtigen Gegengrund gehabt hätte, forderte Ernest de Kéroubarre seinen deutschen Freund auf, im Schlosse Wohnung zu nehmen, und ihm, dem Grafen, die Freude zu gönnen, an dem Genossen einer fröhlichen Zeit aus der Ferne Gastfreundschaft üben zu dürfen. Zugleich mit dem Briefe brachte der Intendant die Nachricht, daß er schon früher telegraphisch Befehl erhalten, die besten Gemächer des noch nicht occupirten Flügels in Stand zu setzen und für sämmtliche Bedürfnisse des Gastes Sorge zu tragen.

„Ist also der Pallast nicht so verödet, als es den Anschein hat," fragte Peregrin, „ist ein Theil bewohnt und störe ich vielleicht ein Geheimniß, das nicht gekannt sein will?"

„Der Herr Graf," erwiederte der Intendant, „hat einer einzelnen Dame gestattet, einige Zimmer einzunehmen. Ich habe sie auf Anordnung meines Herrn in Kenntniß gesetzt, daß einer seiner Freunde in Räumen, die von den ihren völlig getrennt sind, wohnen soll, und sie hat nichts dagegen einzu-

wenden. Es ist keine unabsichtliche Störung möglich."

Das ist der einfache Vorgang, durch welchen der Herr und die Dame, mit denen sich diese Blätter beschäftigen, zu Hausgenossen wurden. Schon am ersten Tage fand eine Begegnung zwischen ihnen statt. Der Wintergarten ist dazu eingerichtet, in den heißen Nachmittagsstunden des Sommers Kühle und Schatten zu bieten, ohne daß man dabei wie im versperrten Zimmer den lieblichsten Reiz des Sommers, den Anblick von Grün und Blumen entbehren müßte. Als Peregrin nach Tische, die Cigarre im Munde, den Garten besichtigte und sich zufällig in diesen Raum verlor, fand er die Dame, wie sie auf einer indischen Matte ausgestreckt und den Rauch einer Papier-Cigarette in die Höhe wirbelnd, ihre Siesta hielt.

Erschreckt wollte er sich zurückziehen, kaum ließ er sich Zeit, eine Entschuldigung seiner unfreiwilligen Indiscretion zu stammeln. Gelassen aber und ohne ihre Lage zu verändern, forderte sie ihn auf, zu bleiben, da er dasselbe Recht wie sie auf den Comfort des Hauses hätte. Er brauche sich auch nicht die Mühe zu nehmen, sie unterhalten zu wollen, in dieser unerträglichen Hitze wäre man weder amusant noch amusable. Wäre es ihm

übrigens erfrischender zu sprechen, als zu schweigen, so möge er den Versuch machen, ob sie es bequem finden werde zu antworten.

Das wurde mit träger Dehnung der Worte und in abgebrochenen Sätzen gesprochen. Die seltsame Ungenirtheit dieser Ansprache bewog ihn zu bleiben, auch wenn es nicht geziert erschienen wäre, auf eine so unumwundene Einladung sich zurückzuziehen. Er nahm in halbliegender Stellung auf einem Divan ihr gegenüber Platz und betrachtete sie aufmerksam, wenn auch nur mit jenen halben Blicken, die, bevor sie noch von den Blicken des Anderen ertappt werden, schon eine andere Richtung einschlagen können. Sie hatte aber nicht Acht darauf und er vermochte ihre Züge gründlich zu studiren. Was ihm zuerst auffiel, war der Ausdruck sorgloser Heiterkeit, weil er einen so bestimmten Gegensatz zu der tiefen Trauer bildete, die ihr Anzug zur Schau trug. Es ist kein Zweifel, daß jedem Anderen als Peregrin zunächst die große Schönheit dieser Physiognomie aufgefallen wäre, unabhängig von dem Charakter, den sie ausdrückte. War es Stimmung des Momentes oder lag es im Wesen des Mannes selbst, daß er diesem Eindruck unzugänglich blieb?

Er bemühte sich auch nicht, einen Anknüpfungspunkt für die Unterhaltung zu finden. Sie selbst begann damit, indem sie ihn nachlässig hingeworfen und wie mit einem Anflug von Spott fragte, ob er vielleicht vom Pferde gefallen, weil er den Arm beschädigt hat.

„Nein, Madame," entgegnete er lächelnd, „das Pferd ist unter mir gefallen und zu Fuße kämpfend erhielt ich einen Bajonnetstich in die Hand und konnte mit der Linken einen Säbelhieb in den Arm, der zu dieser Hand gehört, nicht mehr abwehren."

„Wo haben Sie gekämpft, mein Herr," fragte sie, indem sie sich halb aus ihrer Stellung erhob.

„Bei Montebello. Ich zürne indessen Ihren Landsleuten nicht, es war nur eine sehr kleine Vergeltung, was sie mir zugefügt haben."

„Ah!" rief sie, mit dem Ton der Ueberraschung, und indem sie ihn aufmerksam betrachtete, fügte sie langsam hinzu: „Bei Montebello!" Und nach einer Pause:

„So sind Sie vielleicht der Mann selbst, der mich zur Witwe gemacht hat."

Der Ton und das Lächeln bei diesen Worten waren seltsam. Es wäre nicht möglich gewesen, sie einem großen Schmerz beizumessen und dennoch

versank die Frau hierauf in ein tiefes, gedankenvolles Schweigen. Die Cigarette hatte sie in der Hand erlöschen lassen. Plötzlich erhob sie sich und verschwand mit einer leichten Verbeugung.

III.

Es ist wie bemerkt nicht ohne eigenthümlichen Reiz in einem Hause zu wohnen, welches sich von dem Charakter seiner Umgebung völlig unterscheidet, mit der schweigenden Pracht eines ungenossenen Luxus, sowie mit der stillen Schönheit großer Kunstwerke zu verkehren, nebenbei auch aus allen Kelchen einer lieblichen Natur zu schlürfen, so weit sie sich in einem Garten erschließen können, während ein Blick aus dem Fenster oder ein Schritt über die Schwelle von alledem das Gegentheil zeigt, das lärmende Elend statt der schweigenden Pracht, die Häßlichkeit des Ringens um die Nothdurft des Lebens statt der Befriedigung durch künstlerische Schönheit und endlich an der Stelle erquickender Natureindrücke die Kloaken eines Proletarier-Viertels. Der Bewohner eines solches Hauses mag dasselbe denn wohl als ein Wunder anstaunen, und wenn es auch ein natürliches ist, so bringt es nicht minder alle Mährchen der Kindheit in

Erinnerung und läßt von der Anwesenheit in einem verzauberten Pallast träumen. Eine ähnliche Stimmung bemächtigte sich auch Peregrin's, als er wieder einen Tag in dem Hause des Grafen verstreichen sah. Der längst alle Freuden der Geselligkeit und alle Wonnen einer epikuriäschen Existenz durchgekostet hatte und mit ihnen Alles erschöpft glaubte, was die Mühe zu leben lohnt, sollte erfahren, daß ihm noch ein ungekanntes Vergnügen aufbehalten war, und zwar das einer Einsamkeit, die, wenn er sich sie jemals und selbst mit all dem reichen Schmuck vorgestellt hätte, mit dem sie für ihn jetzt ausgestattet war, ihm als der Inbegriff alles Langweiligen auf dieser Erde erschienen wäre.

In diese Stimmung und durch sie in sich selbst vertieft, betrat er abermals den Wintergarten. Das kleine Abenteuer hatte keinen Antheil gehabt an dem Reiz, den ihm sein Aufenthalt gewährte. So wenig hatte er an den Vorfall mit der unbekannten Frau gedacht, daß er sich denselben erst in dem Augenblicke wieder vergegenwärtigte, als er sie in derselben Situation wie gestern wieder fand. Sie begrüßte ihn dießmal stumm und er nahm denselben Platz ein wie am Tage vorher. Ein Fremder, der sie eine Weile beobachtet hätte, würde auf ein Uebereinkommen zwischen ihnen geschlossen

haben, sich so ungenirt und ungestört als möglich der Siesta hinzugeben.

Man hat noch nicht darüber entschieden, ob es die Gleichheit oder die Ungleichheit ihrer beiderseitigen Charaktere ist, was zwei Menschen am stärksten an einander fesselt. Gewiß aber ist, daß eine unverlangte und unerwartete Uebereinstimmung des Gefühles in einer und derselben, wenn auch an sich unbedeutenden Situation ein mächtiges Bindemittel ist. So mögen sich zwei Reisende, die der Zufall desselben Weges führt, Tage lang fremd und ausschließend zu einander verhalten, bis der Ausdruck einer gleichen Empfindung bei einer Begebenheit oder einem Anblick, wo andere vielleicht ganz verschieden empfunden hätten, den Anknüpfungspunkt einer Freundschaft bildet, welche eine Lebensrettung nicht inniger hätte schließen können. Peregrin, bei dem die Schönheit der unbekannten Frau ihm gegenüber wenig Anklang gefunden hatte und der einer Aeußerung weiblicher Sentimentalität mit einem sardonischen Verhalten entgegen gekommen wäre, fühlte sich angenehm bewegt, als seine Gesellschafterin das Schweigen mit der Bemerkung unterbrach:

„Es ist in diesem Hause wie in einer anderen Welt und man wäre nicht würdig darin zu wohnen,

wenn man von der abscheulichen wirklichen Welt spräche, die sich immer wieder in Blut wälzen muß, wenn sie nicht in Schmutz ersticken will. Man ist heute so sehr unter der Herrschaft der Zeit, daß man von ihr sprechen muß, wenn man überhaupt spricht. Ich danke Ihnen, daß Sie sich dieser Herrschaft wenigstens so weit entziehen, lieber ganz zu schweigen. Die Blumen hier, die Gemälde oben, der blaue Himmel über uns, — das Alles schweigt so schön, das hat nichts mit dem Krieg und der Politik des Tages zu thun. Folgen wir ihrem Beispiel, obgleich w i r ohne Krieg schwerlich zusammen gekommen wären. Es ist hier wie ein Mährchen und Mährchen möchte man erzählen."

Peregrin hatte den ganzen Tag das Gleiche gedacht. Nach den Worten, die er vernommen, betrachtete er die Unbekannte wie ein nothwendiges Element der Wirkung, welche der Aufenthalt in diesem Schloß auf ihn übte. Er war jetzt ebenso sehr dazu angeregt zu sprechen, wie früher sich still in sich zu verschließen. „Madame," sagte er.

„Verzeihung, mein Herr!" unterbrach sie ihn, „ich bin nicht vermählt und war es niemals. Wenn ich mich gestern Witwe nannte, so erklärt sich dies dadurch, daß ich die Verlobte eines Mannes war,

der in diesem Kriege gefallen ist. Doch davon wollen wir nicht sprechen."

Und wieder zeigte sie das seltsame Lächeln, von dem nur gewiß war, daß es weder eine wirkliche noch eine affectirte Trauer ausdrückte.

„Ich denke selbst, Mademoiselle," sagte Peregrin, daß man der Welt zu viel Interesse schenkt und daß man ihr damit mehr schenkt, als sie werth ist. Auch ist man nur so uneigennützig, wenn das, was man ihr an eigenen Gedanken und Empfindungen schenkt, eben nicht viel werth ist. Nur Personen geben sich ganz der Welt hin, die ihr nichts Bedeutendes damit geben. Wer nicht gerade dazu berufen ist, sich als Staatsmann mit ihr zu beschäftigen, der zeigt nur, daß er in seinem Inneren nichts besitzt, womit er sich beschäftigen könnte, wenn er ihr einen zu großen Antheil widmet. Leer sind die Köpfe und die Herzen, die mit nichts Anderem sich angenehm zu erfüllen wissen als mit dem, was in der Zeitung steht, mögen sie dann auch noch so gelehrt und noch so wichtig theoretisiren und deklamiren. Die Imbecillität der Leute ist am größten, wenn sie die Maske der Ernsthaftigkeit annimt. Va banque der Welt!"

„Sie sind ein Aristokrat oder ein Philosoph," entgegnete die Dame.

„Vielleicht beides, vielleicht keines von beiden," sagte Peregrin, „aber meine Anschauung stammt von heute und gestern, sie ist eine schnell gereifte Frucht des schönen Eilands, auf dem wir uns hier befinden, während rings um uns das Leben wogt in seiner häßlichsten und unausstehlichsten Gestalt."

„Und vielleicht wäre Ihre Theorie auch sonst giltig," erwiederte sie, „auch wenn man nicht immer einen Pallast zu seiner Verfügung hat, auch in einer offenen Mansarde mitten im Getümmel der Menschen, wenn nur das Herz und ganz besonders das Herz der Frauen gezwungen werden könnte, von der Welt, von der abscheulichen, süßen, schrecklichen und bezaubernden Welt abzulassen. Aber womit es beschwichtigen, als mit den Geschichten des Tages, wenn es im Moment zufällig nicht selbst an einer Liebesgeschichte spinnt? Und die Geschichten des Tages sind so widerlich! Wenn man auf die insipide Frage, was es Neues gibt, doch wenigstens immer ein Feenmährchen zur Antwort bekäme!"

„Haben Sie jemals das Dekameron des Boccaccio gelesen?" fragte Peregrin.

Sie verneinte so unbefangen, daß er wohl erkennen mochte, wie die Verneinung kein anderes Motiv hatte, als die Wahrheit, ja ihr Charakter,

so weit er auf denselben aus der Ungebundenheit ihrer Aeußerungen und selbst aus ihren Zügen schließen konnte, ließ ihn vermuthen, daß sie im entgegengesetzten Falle eben so unbefangen bejaht hätte.

„Nun wohl," fuhr Peregrin fort, „dieser unsterbliche Erzähler ist ganz Ihrer Meinung. Einem der größten und schrecklichsten Ereignisse seiner Zeit, der Pest in Florenz, hat er mit Mährchen geantwortet, mit den anmuthigsten Novellen, die bis dahin vorkamen. Und er widmete das Erzählte ausdrücklich den Frauen, die im Leiden den geringsten Trost haben, während dem Manne allerlei Spiele und Geschäfte zu Gebote stehen. Und wollen Sie Krieg und Politik für die moralische Seuche unserer Zeit halten, so befinden wir Beide uns ganz in der Lage der sieben Damen und drei jungen Männer, welchen Boccaccio seine Fabeln in den Mund legt. Denn er läßt sie aus der betrübten Stadt weichen und einen prächtigen Pallast beziehen, wo Natur und Kunst ihre Wunder entfalten. Da sprudeln aus ihren heiteren Seelen die vergnüglichsten Geschichten."

„So fehlt uns denn nichts mehr," sagte sie lächelnd, „als der Boccaccio, der uns seine Fabeln in den Mund legte. Wer sollte uns, wer sollte

wenigstens mir dieser erfindungsreiche Dichter sein?“

„Ich würde behaupten, das eigene Leben,“ antwortete Peregrin, „aber Niemand erzählt sein eigenes Leben. Das würde nur Derjenige im Stande sein, dem es gelänge, ohne Spiegel, der auch eine Täuschung ist, sein eigenes Gesicht zu sehen. Die lebhafteste Erinnerung wird ein gegenwärtiger Einfall, wenn man sie ausspricht. Die erzählte Vergangenheit ist immer mehr oder minder deutlich eine Erfindung des Augenblicks. Mit ein wenig Erfindungsgabe kann aber auch Einer, der alle seine Tage in einer Erdhöhle zubrachte, etwas Interessantes erzählen und es im Nothfall sein Leben nennen, ja mit gutem Gewissen selbst daran glauben, daß er erlebt hat, was er in einem günstigen Moment vorbringt.“

„Ich will Sie thatsächlich widerlegen,“ sprach die Unbekannte, „vorausgesetzt, daß Sie mir einige Erfindungsgabe zutrauen. Und das werden Sie, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich ein paar Kleinigkeiten für die spanische Bühne geschrieben habe. Nun, trotz dieses Talentes der Imagination und obgleich mein Leben nicht in einer Erdhöhle verfloß, sondern ein äußerlich ziemlich bewegtes war, fordere ich Sie auf, aus den Hauptumständen meiner

Existenz etwas Interessantes herauszufinden, wenn Sie können. Der schlechteste Poet würde nicht einen Roman daraus machen wollen. Ich bin die Tochter eines spanischen Schriftstellers, der im übrigen Europa unbekannt geblieben ist. Ich war nebst der Poesie seine ganze Liebe und seine höchste Freude auf dieser Welt. Ganz in seinem Geiste und nach seinem Herzen erzog er mich. Ich half ihm, als ich herangewachsen war, in seinen Arbeiten, namentlich in mühseligen Uebersetzungen aus allen romanischen Sprachen, die er für das liebe Brot auf sich nehmen mußte. Später schrieb ich sogar Einiges selbst, das unter seinem Namen veröffentlicht wurde. Als er starb, blieb meiner Mutter und mir nur die bitterste Armuth. Meine Mutter fand einen niederen Posten in der Administration des Theaters. Ich sann unsere Lage zu verbessern, aber ohne Talent für die Bühne und durch den Verlust meines Vaters, der mir Alles war, der inneren Spannkraft, der Anleitung und der Fähigkeit beraubt schriftlich zu produziren, war ich Anfangs zu gar nichts zu gebrauchen. Daran ist nichts Neues, wie Sie sehen, und das wird nicht dadurch interessant, daß ich es jetzt als eine Vergangenheit erzähle. Eben so wenig werden Sie es sonderlich pikant oder im geringsten über-

raschend finden, daß mir unter solchen Verhältnissen Propositionen gemacht wurden, die ich nach meiner Natur und nach meiner empfangenen Bildung verlachte und verachtete. Einer dieser Edlen, die sich sämmtlich sehr naiv meine „Freunde" nannten, ein Greis bereits, großer Amateur in Kunstsachen, eine Liebe, der er glänzende Staatsämter geopfert hatte, verlangte zuletzt nichts weiter von mir, als daß ich mich in unseren Nationaltänzen üben und ihm täglich einen davon vorführen möge. Ich hatte nie daran gedacht, zu tanzen, er behauptete aber, daß er sich darauf verstehe, daß ich ganz dazu geschaffen wäre und daß es ihm ein kostbares Vergnügen sein müßte, ein haut goût, wie er sich ausdrückte, mich auf seinem Zimmer als mein alleiniges Publikum Cachuca tanzen zu sehen und die Castagnetten schlagen zu hören. Meiner Einwendung, daß Tänze nothwendig auch eines Tänzers bedürfen, begegnete er mit der Erzählung der außerordentlichen Erfolge, die spanische Tänzerinnen auf europäischen Bühnen fänden, ohne daß man beim Anblick dieser Halbtänze die Ergänzung vermisse. Ich war in arger Noth und versprach, ihm seinen Willen zu thun."

Sie versank in Nachdenken und fuhr erst nach einem geraumen Stillschweigen fort:

„Wenn etwas seltsam ist an dieser einfachen Geschichte, an der ich Ihrer Theorie entgegen nichts im Augenblicke erfinde, da ich sie erzähle, so ist es der Umstand, daß sich mehr und mehr eine Scheu meiner bemächtigte, diese Tänze dem alten Mann allein vorzuführen. War ich mir Anfangs in diesen Tänzen läppisch und kindisch vorgekommen, so hatte ich sie bei größerer Uebung liebgewonnen, aber während ich sie ohne Befangenheit und mit Vergnügen auf dem Grasplatz des ersten besten Dorfes im Angesicht aller Leute getanzt hätte, wurde es mir nach und nach zu einer unerträglichen Pein, es im geschmückten Salon unter Statuen und Bildern zu thun und besonders unter den seltsam blickenden Augen des Greises. Es war mir wie ein Verrath am nationalen Geist des Tanzes, daß ich ihn im vornehm stillen Zimmer, wohin er nicht gehörte, als ein Absonderliches vorführte, dazu kam, daß die natürlichsten Bewegungen, die meine Aufgabe forderte und bei denen ich vor Tausenden von Zuschauern kein Widerstreben empfunden hätte, mir vor diesem einzigen Zuschauer, seiner Miene, seinem ganzen Wesen gegenüber, unpassend, unerlaubt, schienen. Ich tanzte schlechter als ich sollte, ohne Geist, ohne Feuer.“

Peregrin warf einen Blick auf ihre weich und plastisch sich hinstreckende Gestalt und begriff, was sie entweder selbst nicht verstand oder nur errathen lassen wollte. Sie fuhr fort: „In dieser Qual ging die Mittheilung von dem Glück spanischer Tänzerinnen im Ausland in meiner Seele wie ein hineingestreuter Keim auf. Ich beschloß öffentlich zu tanzen, natürlich ebenfalls in der Fremde, denn in Spanien lohnt nicht Jeder gleich meinem alten Protektor mit Geld, was er überall auf dem Lande und selbst in den Straßen der Städte umsonst schauen kann. Ich gab meinem Gönner den Abschied, ich muß sagen, mit einem Gefühl von Haß, als ob er mich beraubt hätte, während er mich doch mehr als es sonst einem Menschen eingefallen wäre, beschenkt hatte. Mit meiner Mutter, deren Vorwürfe ich beschwichtigen mußte, denn ich hatte sie durch den Ertrag meines Tanzes bereits in eine bessere Lage gebracht, überschritt ich die Pyrenäen. Mir kam es nicht in den Sinn, mit meinem Erwerb einen Ehrgeiz zu befriedigen. Das Tanzen für Geld blieb unter der Würde meiner Erziehung, selbst wenn man mir die Ehre angethan hätte, es eine Kunst zu nennen. Ich trachtete nicht nach den Hauptstädten zu gelangen. Je kleiner und unbekannter der Ort, wo ich auftreten sollte,

um so entsprechender meinem Gefühl. Unter dem Namen Dolorida tanzte ich auf den Theatern unbedeutender Städtchen meistens im Anschluß an wandernde Schauspielertruppen, glücklich, daß sich mein Ruhm nur mündlich von einer Ortschaft zur anderen verbreitete, was zu guten Einnahmen genügte, ohne daß eine Zeitung Gelegenheit fand, mir eine noch größere und unerwünschte Oeffentlichkeit zu verschaffen."

„Sie scheinen mir erfahren und gebildet genug, mein Herr," setzte sie nach einiger Ueberlegung ihre Mittheilung fort, „um nicht begierig zu sein, was mir während dieses Wanderlebens begegnen konnte, zu erfahren. Es müßte eine sehr mittelmäßige Phantasie sein, die sich von dem Treiben der Theater-Bohême noch bestechen ließe und mehr dahinter vermuthete als hundertmal traurig erlebt und lustig dargestellt wurde. Nichts also von den gewöhnlichen Abenteuern eines solchen Vagabundirens, von den Gemeinheiten, denen ich entgegenzukämpfen, von dem Ekel, den ich nicht selten zu überwinden hatte. Ich wollte Sie nur überzeugen, daß Ihre Ansicht nicht überall die Probe hält, wenn ich aus einem Leben, das doch bewegt und manigfaltig genug war, nichts zu berichten weiß, das die Aufmerksamkeit zu fesseln würdig wäre

oder wobei ich selbst mit so viel Interesse verweilen würde, um es unbewußt auszuschmücken, was Sie doch wohl unter der Erfindungsgabe eines ehrlichen Autobiographen verstanden haben, der nicht absichtlich lügen will. Warum lächeln Sie ungläubig zu meinem Ernst?"

„Entschuldigen Sie, Senora Dolorida — lassen Sie mich Sie bei diesem schönen Namen nennen, bei dem Sie gewiß von Tausenden mit Entzücken genannt wurden — selbst wenn ich auch aus Höflichkeit so unhöflich sein wollte, zuzugeben, daß in dem, was Sie mir direct erzählten, nichts Außerordentliches, nichts Anziehendes wäre, so liegt doch in dem Ton der Müdigkeit, der Abneigung, in welchem Sie von den abgelaufenen Tagen sprechen, jenes Element der Gegenwart, von dem ich sagte, daß es der eigentliche Inhalt einer erzählten Vergangenheit ist. Nur eine ganz neue Wendung Ihres Lebens, deren Wirkung noch in Ihnen vorherrscht, konnte Ihnen jene Gleichgiltigkeit für das früher Erlebte einflößen. Wer weiß, ob Sie nicht mit Gluth, mit Leidenschaft, vielleicht sogar mit Freudigkeit von Ihrem ehemaligen Beruf gesprochen hätten, so wie von den Umständen, die Sie demselben zuführten, wenn ich so glücklich gewesen wäre, Ihnen zu begegnen, als Sie ihn noch

ausübten. Jetzt, unter dem Druck, mindestens unter dem Gedanken eines Gegensatzes, einer davon verschiedenen Richtung Ihrer Seele ist Ihre Erinnerung anders gefärbt. Und dieses Verschwiegene und dennoch Verrathene ist hier das Anziehende, welches nach meiner Meinung keiner Schilderung des eigenen Lebens fehlt, auch der ehrlichsten nicht, denn es macht sich als Ergebniß des Momentes eben ohne Willen und Absicht des Erzählers geltend."

„So wäre es Ihnen denn interessant," sagte Dolorida, „auch zu vernehmen, was uns später begegnete, um sich zu überzeugen, ob Sie mit Recht aus der Abspannung, mit der ich der Vergangenheit gedenke, auf besondere Schicksale schließen, die meine gegenwärtige Lage ausmachen? Ein wenig bin ich Ihnen auch Offenheit schuldig, denn ich habe eine heimliche Sünde der Neugier gut zu machen. Ich war nicht so diskret wie Sie. Sie haben den Intendanten, wie er mir selbst sagte, mit keiner Frage nach mir incommodirt, während ich so viel von Ihren Verhältnissen aus ihm herausforschte, als ihm nur immer selbst bekannt sein mag. Ich kenne Ihren Namen, ich weiß, daß Sie mit Ernest de Kéroubarre in Paris viel verkehrten und ihm ein guter Freund geworden sind,

was Sie nicht abhielt, sich mit seinem schönen Vaterland zu duelliren und wie Sie selbst bekennen, vielen seiner Landsleute die Rückkehr dahin für immer unmöglich zu machen. Was für ein wahnsinniges Ding ist der Krieg, das Morden fremder Leute, vielleicht der aimabelsten des Jahrhunderts, im Namen der Weltgeschichte, wenn man sich im Namen der eigenen Privatgeschichte scheut eine Kugel, einen Dolch an eine persönliche Adresse zu senden, womit oft viel Klügeres ausgerichtet wäre! Ich bin Ihnen die Erzählung meines Lebens noch aus einem anderen Grunde schuldig. Sie waren vielleicht selbst das Werkzeug meines Geschickes. Vielleicht gelingt es mir Ihr hartes Soldatenherz, dem das Schlachten im Krieg so natürlich scheint, dennoch mit einem Gewissensvorwurf darüber zu belasten. Aber ich habe mehr gesprochen, als für eine Stunde der Siesta gut ist und will mich heute nicht mehr aufregen."

IV.

Eine heiße Nachmittagsstunde vereinte am nächsten Tage abermals die neuen Freunde zur Siesta im schattig-kühlen Wintergarten. Hätte die Galanterie von Peregrin gefordert, daß er sich

ungeduldig nach der Mittheilung zeige, die ihm Dolorida versprochen hatte, selbst wenn er gleichgiltig dafür gewesen wäre, so ließ ihm die schöne Spanierin nicht lange Zeit, den geeigneten Ausdruck für höfliche Neugierde zu suchen. Zwei Motive von mehr gefälliger Art als wirklichem Gewicht hatte sie als die Gründe angegeben, die sie zur Erzählung ihrer ferneren Schicksale anregten; vielleicht lag noch ein dritter, und zwar der eigentlich bestimmende, verborgen in ihrer Seele. Wenigstens war, als sie nun ohne neue Aufforderung zu sprechen begann, der Ton wärmer, die Bewegung eifriger, das Antlitz durchgeistigter, nachdem sie bisher die theilnahmsloseste Zuhörerin dessen zu sein geschienen, was sie selbst erzählt hatte. Kaum gönnte sie sich jetzt einige Züge aus der Cigarette, als Mittel, ihre Emotion zu beherrschen. Sie verrieth jedoch, daß sie dieselbe nicht zeigen wollte, und versuchte es, sich auch ferner im Geleise einer ruhigen Reflexion zu erhalten.

„Das Dekameron meines Lebens wird nun bald erschöpft sein," sagte sie, „und dann ist es an Ihnen, zu beginnen. Ich gelangte auf meinen Wanderzügen in diesen Theil Frankreichs, als eben der Ausbruch des Krieges, der nun beendet ist,

zur Gewißheit geworden war. Das Schauspiel der Rüstungen, des Aus- und Einschiffens der Truppen, des bunten und oft so fröhlichen Hin- und Herwogens als Vorbereitung großer Ereignisse nahm meine Aufmerksamkeit gefangen. Vor Allem aber gefielen mir die alten braunen Gesichter der aus Afrika gekommenen Soldaten. Es gibt Gestalten, die als Typen ganzer Menschenklassen auftreten, so daß man solche Erscheinungen hundertmal gesehen zu haben glaubt, weil sie am augenfälligsten repräsentiren, was man sich als das Eigenthümliche gewisser Beschäftigungen, Stände, Berufszweige hundertmal vorgestellt hat. So hegt unser Phantasie fertige Typen des Jägers, des Seemanns, des durch Generationen fortdienenden Hausverwalters, und erblicken wir nun eine Person, die diesem Bilde entspricht, so gewinnen wir in ihr den Typus lieb, ohne uns um die besondere Individualität zu kümmern, die vielleicht eine ganz abscheuliche ist, oder die, wenn sie auch alle Eigenschaften besitzt, die wir ihrem Beruf gemäß bei ihr voraussetzten, nebenbei Unschönheiten und selbst Laster entwickelt, die mit unserer Vorliebe in starkem Widerspruch stehen. Meine Einbildungskraft war von jeher von dem Bild des alten Soldaten bezaubert, der sein Leben in Schlachten und

Gefahren unzähligemal mit der größten Kaltblütigkeit gewagt hat und nun fest und sicher auf seinen Lorbeern steht, als der Mann, der nichts fürchtet. Was verbindet sich nicht Alles mit dem Charakter der Furchtlosigkeit! Nicht nur für das Weib ein Gefühl des unbedrohtesten Schutzes, sondern für Jedermann das Bewußtsein, daß bei Einem, der nichts fürchtet, die Freihet der Meinung, die Offenheit, die Wahrheit zu finden sein muß. Bald bemerkte ich einen Mann, dessen wie von wunderbarer Energie belebte und, wie es mir vorkam, von den merkwürdigsten Erfahrungen gefurchte Züge dies Alles und noch viel mehr auszudrücken schienen: Biederkeit und jene Seelengüte, die in rauher Form nur um so gewinnender wirkt. Kurz, er war die Verwirklichung eines meiner Ideale, wenn auch nicht eines solchen, das im Leben aufzufinden ich mir sonderliche Mühe gegeben hätte. Bei allem Wohlgefallen, das mir sein Anblick gewährte, lag mir nichts ferner als der Wunsch, in irgend eine persönliche Beziehung zu ihm zu gerathen. Dennoch, als ich des Abends im Theater tanzte, bemerkte ich ihn mit Vergnügen in einer Loge. Man nannte ihn den Capitän Clarly; seine Uniform war malerisch, seine Brust mit Orden geziert und er gehörte, wie ich glaube,

zur Fremdenlegion. Seltsam war es, daß selbst die Officiere, die sich um das Theaterpersonal drängten, nichts Genaues von ihm wußten. Er hatte unter ihnen den Ruf eines Braven, aber er war kein Franzose, ihrer Sprache kaum mächtig und sie zählten ihn nicht eigentlich zu ihrer Kameradschaft. Ich dachte übrigens nicht weiter an ihn, als ich mit meiner Mutter in meine Wohnung im Gasthofe zurückkehrte und drehte nach dem kleinen Souper wohlgemuth eine Cigarette, als die Thüre aufsprang und er unerwartet vor mir stand. Ihm folgte ein Herr in Civil mit einem mächtigen Portefeuille unter dem Arme und mit einer Amtsmiene zum Erschrecken. Der Herr im Civil verbeugte sich übrigens und blieb stehen, während der Capitän nach kurzem Kopfnicken ungenirt einen Stuhl nahm und sich mir gegenüber setzte, die ich vor Erstaunen und auch vor Entrüstung über dies unangemeldete Eindringen noch kein Wort gefunden und mich von meinem Sitz nicht erhoben hatte."

Die Erregung der Erzählerin war größer, als das bisher Erzählte zu rechtfertigen schien. Peregrin bemerkte dies im Stillen und lauschte mit um so größerer Spannung.

„Wie war ich überrascht," fuhr sie fort, „als mich der Capitän in der Sprache Castiliens anredete! Er wußte meinen wahren Namen, den er freilich auf der Mairie erfahren haben konnte, er wußte aber auch meine näheren Verhältnisse und versicherte, meinen Vater gekannt zu haben. Eifrig und eilig sprach er von alledem, wie um mich so rasch als möglich mit seinem kühnen Besuch zu versöhnen. Nicht ganz beschwichtigt, konnte ich doch der Bestechung durch die Laute meiner Heimath mich nicht entziehen. Dazu kam, daß der würdige Mann mit dem Portefeuille, der noch immer vor mir stand, Mühe hatte, sich und seine Würde aufrecht zu erhalten, denn seine altersschwachen Beine schienen das Stehen kaum mehr zu ertragen. Ich mußte ihm aus Mitleid einen Stuhl bieten und konnte nicht vermeiden, daß dies vom Capitän wie eine Billigung seines aufdringlichen Kommens gedeutet wurde. Meine Mutter, die sich bereits zur Ruhe hatte begeben wollen, kam, angelockt von dem Klang ihrer Sprache aus fremdem Munde, aus dem Nebenzimmer. Der Capitän begrüßte sie als Landsmännin und gleich einer alten Freundin, was sie, so freundlich sie es aufnahm, doch nicht so weit einschüchterte, daß sie nicht rund heraus gefragt hätte, welchem Umstand

sie einen so späten Gast zu verdanken habe. Er bat sie, sich an den Tisch zu setzen und ihm zu erlauben, Wein bringen zu lassen, da es einem alten Soldaten schwer falle, ohne diese flüssige Nachhilfe einen trockenenen Gegenstand zu verhandeln. Denn in der Hauptsache, fügte er hinzu, betrifft es eine sehr ernsthafte Angelegenheit, wie Sie schon aus der Anwesenheit dieses respectablen Herrn, des Notars Herrn Denuncques entnehmen können, wenn auch für mich, meine Damen, nach dem Ernst Glück und Plaisir kommen soll. Er verzog dabei die Lippen zu einer Bewegung, die ohne Zweifel ein Lächeln vorstellte, und blickte mich dann, nachdem er den Aufwärter gerufen hatte und bis der verlangte Champagner auf dem Tisch stand, den Schnurrbart streichend mit einer Miene an, die mir äußerst mißfiel. Erst nachdem er getrunken, und uns Alle, mich aber ganz besonders genöthigt hatte, ihm Bescheid zu thun, begann er seine Eröffnung."

„Ich will Sie nicht," fuhr Dolorida nach einer Pause fort, „mit den Reden und Widerreden ermüden, die nun folgten, so wenig wie mit der Angabe der verschiedenen Eindrücke, die sich dabei meiner bemächtigten. Der Capitän versicherte, daß ich ihm die größtmögliche Leidenschaft eingeflößt hätte

und daß er nicht so brusque zu Werke ginge, wenn er nicht gezwungen wäre, schon am nächsten Morgen mit der Armee weiter zu ziehen. Früher aber wolle er sich meinen Besitz durch alle erdenklichen Mittel und Opfer sichern. Er habe zu diesem Zweck den Notar mitgebracht, um mir sein ganzes Vermögen rechtlich gut schreiben zu lassen."

Alleinstehende Frauen von einiger Bildung und Würde gehören zu den beklagenswerthesten Geschöpfen innerhalb unserer gesellschaftlichen Zustände. Das Gesetz und ihre eigene Tugend schützen sie gegen unumwundene Angriffe auf ihre Ehre, gegen Verbrechen wider ihre Person, aber überall sind sie schutzlos der Huldigung ausgesetzt, die eine Beleidigung, dem Beweis von Zuneigung, der eine Beschimpfung ist. Dennoch ist der Schwächsten eine Waffe gegeben, die niemals ohne Erfolg bleibt, wenn sie nur von der Energie der wirklichen Ehrenhaftigkeit geführt wird. Wenigstens schreibe ich es dem siegreichen Ausdruck meines Blickes, meiner Miene, der sittlichen Unnahbarkeit einer reinen Frau zu, wenn ich es nicht einer echten und darum höheren Leidenschaft des Capitäns beimessen soll, daß er von dem Terrain, auf das er sein Geständniß Anfangs hinspielen wollte, rasch ablenkte und darauf hinauskam, mir den Vorschlag

zu machen, ihn noch in dieser Stunde in allen Formen der Gesetzlichkeit zu heirathen; er mache sich anheischig die Civiltrauung beim Maire noch in der Nacht zu bewerkstelligen. Um mich, oder vielmehr meine Mutter, um deren Beistimmung es ihm nun zunächst zu thun sein mußte, von den Vortheilen zu überzeugen, die eine so seltsam geschlossene Ehe für mich haben würde, zog er ein sorgsam umwickeltes Papier aus der Brusttasche, welches, wie er sagte, sein ganzes Vermögen repräsentirte. Ich sollte noch während seines Lebens die Eigenthümerin der Hälfte, nach seinem Tode aber die Universalerbin des Ganzen sein. Der anwesende Notar hätte die nöthigen Acte darüber aufsetzen und gerichtlich giltig zu machen. Zugleich reichte er Herrn Denuncques die kostbare Schrift, die er hervorgezogen hatte, und bat ihn, den Inhalt vorzutragen."

„Es war eine Schenkungs Urkunde oder ein Schuldschein, ich weiß das nicht zu entscheiden, kurz, ein rechtskräftiges Document, durch welches der Graf Ernest de Kéroubarre für sich und seine Erben sich verpflichtete dem Capitän Clarly oder dessen Erben auf Verlangen und gegen Ablieferung dieses Scheines die Summe von 50.000 Fr. aus-

zubezahlen, sammt Zinsen vom Tage der Ausstellung an berechnet."

„Meine Mutter, die den Capitän Clarly bisher trotz der Landsmannschaft nicht mit allzugünstigen Augen betrachtet hatte und wie ich an gewissen Symptomen in ihren Zügen bemerkt, nahe daran gewesen war, beim Anfang seiner Propositionen in die leidenschaftlichste Wuth auszubrechen, wenn er ihnen nicht zum Glück schnell eine andere Wendung gegeben hätte, sah jetzt aufmerksam bald ihn bald mich an. Die Verlesung des Actenstückes hatte sichtlich großen Eindruck auf sie gemacht und ihr den Antrag des Capitäns zu einer Sache erhoben, die wohl des Bedenkens werth wäre. Der Advocat bestätigte indeß in Folge einer Aufforderung Clarly's, daß hier Unterschrift, Siegel und Wappen des Grafen Kéroubarre vorliege, sowie die vollständige Rechtskraft des Documentes, gegen welche unter keiner Bedingung Zweifel erhoben werden könnten. Uebrigens bürgt mein Wort als Officier," sagte Clarly; — „und mein Name," fügte der Notar hinzu, „der in der That einen großen Ruf besaß — er lebt heute nicht mehr — und dessen Name selbst mir schon zu Ohren gekommen war, so oft nämlich die Theater-Directoren der Gegend von Processen mit ihren Schauspielern

sprachen. Dies Alles erhöhte noch die Wichtigkeit der Sache in den Augen meiner Mutter. Was mich betrifft, so empfand ich die Kühnheit eines solchen Heirathsantrages fast nicht minder schmerzlich und zurückstoßend, als die früher zum Durchschimmern gekommene Brutalität, wenn ich auch nach conventioneller Sitte eine förmliche Werbung nicht mit der gleichen Indignation zurückzuweisen berechtigt war. Ich betrachtete aufmerksam den Capitän, seine glühenden Blicke hafteten erwartungsvoll an mir und dies dem Wort eines schwachen Weibes wie einem Schicksal Hingegebene des starken Mannes, die kindliche Furcht und Freude zugleich, die ihn in diesem Augenblick zu beherrschen schien, das gab seinen Zügen das Sympathische zurück, das mich Anfangs, da ich ihn nur aus der Ferne gesehen, für ihn gewonnen hatte. Aber selbst wenn er mir gefiel — und dies Wohlgefallen war weit davon entfernt, das einer Liebenden zu sein — was war geschehen, wodurch war ich vor der Welt so tief gesunken, daß ein Fremder es wagen durfte, vorauszusetzen, ich werde augenblicklich seine Hand als die meines Herrn und Gebieters ergreifen, blos weil sie mir eine gewisse Summe Geldes zu bieten hat? War es minder ein Kauf wie auf dem Sklavenmarkt, weil

eine gesetzliche Form den Kauf sanctioniren sollte? Das hätte Niemand gewagt, als ich noch an der Seite meines Vaters lebte, was war seitdem anders an mir? Ich sollte nicht lange darüber in Ungewißheit bleiben."

„Meine Mutter mochte mir wohl die Mißstimmung meines ganzen Wesens über diesen Vorgang vom Gesicht abgelesen haben. Wenn sie auch vielleicht nicht eben so rasch die Motive derselben erkannte, so war sie doch gewohnt, mir von den Eigenschaften meiner Nation vorzugsweise den Stolz zuzuschreiben, und das genügte ihr, um einen heftigen Kampf mit und in mir zu vermuthen. Sie sprach auch dies aus, aber sie irrte sich; ich kämpfte nicht mit mir, zu bestimmt und natürlich ergab sich mir der Entschluß entschiedener Ablehnung. Um so heftiger ward der Kampf, den die Mutter selbst mit mir begann. Gerne hätte sie vom Capitän eine Bedenkzeit erbeten, um sie dazu zu benützen, mich zur Annahme seines Vorschlags zu persuadiren, der Abmarsch seines Corps jedoch am nächsten Morgen drängte gebieterisch Ueberlegung und Beschluß in den gegenwärtigen Augenblick zusammen. So nahm sie denn keine Rücksicht mehr, und da sie des Französischen nicht mächtig genug, daß es ihr zum Dolmetsch einer stürmischen

Erregung hätte dienen können, stellte sie mir in unserer eigenen Sprache und somit zum vollkommenen Verständniß des Capitäns unsere unglückliche Lage vor Augen und ließ mich den Jammer der Armuth und eines Lebens, wie wir es nun schon geraume Zeit führen mußten, in ganzer Summe durchempfinden. Man mag Geld und Gut verachten oder wenigstens in eigener Person leicht über die Entbehrung hinwegkommen, wenn sie zugleich die Bedingung für die Bewahrung des inneren Adels ist. Vernimmt man aber aus fremdem Munde, was man in dieser Beziehung leiden muß, vernimmt man es von einem Wesen, mit dem man durch eines der theuersten Bande der Natur verknüpft ist, von einem unzertrennlichen Genossen dieses Leidens, dann legt sich das schnöde Geld mit der ganzen Schwere des Metalls auf die Seele, jede edlere Rücksicht niederdrückend, dann kömmt man sich wie ein Missethäter vor, daß man nicht reich ist, daß man den Klagenden nicht mit jedem Mittel, das sich eben darbietet, helfen will. Und hat es der Klagende bisher aus natürlichster Billigkeit vermieden zum Ankläger zu werden, der Möglichkeit einer Abhilfe gegenüber fühlt er sich zu den leidenschaftlichsten und selbst zu den unsinnigsten Vorwürfen berechtigt, — sollen sie doch

bewirken, daß man das vermeintliche, eigene Glück nicht aus der Hand lasse. Lang verhaltene Seufzer, unterdrückte Bitterkeiten strömen nun als ungerechte Beschuldigungen hervor, die Ehre, die man behauptete, wird zum Egoismus, die Opfer, die man gebracht, werden zu Lastern herabgewürdigt, — gilt es doch durch die spitzigsten Waffen das Herz zur Empörung gegen den Druck der Gegenwart aufzustacheln und ihm jeden Preis einer bessern Wendung annehmbar erscheinen zu lassen. Ich, die so eben, ohne Rücksicht auf meine materielle Noth und meine aussichtslose Zukunft, ja ohne Gedanken daran, diesen Mann und sein freches Werben mit gerechtem Stolz zu tief unter meiner Würde geglaubt hatte, um auch nur eine Antwort zu ertheilen, — ich kam mir nach den einschneidenden Reden meiner Mutter beschämt, gedemüthigt, wie ein Sträfling vor, mit Elend wie mit Ketten belastet, ja zur Dankbarkeit verpflichtet gegen Jeden und wäre es der Roheste, der von der Höhe seiner Unabhängigkeit, seines Wohlstandes herab mir noch einen Blick gönnen mochte, die ich des socialen Verbrechens fähig war, eine Bettlerin zu sein."

„Und wer weiß, wozu ich in der Verblendung des Momentes, betäubt von dem kreischenden Jammerschrei über Armuth und Entbehrung ge-

bracht worden wäre, wenn nicht die Fremdheit des ganzen Vorgangs noch immer über Alles, was ich sonst empfand, Herr geblieben wäre. Das erhielt mir einen Rest von Besonnenheit. Hatte ich von meiner Nation den Stolz, so hatte meine Mutter von ihr das heiße Blut, die sanguinische Freudigkeit, mit der sie an Vornehme glaubte und an ihre Versprechungen. Seit der Graf Kéroubarre in der Sache genannt war, schien ihr auch der Capitän ein Mann von hohem Gewicht zu sein. Ich raunte ihr in's Ohr, daß uns jede Bürgschaft fehlte, wirklich einen Besitzer von Tausenden vor uns zu haben und nicht das Spiel eines Abenteuerers zu sein, durch den wir zuletzt nur in Schmach und in doppelte Noth gerathen. Sie sah schwankend bald den Capitän, bald den Advocaten, bald mich an, das Ansehen der Rechtsperson und der Rang des Officiers waren ihr offenbar zu bedeutend, als daß sie meine Meinung hätte theilen können. Dennoch benützte ich den Moment ihrer Besonnenheit oder doch ihres Besinnens, um den Versuch zu einem Compromiß zu machen. Ach! wie tief mußte meine Seele an diesem Abend gebeugt worden sein, daß ich mich selbst dazu herbeiließ!"

„Um mich im Voraus eines ruhigen Anhörens von Seite Clarly's sowohl, als meiner Mutter zu

versichern, begann ich damit, die Einwilligung zu einer Verbindung mit meinem Freier zu geben, doch ließ ich unmittelbar die Erklärung darauf folgen, daß von einer so extemporirten und nach meinem Sinne unschicklichen Heirath, wie es die Forderung des Capitäns war, von einer Heirath in dieser Nacht nicht die Rede sein könne. Erst nach beendetem Krieg oder wenn Clarly seinen Abschied nehmen wollte, oder wenn mir überhaupt eine convenable Frist gelassen würde, sollte man mich zu dem verlangten Schritt bereit finden. Der alte Soldat hatte nach dieser Eröffnung das Ansehen eines Tiegers, dem man die Beute in dem Augenblick entzieht, da er sie schon mit den Krallen gepackt. Nie habe ich bei einem Menschen den Ausdruck einer so thierischen Wuth gesehen. Er brach in Verwünschungen, in fast sinnreich combinirte Verfluchungen aus, er raste. Dem Advocaten, der, ohne die Worte zu verstehen, sich beim Anblick solchen Wahnsinns entsetzt erhob und das Zimmer verlassen wollte, verschloß er die Thüre und drückte ihn auf den Stuhl nieder. Vielleicht hätte er mich mißhandelt, wenn ich zu fliehen versucht hätte, wenn ich ihm nicht mit vollkommener Ruhe wie einem Schauspiel auf der Bühne zugesehen hätte. Diese eiserne Unerbittlichkeit meiner

Haltung brach endlich seinen Zorn, und plötzlich, ohne Uebergang, ward er zum jammernden, flehenden Kinde. Er warf sich zu meinen Füßen nieder, er küßte meine Hände, mein Kleid, meine Schuhe, er weinte und beschwor mich, sein Glück nicht erst von der zweifelhaften Chance abhängig zu machen, daß er aus dem bevorstehenden Kriege lebend zurückkehre. Ich blieb unbeugsam, ich suchte ihm verständlich zu machen, daß ich mich selbst für eine Verworfene ansehen müßte, wenn ich einen Bund schließen würde, der in meinen Augen keinen Sinn hat, da ihm kein Einverständniß vorherging und eine augenblickliche, vielleicht ewige Trennung ihm folgen soll."

„Ich glaube nicht, daß der Capitän meine Einwendungen vollkommen begriff. Aber die Zeit verstrich, die Nutzlosigkeit seines ferneren Drängens mochte ihm klar werden und er endlich selbst den Gedanken in's Auge fassen, daß er sich wenigstens für den glücklichen Fall seiner Heimkehr aus dem Krieg sichern könne, was im Moment unerreichbar war. Er fragte nun, was ihm Bürgschaft gebe, daß er mich später willig und bereit finden werde, seine Werbung anzuhören und anzunehmen, ja was ihm garantire, daß er mich überhaupt und unvermählt wieder finden werde, daß ich nicht in der Zeit, da

er in Italien sein werde, in Verhältniße trete, die ihm jeden ferneren Weg zu mir für immer abschneiden."

„Bei dieser Wendung bemächtigte sich meine Mutter des Wortes. Sie zog den Capitän in das Nebenzimmer und schloß, ich kann es nicht anders sagen, einen Handel mit ihm ab. Ein Contract wurde aufgesetzt, durch welchen ich mich verpflichtete, mich als die Braut des Capitäns zu betrachten und bis zu seiner Rückkehr oder bis zur amtlich beglaubigten Nachricht seines Todes in der Stadt zu verweilen, in der ich mich eben befand und während dieser Frist nichts zu unternehmen, was vor den Augen des Gesetzes oder der Ehre meine künftige Vermählung mit Capitän Clarly unmöglich machen könnte."

„Als Gegenleistung setzte er mich zur Universalerbin seines aus dem Schein über 50.000 Francs bestehenden Vermögens ein, unter der Bedingung, daß ich bis zur eintreffenden Nachricht seines Todes in der Art gelebt und mich verhalten haben würde, wie ich mich als seine Braut dazu verpflichtete. Der Advocat setzte die nöthigen Acte darüber auf und händigte sowohl dem Capitän als mir die betreffenden Papiere ein, die auch bestä-

tigten, daß der Schuldschein des Grafen Kéroubarre bei Herrn Denuncques deponirt blieb."

„Nachdem diese Förmlichkeiten vollzogen waren, händigte Clarly dem Notar eine Summe ein, deren Größe es begreiflich finden ließ, daß der Alte den stattgefundenen Auftritten geduldig beigewohnt und seinem mühevollen Amt sich noch in so später Nacht unterzogen hatte. Er schied auch, nachdem er seinen Lohn in Empfang genommen hatte, so eilig als es ihm seine Gebrechlichkeit erlaubte. Der Capitän aber blieb und machte Anstalten bis zum Morgen zu bleiben. Er trank die Flaschen leer und ließ neue kommen, er setzte sich an meine Seite und stimmte den Ton des Mannes an; der es sich in seinem eigenen Hause wohl sein lassen will. Anfangs drang noch der gutmüthige biedere Ton des Soldaten durch seine Reden, ziemlich entsprechend den sympathischen Zug in seinen Mienen, der mich zuerst für ihn eingenommen hatte. Agitirt von allem Vorhergegangenen, bewegt von dem Gedanken, diesem Mann, wenn es das Schicksal nicht anders fügt, für immer angehören zu müssen, und dadurch begierig einen tieferen Blick in sein Wesen zu werfen, hatte ich der späten Stunde nicht Acht und bemühte mich nur, seine Unterhaltung von dem ungemessenen und durchaus nicht

zarten Lob meiner äußeren Erscheinung auf die Vergangenheit des tapferen Kriegers abzulenken. Es brauchte auch nicht viel, um ihn in Erzählungen seiner Thaten zu verflechten, und selbst einige Ruhmredigkeit dabei mißfiel mir nicht, da sie ganz wohl zu der Vorstellung stimmte, die ich mir von dem alten Soldaten gemacht hatte. Allein in dem Maße als er dem Weine zusprach, verlor sich die angenehme Harmlosigkeit seiner Mittheilungen. Erst dadurch ward ich mir der Unschicklichkeit seines Verweilens in so vorgerückter Stunde bewußt. Es bedurfte aber des dringendsten Zuredens meiner Mutter und eines gebieterischen Auftretens von meiner Seite, um ihn endlich zur Entfernung zu bewegen. Früher mußte ich ihm den Verlobungkuß gewähren, auf den er ein Recht hatte. Er schied, und ich warf mich mit einer Empfindung auf mein Lager, als ob ich in den verletzlichsten Organen meiner Seele grausam mißhandelt worden wäre."

„Dem Drucke dieser Stimmung konnte ich mich auch in den folgenden Tagen nicht entziehen. Das Theater bis zur Entscheidung meines Geschickes nicht mehr zu betreten, war ich sogleich entschlossen. Allein vergebens suchte ich in der mir dadurch gewonnenen Einsamkeit mich zu fassen und aufzurichten. Die letzte halbe Stunde mit Clarly hatte

die Illusionen zerrissen, die ich mir von seiner Persönlichkeit gemacht, als sie mir noch mehr nicht denn der Typus seines Standes gewesen war. Dennoch hatte er sich nicht so schlecht, ja in seiner Weise selbst zu liebevoll und zu edel gezeigt, daß ich mein Herz zu dem barbarischen Wunsch hätte stimmen mögen, durch seinen Tod auf dem Schlachtfelde von ihm befreit zu werden. Ich starrte trostlos in die Zukunft."

„Meine Mutter hatte inzwischen Besprechungen mit Herrn Denuncques und schrieb Briefe nach Paris, da es sich für sie zunächst um die Verification des mir für den Todesfall Clarly's zugewiesenen Vermögens handelte. Ohne Antheil vernahm ich die Berichte über die vollkommene Beglaubigung aller vom Capitän angegebenen Umstände. Und ich muß sagen, daß mich ein Schreck, eine Art Entsetzen befiel, als ich eines Tages die Zeitung in Händen hielt, die den Tod des Capitäns Clarly auf dem Schlachtfelde von Montebello mit amtlicher Gewißheit mittheilte. Mir war, als würde ich in diesem Augenblick fühlbar von der Nemesis bezeichnet, als ihr Opfer in der Zukunft, weil ich den Tod eines Menschen, der nichts an mir verschuldet, und der mir nichts schuldig war, zur Staffel meines irdischen Glückes gemacht hatte.

Mir war als hätte ich eine frevelhafte Wette auf Tod und Leben, ein verruchtes Spiel gewagt, und nun wäre mein Unglück beschlossen, weil die Wette gewonnen, der Spielgewinn mir zugefallen war. Die Trauer, in die ich mich kleidete, war keine Heuchelei, galt sie nicht dem Todten, so galt sie der Zerstörung, der ich im Moment, da jene Kunde eintraf, mein Leben auf immer verfallen glaubte.

„In diesem seltsamen Zustand meines Innern ward mir ein Schreiben des Grafen Ernest de Kéroubarre zur Wohlthat. Er hatte durch den Notar die Abschrift des Testamentes empfangen und begleitete nun, in der Voraussetzung, daß der Capitän eine Braut in vollem Sinne des Wortes, eine Liebende, zurückgelassen hätte, die Anweisung an seinen Banquier in dieser Stadt, mir die geerbte Summe auszubezahlen, mit Trostworten, die freilich nicht das Richtige trafen, zugleich aber mit dem Anerbieten, wenn ich, wie er glaubte, allein stehend und verlassen der Stille und Zurückgezogenheit von der Welt bedürftig wäre, ich so lange, als es mir gefiele, in diesem seinem Hause Aufenthalt nehmen möge. Die Dankbarkeit, die er dem Capitän schuldete, wäre mit dem endlich eingelösten Betrag nicht getilgt, und er freue sich, sie über das Grab des Braven hinaus bethätigen zu können."

„Ich nahm diesen Vorschlag an, augenblicklich und mit der größten Genugthuung. Der Fall war in der Stadt bekannt geworden und hatte Aufsehen erregt. In der gewohnten Umgebung weiter lebend, hätte ich entweder mein betrübtes Herz zur Schau tragen müssen, was als die albernste Hypocrisie gegolten hätte, oder ich wäre genöthigt gewesen, eine Freude zu heucheln, die ich nicht empfand. Dem Allen entging ich in der Unzugänglichkeit dieses stillen Pallastes. Meine Mutter kehrte nach Spanien zurück; sie sehnte sich die alten Verhältnisse wieder zu begrüßen, die gewohnte Lebensweise zu führen, jetzt in der gesicherten Ruhe eines sorglosen Wohlstandes. Mich fesselte noch ein geheimer Wunsch an Frankreich, ein Wunsch, den ich nicht zu äußern gewagt hätte, aus Furcht für wahnsinnig zu gelten. Ich habe das Vermögen in der Verwaltung des Banquiers gelassen, bei dem ich es beheben sollte, und nur den Zinsengenuß und zwar nur zu Gunsten meiner Mutter angetreten. Aber wenn sich auch in den abgelaufenen Wochen, seit ich die Todesnachricht empfing, die Bedrückung meiner Seele, ich möchte sagen, meines Gewissens verlor — der geheime Wunsch blieb, mich unter einem guten und vollständigen Grunde von einem Besitz loszumachen, der mir nicht anders erscheinen

will, als ob ich ihn mit einer Entehrung meiner Person erkauft hätte."

Dolorida schwieg, und Peregrin, der sich erinnerte, wie sorglos heiter sie ihm geschienen hatte, da er sie zuerst gesehen, so daß ihm sogar der Contrast zwischen ihrer Miene und ihrer Trauerkleidung aufgefallen war, fühlte sich geneigt, das Vorgeben, daß sie sich ihres Besitzes nicht freuen könne für eine Maske zu halten, die sie in seinen Augen verschönern sollte. Und dennoch konnte die Erregung, in der sie bisher erzählt hatte, keine erkünstelte sein. Vergebens hatte er erwartet, den Grund derselben aus dem Erzählten selbst zu entnehmen. Und auch jetzt schien sie den Gleichmuth noch nicht wiedergefunden zu haben, mit dem sie am Tage vorher von den früheren Momenten ihres Lebens gesprochen hatte. Sie blickte wie nach einem abwesenden Gegenstand zur Seite, ihr Busen hob sich schwer, offenbar hatte sie nicht Alles gesagt. Diese Betrachtung hielt den Sarkasmus zurück, mit dem Peregrin sie bereits hatte trösten wollen, daß sie ihre Erbschaft mit übertriebenem Zartgefühl wie ein Unglück empfinden wollte.

„Ich entnehme Ihren Mittheilungen nichts," sagte er offen, „was Sie mit Betrübniß zu erfüllen

berechtigt wäre. Ein Mann, der Sie in seiner Art heiß und aufrichtig liebte, hat Ihnen über das Grab hinaus einen Beweis von Liebe gegeben, und wenn ich zugeben will, daß es nicht uneigennützig und nicht in den Formen der Delicatesse geschehen ist, ja daß Sie völlig Herr Ihres Willens die Chance dieses Glückes niemals angenommen hätten, so sagt Ihnen doch Ihr Gewissen, daß Sie im anderen Falle Ihre Pflicht gethan hätten. Sie sträuben sich die Erbin des Capitäns zu sein und Sie wissen, daß Sie sich nach Wort und Contract nicht gesträubt hätten, seine Gattin zu sein."

„Wer sagt Ihnen das?" fuhr sie heftig auf, „vielleicht war es in mir beschlossen, den Vertrag zu brechen, wenn der Mann lebend zurückkehrt, und ich fand nicht den Muth, in diesem Bewußtsein den Vertrag auch dann zu brechen, als er blos zu meinem Vortheil ausschlug, nicht den Muth das Geld zurückzuweisen, zu dem ich innerlich nicht mehr berechtigt war. Doch um dieß handelt es sich seit gestern nicht mehr. Noch vor zwei Tagen, noch Ihnen gegenüber gab es Augenblicke, in denen mich der Gedanke, durch meinen Besitz über die roheste Willkür des gemeinen Schicksals erhoben zu sein, mit einer Freude erfüllte, die mich Alles vergessen ließ. Während ich Ihnen mein Leben

als ein abgethanes erzählte, hat es weiter gespielt. Berichten Sie mir morgen um diese Stunde von einem Besuch, der heute noch an Ihre Thüre klopfen wird."

Mit diesen Worten erhob sie sich und verließ den Raum in einer Aufregung, die sie selbst den Abschiedsgruß vergessen ließ.

V.

War es die Folge ruhiger Ueberlegung oder das Ergebniß eines Planes — Dolorida empfing am nächsten Nachmittage den Theilnehmer ihrer Siesta mit derselben Miene heiterer Unbesorgtheit wie da er sie zum ersten Male gesehen. Dafür zeigte Peregrin nicht mehr ganz den Gleichmuth eines unbetheiligten Beobachters fremder Geschicke, mindestens war ihm eine gewisse innere Bewegtheit abzumerken. Nicht lange ließ er das schöne Mädchen in Zweifel, daß er der Stunde mit besonderem Verlangen entgegengesehen hatte. Der Drang, ihr mitzutheilen, was er erfahren, wirkte dabei weniger mit, als die Neugierde, wie sie die Kunde, die er ihr zu bringen hatte, aufnehmen werde.

„Ihre Vorhersagung, Mademoiselle, war richtig," begann er, „ich war gestern von meinen

gewohnten Streifereien in die Umgegend zurückgekehrt, als mir der Intendant noch in später Abendstunde einen Besuch meldete. Unser wackerer Haushofmeister entschuldigte sich, daß er zu so unbequemer Zeit einen Unbekannten, der einem Bittsteller gleichsehe, zu mir lasse, aber derselbe wäre mit einer Ermächtigung des Grafen Ernest de Kéroubarre ausgerüstet, mich hier aufzusuchen. Ich ließ hierauf natürlich den Unbekannten ohne Weiteres eintreten."

„Ehe Sie fortfahren mein Herr," sagte Dolorida, „gestatten Sie mir die Bitte, so umständlich und speciell als möglich zu erzählen. Ich war gestern in leidenschaftlicher Aufregung, aber ich habe seitdem bedacht, daß nur Unbefangenheit mich zu einem richtigen Verhalten in der Sache bringen kann. Die Angelegenheit droht, sich wie eine Last an mein Leben zu heften. Wenn ich mir Klarheit gewinnen, einen betrügerischen Streich vielleicht durchschauen soll, so muß ich mit ruhiger Seele zu Werke gehen. Allein dabei ist mir jedes Detail von Wichtigkeit, keines so geringfügig, daß es nicht einen Fingerzeig abgeben könnte, die Wahrheit zu entdecken."

„Warum aber," fragte Peregrin, „haben Sie mir nicht gestern schon Alles mitgetheilt, was Sie

wußten und was ich seitdem erfahren habe, nachdem es Ihnen bereits bekannt war, daß man mich dazu ausersehen hatte, zur Entwirrung dieses räthselhaften Abenteuers beizutragen?"

„Sie sollten ohne Voreingenommenheit," antwortete Dolorida, „dem ersten Anblick der kuriosen Person entgegengehen, die sich mir in so unerhörter Weise aufdrängen will, und mir durch Ihr Urtheil eine Richtschnur geben. Hätte ich Ihnen gesagt, was ich denke, Ihnen die Schrift überliefert, die ich erhielt, Sie wären im voraus gestimmt gewesen, einem Industrieritter zu begegnen. Aber Sie haben die Person nun gesehen; möge die Kenntnißnahme dieses Schreibens ergänzen, was Sie hörten und was Sie denken. Dann berichten Sie mir."

Sie reichte ihm einen Brief, der die Unterschrift trug: „Brasnuel, Soldat in der algierischen Fremdenlegion." Angeschlossen war eine vom Capitän Clarly unterfertigte Erklärung des Inhalts, daß er, der Capitän, wenn ihm der Tod auf dem Schlachtfelde während dieses Krieges bestimmt sein sollte, seine Braut (hier war Dolorida mit ihrem Familiennamen bezeichnet), seinem treuen Freunde und Kameraden Brasnuel vermache, damit dieser in den Mitgenuß des ihr von Seite des Capitän testamentarisch zugefallenen Vermögens gelange.

Von Dolorida könne er hoffen, daß sie diesen letzten Wunsch eines Mannes erfüllen werde, der ihr ein großes Glück bereitet hätte, ohne ein Gegenleistung dafür beanspruchen zu können. Indem sie Brasnuel heirathe, beweise sie ihre Dankbarkeit für den Todten und zahle ihm in loyaler Weise eine große Schuld ab. Ohne die Begegnung mit der Spanierin würde er sein Vermögen gleich ursprünglich Brasnuel, den er liebte, vermacht haben.

Dolorida brach nach halblauter Vorlesung dieses barocken letzten Willens, wie oft sie ihn auch schon für sich gelesen hatte, in ein helles Lachen aus, das Peregrin sich nicht enthalten konnte zu theilen, obgleich er von dem Zusammenhange der Sache bereits besser als das Mädchen unterrichtet war.

„Ist es jemals vorgekommen," sagte sie, „daß man eine lebendige Braut wie eine todte Sache auf einen Anderen überträgt? Nun wahrhaftig, dieser Brasnuel ist sehr erfinderisch in seinen Mitteln, aber nicht sehr difficil in seinen Erfindungen. Und bemerken Sie, daß die angebliche Unterschrift Clarly's halb unleserlich ist. Sie gleicht jedenfalls nur sehr wenig derjenigen, die ich selbst gesehen habe, auf den Papieren, die der Notar Denuncques

abfaßte. Aber lesen Sie auch den Brief, das ist noch merkwürdiger."

In dem mit Brasnuel unterfertigten Brief erbat der Schreiber eine schriftliche Entscheidung Dolorida's, ob sie geneigt wäre, den Willen des Todten zu ehren. Er, Brasnuel, wolle früher nicht auf einer persönlichen Zusammenkunft bestehen, da sein Aeußeres nicht vortheilhaft genug wäre, um sie zu Gunsten des Antrages zu stimmen; sie werde im Gegentheil, wenn sie ihn erst nach gefaßtem Entschlusse sähe, dem Wunsch des Mannes, der sie bereicherte, in jedem Falle zu entsprechen, über eine wenig gefällige äußere Erscheinung des neuen Bewerbers leichter hinwegkommen.

„Diese Schriften," sagte Dolorida, „wurden mir vor zwei Tagen vom Intendanten übergeben. Wenn sie mir auch im Grunde lächerlich vorkommen, so haben sie mich doch stürmisch bewegt, wie Sie sich gestern selbst überzeugten, und erregen auch heute noch mein ernstes Bedenken. Wie willig würde ich mich finden lassen, Jedem, der sich als Verwandter oder Freund Clarly's rechtmäßig beglaubigt, die ganze Erbschaft abzutreten, die ich freilich lieber für die alten Tage meiner Mutter verwende, als einem Betrüger ausliefere. Anderseits, wenn diese Erklärung des Capitäns, das

bizarre Document hier, Wahrheit wäre, wenn er in der That seine Rechte an mich, die er durch sein Geld erkaufte, auf Einen der sich Brasnuel nennt, übertragen hätte, — so wäre es mir, als ob mich die Nemesis, von der ich sprach, schon gepackt hätte. Denn vergessen Sie nicht, daß ich es wie eine Veruntreuung betrachtete, das Vermögen in Besitz genommen haben, nachdem ich bis dahin das Bewußtsein gehegt, wenn Clarly aus dem Krieg zurückkehrt, das Eheversprechen nicht zu erfüllen. Dadurch hatte ich den Vertrag von meiner Seite im Stillen aufgehoben und eigentlich kein Recht mehr an den Genuß der Vortheile, die mir der Vertrag in Aussicht stellte. Ohne das Zureden meiner Mutter hätte ich den Contract auch offen gebrochen, ich hätte ein Verhältniß zu einem anderen Manne gesucht, ich wäre in's Kloster gegangen. Jedenfalls wollte ich nicht die Gattin Clarly's werden und doch habe ich mir den Preis bezahlen lassen, als ob ich diesen Willen behauptet hätte. Das war ein Verbrechen, das freilich nur im verborgensten Innern meiner Seele vorging, aber deßhalb mein Gewissen nicht minder belastetete, wenn ich auch auf Momente darüber hinaus zu kommen glaubte. Und nun, da es geschehen ist, da das Vermögen in Besitz genommen

ist, ja sogar ein beträchtlicher Theil desselben, wenn auch nur vom Zinsertrag verbraucht wurde, — müßte es mir nicht willkommen sein, das Verbrechen damit zu sühnen, daß ich den Willen des Capitäns nachträglich erfülle, daß ich ihm die Rechte einräume, für die ich genügend bezahlt wurde, für die ich den Preis schon genossen habe, auch wenn er diese Rechte auf einen Anderen übertrug? Es ist die Nemesis, die ich fürchtete! Das Unrecht, die Sünde, mich verkauft zu haben, will Buße und Vergeltung, auf eine oder die andere Weise, durch meine Gewissenspein oder durch ein schmachvolles, unglückliches Leben. Ich würde mich tödten, wenn mein Tod zurückbezahlen könnte, was vom Geld des Capitäns nicht mehr vorhanden ist. O Gott! Wenn Brasnuel kein Betrüger wäre!"

„Was haben Sie ihm geantwortet oder ihm antworten lassen?" fragte Peregrin.

„Ich ließ ihm durch den Intendanten sagen," erwiederte Dolorida, „daß ich ihn weder sehen, noch ihm ein schriftliches Wort gönnen will, bevor ich einen Freund gefunden habe, bereit, mir in einer genauen Untersuchung beizustehen. Ich hatte dabei Ihre Güte im Sinne, mein Herr, und fuhr deßhalb auch in der Erzählung meiner Lebens-

geschichte mit viel größerem Eifer fort, als ich begonnen hatte. Er ließ mir hierauf wieder melden, daß ihn der Graf Ernest de Kéroubarre in Paris an Sie gewiesen habe, damit er mir nicht geradezu lästig falle und daß er von dieser Erlaubniß sogleich Gebrauch machen werde. Und nun, mein Herr, Sie haben das seltsame Individuum gesehen, und werden nun mein Verlangen begreifen, die detaillirteste Auskunft über sein ganzes Sein und Wesen zu erhalten."

„Ich ließ den Fremden eintreten," begann Peregrin von neuem, „und es widerfuhr mir zum ersten Male in meinem Leben, daß ich über den Anblick eines Menschen erschrack. Anfangs wähnte ich, das zweifelhafte Licht, welches die Dämmerung eines späten Sommerabends durch die Fenster goß, bereite mir eine optische Täuschung. Allein der Diener brachte die helle Lampe, schloß die Gardinen, es war keine Augenblendung mehr möglich; was ich sah war Wirklichkeit und ganz geeignet, einen Augenblick lang Entsetzen zu erregen, selbst einem Manne, der wie ich die Mannigfaltigkeit des Gräßlichen in den Gesichtern der auf dem Schlachtfeld Sterbenden beobachtet hatte. Ihre Phantasie würde vielleicht durch eine Schilderung noch ärger beleidigt als Ihre Auge durch die

Realität, ich erwähne darum nur, daß die schauerliche Entstellung sich von der Stirne zwischen den Augen bis zur Oberlippe zieht, so daß dem Unglücklichen das Sprechen eben so sehr als dem Hörer das Verstehen erschwert ist, und daß ein vollkommen kahl rasirter Schädel, nur an einer Stelle mit einem schwarzen Verband bedeckt, das Zeugniß einer noch nicht vernarbten Wunde, den Eindruck des unnatürlich Schrecklichen noch erhöht. Dies Trümmerwerk von einem Menschen, denn auch seine Extremitäten haben furchtbar gelitten, schleppte sich so nahe an mich heran und glotzte mir so herausfordernd in's Gesicht, als ob es seine Absicht gewesen wäre, daß ich mir das leichenhafte Bild tief genug einpräge. Erst nach zwei Minuten etwa, die in einer solchen Situation eine lange Zeit sind, und in denen ich doch wie gebannt das Ungeheuerliche anstarrte, breitete der Mann eine Binde über die Entstellung seines Antlitzes, und während er sie rückwärts befestigte, sagte er mir, daß es zum Verständniß der Erklärungen, die er mir zu geben habe, nothwendig gewesen wäre, mich mit dem zurückstoßenden Anblick seines Aeußeren nicht zu verschonen."

„Und nun überreichte er mir ein offenes Billet von unserem Freunde Ernest de Kéroubarre,

das im Wesentlichen nur die Bitte an mich enthält, den Ueberbringer anzuhören und, wenn ich es ertrage, auch anzuschauen, um dann nach eigenem Gutbefinden den Mann entweder ohne weiteres abzuweisen, oder die Vermittlung zwischen Ihnen, Dolorida, und ihm zu übernehmen, wobei der Graf auf meine Galanterie gegen eine Dame rechne, die er mit Rücksichten umgeben will, daß ich Ihnen nichts Lästiges oder gar Schreckliches zumuthen werde."

„Ich fragte nun nach dem Namen der seltsamen Creatur, die, während ich das Billet gelesen, sich auf den Boden gelegt oder vielmehr zu einer unkenntlichen Figur zusammengerollt hatte, wahrscheinlich weil sich das Sitzen mit einem derartigen physischen Zustand nicht mehr verträgt. Und nun, Mademoiselle, wenn Sie Brasnuel für einen Betrüger halten, machen Sie sich auf eine noch viel kühnere Erfindungsgabe gefaßt, als Sie ihm selbst nach den Proben, die er Ihnen bisher gegeben hat, zutrauen würden. Aus der Gliedermasse zu meinen Füßen scholl es mit der wahren Grabesstimme, die der Mann besitzt, zu mir empor: „Ich bin der Capitän Clarly."

Dolorida sprang auf und blickte Peregrin mit dem Ausdruck der höchsten Ueberraschung an,

zugleich aber zeigte sich ein leises Lächeln auf ihren Lippen, als hätte sie erwartet, daß Peregrin nach Allem, was sie ihm mitgetheilt hatte, über diese Behauptung in Lachen ausbrechen müßte. Als aber der Deutsche einen Ernst zeigte, der bewies, daß die Erscheinung des Fremden einen größeren Eindruck als blos den einer abenteuerlichen Unwahrheit bei ihm verursacht haben müßte, sagte sie, während sie ein Zittern ihrer Glieder kaum zu unterdrücken vermochte: „Wandern die Todten? und wenn es so wäre, warum kam er nicht zuerst zu mir? Warum meldete er sich nicht mit seinem wahren Namen?“

„Das war meine erste Frage,“ erwiederte Peregrin, „und er entnahm daraus, daß ich Vieles wissen müsse, von dem er mich erst zu unterrichten vorhatte. Allein um mich nicht von einem Gauner überrumpeln zu lassen, bemerkte ich ihm, daß er Alles sagen, daß ich seine Erinnerungen mit den Ihren gleichsam confrontiren müsse, wenn ich auch nur den geringsten Umstand, der mit einer so wahnsinnig klingenden Angabe verbunden ist, Glauben beimessen solle. Und vor Allem hätte er mir die Frage zu beantworten, warum er als Capitän Clarly, der in den amtlichen Registern als Gefallener figurirt, selbst wenn hier ein unglaublicher

Irrthum sich eingeschlichen hätte, nicht zuerst und sogleich vor seiner Braut erschien."

„Er erzählte mir nun — und bei der Mühseligkeit, mit der er im Sprechen, namentlich des Französischen, fortkömmt, verging die halbe Nacht darüber — jenen Theil seiner abenteuerlichen Existenz, der mit der Sache zusammenhängt. Er begann damit, wie er in Algier dem Grafen Ernest Kéroubarre in einer kriegerischen Affaire das Leben mit Gefährdung des eigenen rettete. Weniger edelmüthig, als man es bei solchen Gelegenheiten in Romanen ist, hatte er auf das Andringen des Grafen, ihn für das Geschehene würdig zu belohnen, die Erklärung gegeben, daß er, nicht in der Lage französischer Officiere, durch kühne Thaten in Afrika für ihre Beförderung und zugleich ihre Bereicherung zu sorgen, nicht einsehe, warum er als ein armer alter Soldat nicht wenigstens aus dieser That, die auch ihres Lohnes werth wäre, Nutzen ziehen soll. Es wäre ihm ganz erwünscht, wenn er einmal des Krieges satt sich zur Ruhe zu setzen geneigt wäre, ein kleines Kapital an sicherem Orte bereit liegen zu wissen. Darauf hatte ihn der Graf noch einmal so dankbar umarmt, weil er seine große Schuld einigermaßen tilgen konnte, und ihm die Schuldverschreibung ausgestellt, nachdem sich

der Capitän mit der bezeichneten Summe mehr als zufrieden erklärt hatte."

„Das erzählte mir der Capitän," fuhr Peregrin fort, „und ließ hierauf folgen, wie er nach dem südlichen Frankreich kam, wie er Sie im Theater sah, wie er Sie in Begleitung der Notars Denuncques im Gasthof aufsuchte und was sich zwischen Ihnen und ihm begab. Wenn nun auch natürlich der Sinn wegfiel, in welchem Sie, Dolorida, das Abenteuer betrachteten, wenn die Motive nicht durchschimmerten, die zum Theil blos in Ihrer Seele spielten — im Thatsächlichen seines Berichtes, muß ich gestehen, nicht den geringsten Widerspruch mit Ihren Bekenntnissen entdeckt zu haben. Mich überzeugte dies jedoch keineswegs von seiner Identität mit Ihrem Verlobten, sondern drängte mich nur um so mehr zur Wiederholung meiner Frage, warum er bei alledem und wenn er wirklich Derjenige wäre, der er zu sein behauptet, nicht geradezu vor Sie hingetreten wäre."

„Er bat mich hierauf, seinen schwachen Kopf in der Ordnung zu lassen, die er sich für seinen Bericht im vorhinein ausgedacht hätte, eine Bitte, die mir nicht zu Gunsten seiner Wahrhaftigkeit zu sprechen schien. Indessen fuhr er in seinen Ge-

ständnissen fort. Er kämpfte bei Montebello. Nachdem er einen Kolbenstoß und einen Säbelhieb in den Kopf und mehrere Schußwunden in's Gesicht erhalten, blieb er besinnungslos liegen. Wie viele Stunden, wie viele Tage vielleicht, das weiß er nicht. Vielleicht hatte sein eigenes Blut eine Kruste gebildet, vielleicht war seine Lage zwischen anderen Körpern der Art, daß er sich nicht hatte verbluten können. Er fand sich ohne Uniform, ausgeplündert, nackt, als er zu sich kam. Von neuem des Bewußtseins beraubt, erwachte er erst im Lazareth wieder zum Leben. Als er verbunden und gestärkt war, wurde er nach seinem Namen, nach seinem Rang u. s. w. gefragt. Er nannte sich; man war erst verwundert, dann lachte man. Er wußte nicht, was er davon halten solle; als er aber auf die Wiederholung der Frage natürlich dieselbe Antwort gab, erzählte ihm ein Verwundeter, der neben ihm lag, daß man den Capitän Clarly bereits mit anderen Braven auf dem Schlachtfeld bei Montebello begraben hätte. Der lebendige Todte schwur und fluchte, der Arzt verwies ihn zur Ruhe, indem er dabei die Umstehenden auf die Schädelwunde aufmerksam machte und zugleich an seine eigene Stirne griff, um eine Gehirnzerrüttung anzudeuten."

„Nach einigen Tagen bat Clarly — wie ich ihn noch immer nennen muß, so lange wir eben die Wahrheit nicht wissen — daß man ihm einen Kameraden seiner Compagnie gegenüber stellen möge, um sich von der Richtigkeit seiner Angabe zu überzeugen. Der Kamerad kam und hatte Clarly kaum angesehen, als er in unauslöschliches Gelächter ausbrach, daß diese Gestalt und dieses Gesicht dem Capitän Clarly angehören sollten. Wenn es einer wäre, den er kennt, sagte der Kamerad, so wäre es der Sergeant Brasnuel, der eine ebenso eingedrückte Nase hätte, von der jetzt gar nichts mehr zu sehen und der auch immer spanische und französische Brocken durcheinander geworfen hätte. Das war nur in so ferne wahr, als Brasnuel ein Patois seines Departements in seine Reden mischte. Uebrigens hatte Clarly, wie er sagt, den Sergeant Brasnuel an seiner Seite gesehen, ehe er die Besinnung vorlor, ob als Verwundeten oder Todten kann er nicht sagen. Aber es wäre möglich, behauptet unser Mann, daß Brasnuel sich seiner Uniform bemächtigt hätte und in derselben begraben worden wäre. Anders könne er sich den Irrthum nicht erklären."

„Als Clarly dem Kameraden gegenüber bei seiner Behauptung blieb, brachte dieser einen

Spiegel herbei und Clarly versichert, daß er es nach dem ersten Blick seinem eigenen Bruder nicht verargt hätte, ihn nicht wieder erkannt zu haben. Von nun an zog er sich schweigend in sich selbst zurück und sprach nicht mehr von seiner Vergangenheit. Die Wunden heilten verhältnißmäßig rasch, er sollte nach seinem brennenden Wunsche entlassen und nach Frankreich gebracht werden. Da verlangte man denn neuerdings authentische Auskunft von ihm, wie er sich nenne, wo er gedient habe. Er sagte, was er immer gesagt. Das hatte zur Folge, daß er von neuem ärztlich untersucht wurde und fürchten mußte, man werde ihn in einem Irrenhaus unterbringen. In dieser Verzweiflung that er eines Morgens, als ob er erst zum Bewußtsein seiner Person käme, und bekannte sich scheinbar aus freien Stücken dazu, der Sergeant Brasnuel zu sein. Man versah ihn mit dem Nöthigen und er wurde mit zahlreichen Andern, die den Transport bereits vertragen konnten, weiter geschafft. Indessen war er im Innern weit davon entfernt, seinen Namen, seinen Rang, seine Person verloren zu geben. Zuerst trachtete er, nach Paris zu gelangen, wenn Niemand Anderer, dachte er, werde ihn Derjenige wieder erkennen, dem er das Leben gerettet, dessen dankbares

Herz sich von den Umständen nicht werde täuschen lassen."

„Diese Appellation an das Gefühl eines edlen Mannes blieb ohne Erfolg. Wohl zögerte der Graf nicht einen Augenblick, den Fremden zu empfangen, als sich dieser in Angelegenheiten des Capitän Clarly meldete, doch vermochte er nicht seinen Lebensretter in ihm wieder zu erkennen. Es waren zwar Jahre seit dem Aufenthalt des Grafen in Algier verstrichen, allein wollte er auch zugeben, wie er selbst sagte, daß ein so lange Zeit und vor Allem die Entstellungen durch die jüngst empfangenen Wunden die Physiognomie des Capitäns bis zur Unkenntlichkeit verändert haben mochten, die zusammengeschrumpfte Gestalt widersprach allen Vorstellungen, die er von seinem Befreier aus den Händen fanatisirter Araber im Gedächtniß bewahrte, allzusehr, als daß er auf die Zumuthung eingehen hätte können, den ziemlich hochgewachsenen Capitän Clarly in dem Unglücklichen vor sich zu sehen. Dieser behauptete, daß sein langes, hilfloses Liegen auf feuchter Erde die erste Ursache der Verkrümmung und theilweisen Lähmung seiner Extremitäten war, wodurch er kleiner erschiene, als er in Wahrheit wäre. Alles was der Graf zugestehen wollte, war, daß der Mann, der, um sich kenntlich zu

machen, den Vorfall in Algier mit den genauesten Einzelheiten schilderte, mit einer Stimme, die der Graf auch nicht wieder erkannte, ein vertrauter Freund und Kamerad des Braven gewesen sein müßte, für welchen er gelten wollte. Dieser Umstand aber genügte dem dankbaren Herzen des Grafen. Er erbot sich dem Fremden, den Niemand als Capitän Clarly selbst so genau in alle Lebensverhältnisse des Letzteren eingeweiht haben konnte, mit Allem, was in seinen Kräften stand, gefällig sein zu wollen. Dem Unglücklichen blieb keine Wahl."

„Seufzend, wie er mir berichtete, und ohne ferner auf seine Identität mit dem angeblich Verstorbenen zurückzukommen, nahm er den Einfluß seines Gönners in Anspruch, um ohne langwierige Formalitäten von der Armee entlassen zu werden. Zu diesem Zweck ließ er sich gefallen, auch weiter wie bisher für den Sergeant Brasnuel angesehen zu werden, von dem in der That nichts mehr zum Vorschein gekommen war und von dem nun der Capitän die feste Ueberzeugung hegt, daß jener unter seinem Namen begraben wurde. Vom Grafen erfuhr er, daß die Erbin Clarly's ihr Vermögen bereits in Besitz genommen hatte, und daß ihr der Graf eine Zuflucht in seinem Hause hier gewährt

habe. Als nun Clarly oder Brasnuel, wie Sie wollen, die Absicht kund gab, auch bei Ihnen, Dolorida, einen Versuch zu machen, in die Rechte zu treten, die man seiner Person nicht mehr zuerkennen wollte, warnte ihn der Graf ernstlich, Sie, so lange Sie sein Gast seien, im geringsten zu molestiren. Ich kann nicht entscheiden, sagte ihm der Graf geradezu, ob wirklich ein seltsame Verkettung der Umstände Sie Ihres wahren Namens, Ihrer Individualität gleichsam beraubt hat, oder ob Sie ein Wahnsinniger sind, mit einer fixen Idee behaftet, oder ob Sie, was ich nur ungerne zugeben würde, was aber jedem Anderen wahrscheinlich dünken wird, eine vertraute Freundschaft mit dem Capitän nun, da er todt ist, zu Ihrem Vortheil ausbeuten wollen. Um das Andenken Clarly's zu ehren, habe ich mich Ihnen gefällig gezeigt, aber auch um dasselbe Andenken zu ehren, habe ich seiner Braut ein Asyl gegeben. Die Manen Clarly's werde ich gegen Sie selbst schützen, da ich voraussetzen muß, daß ihm die Braut noch theurer war als der Kamerad. Alles was ich Ihnen gestatten kann in meinem Hause zu unternehmen, ist, die Vermittlung eines meiner Freunde anzusuchen, den ich soeben eingeladen habe, es ebenfalls zu bewohnen. Genügt Ihnen dies nicht und

dehnen Sie Ihre merkwürdige Behauptung so weit aus, ein Recht auf das Eigenthum Clarly's geltend zu machen, auch wenn das Mädchen sich weigert, Sie als Ihren Verlobten anzuerkennen, so bleibt Ihnen nichts übrig, als sich an die Gerichte zu wenden. — So sprach der Graf und übergab ihm das Billet, mit dem er sich bei mir einführte."

„Zu diesem Punkt seiner Erzählung gelangt, machte mich der Unglückliche darauf aufmerksam, daß ich mir nur die Frage selbst beantworten könnte, warum er nicht ohne weiteres sogleich vor Ihnen erschienen wäre. Wenn der edle Graf, der in überschwenglicher Dankbarkeit sich glücklich geschätzt hätte, seinen Retter zu begrüßen, ihn nicht wieder zu erkennen vermochte, wie hätte er es mit Hoffnung auf Erfolg wagen können, als Capitän Clarly vor Ihnen zu erscheinen, die Sie alle Vortheile davon haben, ihn zu den Todten zu zählen? Er kennt Ihren Charakter nicht, Ihre Schönheit, hat ihn bezaubert, von einer öffentlichen Tänzerin kann er aber nicht im voraus annehmen, daß sie einer Stimme in ihrem Innern, die vielleicht zu Gunsten seiner Identität spräche, Gehör gebend, sich des Vermögens begeben werde, indessen alleinigen Genuß sie getreten ist, wenn anderseits nichts für ihn spricht, wenn nichts Sie hindert, ihn

wie einen Betrüger für immer von Ihrer Schwelle zu weisen. Denn andere Beweise als das Auge Derjenigen, die ihn kurze Zeit früher gesehen haben, steht ihm nicht zu Gebote. Und selbst von diesen ist der Notar Denuncques, der vielleicht noch am besten für ihn hätte zeugen können, bereits gestorben. Bei dem vagabundirenden Leben, das er von jeher geführt, ist keinerlei Art von Papieren in seinem Besitz, so daß es ihm selbst unter gewöhnlichen Umständen, auch bei unverändertem Aeußeren, auch wenn er nicht von Amts wegen als Todter bezeichnet wäre, schwer gefallen wäre, sich gerade als kein Anderer denn als Capitän Clarly auszuweisen; er hätte sich zu diesem Zweck ausschließlich auf die Armee berufen können, wo er als solcher gekannt und genannt war. Wie aber jetzt, da ihn die Armee nicht mehr als solchen anerkennt? Müßten alle diese Umstände nicht die Tugend eines Engels, der sich an Ihrer Stelle befände, in die Versuchung führen, ihn zu verläugnen, ganz abgesehen davon, daß es das Wahrscheinlichste ist, Sie werden ihn allen Ernstes und mit dem besten Gewissen nicht wieder erkennen? Leute vom Theater aber, glaubt er erfahren zu haben, wären für gewöhnlich nicht so uneigennützig wie die Engel, und so wäre er auf den Gedanken gekommen Sie zu

prüfen, ob Sie, wenn auch Tänzerin, für den Mann, der Sie bereicherte, Dankbarkeit, Pietät genug bewahrten, um einen Wunsch zu erfüllen, den Sie für seinen letzten, im Sterben ausgesprochenen, halten müßten. Und er berichtete mir nun von den Schriften, die er Ihnen zusendete und die Sie mir eben mitgetheilt haben. Er dictirte dieselben einem Schreiber und hat sie mit seinen zitternden Fingern nur mühsam selbst unterzeichnet."

„Nachdem jedoch Ihre Antwort zwar nicht ablehnend aber auch nicht entschieden günstig lautete und Sie sich auf einen Freund beriefen, mit dem Sie sich erst berathen müßten, hielt er es für das Klügste, mich, den ihm der Graf als Vermittler bezeichnete, von Allem in Kenntniß zu setzen, um durch Wahrheit meines Beistandes würdig zu werden. Er ersparte mir nicht den Anblick seines so grausam entstellten Gesichtes, sondern entfernte die Binde, damit ich wisse, daß es wohlgethan war, nicht sogleich vor Ihnen zu erscheinen und den Widerstand, ihn anzuerkennen, den Sie schon aus Rücksicht auf Ihren Vortheil haben müßten, nicht noch durch Furcht und Schauder zu verstärken. Und nun verlangte er meine Ansicht, meinen Rath, vor Allem aber meine offene Erklärung, ob ich ihm glaube, ob ich ihn, nach seinen Geständ-

nissen moralisch überzeugt für den Capitän Clarly halte."

Dolorida hatte bisher mit anscheinendem Gleichmuth den Bericht angehört, den wechselnden Eindrücken von Angst, Befriedigung, Zweifel kaum gestattet, in ihren Zügen sichtbar zu werden. Als Peregrin jetzt inne hielt, mit einem prüfenden Blick auf sie, wie ob sie sich nicht jetzt bereits selbst ein Urtheil über den Fremden gebildet hätte, da faßte sie mit Leidenschaft die Hand des Deutschen und beschwor ihn, mit dem Ausdruck der höchsten Spannung und mit glühenden Worten, wie einen Richter, der mit seinem Ausspruch über Tod und Leben zu entscheiden hat, die Wahrheit ohne Schonung für sie zu sagen.

„Auch ich frage Sie, wie jener Mann," rief sie, „ob Sie ihn nach Ihrer moralischen Ueberzeugung für den Capitän Clarly halten, nur antworten Sie mir rücksichtsloser, als Sie vielleicht zu dem Unglücklichen sprachen."

„Ich kann Ihnen ganz dieselbe Antwort ertheilen, wie ihm," erwiederte Peregrin, „ohne meinen wahren Gedanken darüber zu verläugnen, oder auch nur zu umschreiben. Der Fall ist möglich: während des ersten Kaiserreich ist Aehnliches vorgekommen. Damals wurde ein auf dem Schlacht-

feld wie todt liegender und für todt gehaltener Officier sogar begraben, mit vielen Leichen in eine gemeinschaftliche Grube gesenkt und soll sich, zum Bewußtsein erwacht, wieder herausgearbeitet haben. So lautete seine Angabe, die Niemand glaubte, als er nach langem Heilungsprozeß unkenntlich geworden dem amtlichen Todtenregister widersprechen wollte. Eine absolute Ueberzeugung von seiner Identität konnte er nicht auswirken, wahrscheinlich hat er sich damit begnügt, hie und da eine subjective Ueberzeugung durch seinen Bericht erregt zu haben. Bei mir ist eine solche in unserem Falle nicht zu Stande gekommen, allein vergessen Sie auch nicht, daß ich den Capitän Clarly nicht gekannt habe. Ich bin von Natur aus und mehr noch durch Erfahrungen disponirt, den Menschen weniger als den Beweisen zu glauben, am wenigsten einem allzu treuherzigen und gutmüthigen Tone. Das schauerliche Individuum, das sich Clarly nennt, möchte mir manchmal vorkommen, als wäre es undenkbar, daß sich in seinem elenden Kopf eine Intrigue gebildet hätte, die zu ihrer Durchführung so viel Gedächtniß und Geistesgegenwart bedarf; dann wieder möchte ich diese Hinfälligkeit für die Maske halten, hinter der sich die verweifelte Anstrengung verbirgt, ehrlichen Leuten

so viel Geld als möglich abzunehmen, ohne daß sie es verhindern oder bestrafen können. Und hier handelt es sich um 50.000 Francs! Kurz, meine Ueberzeugung ist weder für noch wider, und dies habe ich ihm selbst gesagt. Ja, ich wiederholte ihm die Worte des Grafen, vielleicht ist er ein Opfer des Schicksals, vielleicht aber auch ein Wahnsinniger, möglich sogar ein die Freundschaft mit dem Todten ausbeutender Betrüger."

„Und wenn er nun das Letzte wäre," sagte Dolorida, „würde er sich nicht mit weniger als 50.000 Fr., nicht mit der Hälfte begnügen, wenn ich sie ihm als eine Abfindung geben würde, theils weil er, wenn nicht ein Freund Clarly's, doch genau mit ihm bekannt war, theils aber und hauptsächlich um fernerhin in Ruhe gelassen zu werden?"

„Er würde sich damit keineswegs zufrieden geben," erwiederte Peregrin, „denn als Capitän Clarly will er nicht nur sein Geld, sein ganzes Geld, sondern auch seine Braut dazu. Wie auch sollte er auf das Geringste verzichten, was ihm als Clarly von Rechtswegen zugehört, ohne fürchten zu müssen, daß er durch ein Verzichten den stärksten Beweis liefert, nicht Clarly zu sein, in welchem Falle ihm gar nichts mehr zugehört? Alles oder Nichts, hier gibt es keine Abfindung!"

„Er macht also Ansprüche an meine Person," schrie Dolorida, „und er fürchtet nicht, daß sein Betrug eben an dieser Vermessenheit scheitern wird! Er reizt meinen Zorn statt mein Mitleid zu wecken?"

„Und wenn er kein Betrüger und folglich kein Vermessener wäre?" sagte Peregrin ruhig.

Dolorida verstummte. Ihr Auge senkte sich zu Boden, und wie sie dabei dem Gedanken, den Peregrin eben ausgesprochen, erst ganz auf den Grund zu kommen schien, verzerrten sich ihre Züge beinahe in Angst und Entsetzen. Und wie ein Kind, das eine plötzliche schreckliche Erscheinung fürchtet, kauerte sie sich zusammen und fragte zitternd und mit leiser Stimme.

„Was gedenkt er nun zu thun? Und welchen Rath haben Sie ihm gegeben?"

„Zuerst," entgegnete Peregrin, „das Possenspiel Ihnen gegenüber aufzugeben und wenn er wirklich nicht Brasnuel ist, es auch vor Ihnen nicht scheinen zu wollen. Aus Pietät für einen Todten, sagte ich ihm, werden Sie nicht so weit gehen, sich wie ein todtes Möbelstück auf einen Anderen vererben zu lassen. Sodann aber möge er, weil kein objectiver Beweis seiner Identität mit Clarly möglich ist, an Ihre subjective Ueber-

zeugung appelliren und vor Ihnen erscheinen. Ich hätte Ihnen dies gerne erspart, Dolorida, allein wie ich Sie jetzt kennen lernte, weiß ich nur zu gut, daß in Ihrer Seele nicht früher wieder Friede herrschen wird, bis Sie trotzig und kühn Ihrem ganzen Geschick in's Auge geschaut haben."

„Sie haben Recht," sagte sie, „und ich danke Ihnen. Bringen Sie diesen Menschen morgen mit hieher. Sie müssen dabei anwesend sein. Bis dahin will ich allein bleiben."

VI.

Die feierliche Stille, die zu jeder Zeit in dem einsamen Pallast herrschte, mochte den zwei Bewohnern desselben an dem Tage, der auf ihre zuletzt geschilderte Zusammenkunft folgte, besonders bedeutsam zu Gemüthe dringen. War auch Peregrin an der Wendung der Dinge, in die er mit hinein verflochtet worden, persönlich unbetheiligt, so hielt ihn doch dieser Aufenthalt mit seiner ruhevollen Pracht wie ein Mährchen umsponnen, in das er die Interessen der wirklichen Welt um so weniger gerne einbrechen sah, als die schöne Spanierin ihm der seelenvolle Mittelpunkt des Mährchens zu sein dünkte. Sie war ihm weder durch ihre Schönheit

noch durch ihre geistige Individualität, aber wohl als Bestandtheil des friedlichen Zaubers, in welchem er hier die Tage hinbrachte, von Bedeutung geworden, und sollte eine rauhe Hand sie ihm entführen oder auch nur das Mitempfinden des poetischen Reizes, welchen dies Asyl gewährte, in ihr zerstören, so war der Zauber nicht mehr herzustellen, die Harmonie seiner Stimmung, die jetzt bereits auf einem Accord beruhte, durch den alleinigen Genutz nicht mehr zu gewinnen. So ergriff ihn diesmal die Stille des Sommertages in diesem Hause, die ihm sonst die natürliche Atmosphäre des Aufenthaltes zu sein geschienen, wie eine Mahnung bedrohlicher Art, wie die Stille vor dem Gewitter. Er würde keine Anstrengung und keinen Preis gescheut haben, Störungen abzuwehren, die in Beziehung zu seinem eigenen Leben von Außen hätten eindringen wollen, einem fremden Geschick gegenüber konnte er nur passiv abwarten, was sich begeben werde.

Die Stunden des Vormittags schlichen ihm heute zum ersten Male, seit er den Pallast bewohnte, mit fühlbarer Trägheit vorüber. Sonst hatte er es in Uebereinstimmung mit seiner Empfindung gefunden, daß Dolorida mit Ausnahme der Stunde, die der gemeinschaftlichen Siesta ge-

widmet war, für ihn unsichtbar blieb, es schien ihm die geistige Schönheit des Verkehrs zwischen ihnen zu erhöhen, daß sich derselbe auf eine bestimmte und nur kurze Frist concentrirte. Nie sehnte er sich die übrige Zeit mit ihr zu theilen, nie dachte er daran, mit welcher Beschäftigung sie dieselbe hinbringen möge. An diesem Tage jedoch war es ihm schmerzlich, ihr nicht im Hause und nicht im Garten zu begegnen. Er hätte gerne unmittelbar und ohne Zaudern die Entscheidung herbeigeführt, von der vielleicht auch sein ferneres Zusammentreffen mit ihr abhing, oder wenigstens ihre Stimmung erforscht, um errathen zu können, wie weit ihr selbst die tägliche Begegnung mit ihm wichtig geworden war und ob sie von der Rücksicht darauf ihre Entschließungen leiten zu lassen geneigt wäre. Kurz, er war, wenn nicht eben so angstvoll, doch beinahe eben so unruhig im Gemüthe wie das Mädchen selbst, um dessen Schicksal es sich handelte, und der Wunsch, in ungestörten Zusammenhang mit der Spanierin zu bleiben, war nur um so lebhafter, weil er nicht dem geringsten wirklichen Gefühl für sie, sondern dem Egoismus im engsten Sinne entsprang. Man müßte das bisherige Leben Peregrin's und seinen dadurch bewirkten Seelenzustand schildern können, um begreiflich zu

machen, von welcher Bedeutung ihm die Fortdauer der gegenwärtigen Situation war. Vielleicht ist uns diese Schilderung gestattet, wenn die bevorstehende Entscheidung sich einer ferneren Siesta und somit der Aufzeichnung dieser losen Blätter günstig erweisen sollte.

Wenn die feierliche Stille des Sommertages in diesem Hause die äußere Ruhe eines Tages, der vielleicht noch so viele Stürme barg, schon dem persönlich wenig daran betheiligten Peregrin unheimlich war, so mußte sie für Dolorida dem Schweigen der Wüste gleichen, welches einem Unglücklichen sagt, daß er hilflos an seine eigene Kraft gewiesen ist. Was auch heute geschehen sollte, es mußte aus ihr selbst kommen. Ob sie fortan den ihr zugefallenen Besitz in Glück und Freiheit genießen — ob sie ihr Leben pflichtgemäß an der Seite einer lebenden Leiche hinschleppen sollte, es war ihrem tiefsten innersten Wissen und Wollen anheim gegeben. Selten sind die Momente, in denen das Fatum die Zügel, mit welchen es unser Leben lenkt, in unsere eigenen Hände legt und ausschließlich unsere freiwillige Bewegung nach der einen oder der anderen Seite unsere Zukunft bestimmt. Erhabene Schauer wehen über solchen Augenblicken, weil sie dem Menschen sein

Innerstes gegenständlich machen und er mit einer hellen brennenden Leuchte des Gewissens in Falten und Schlupfwinkel seiner Seele dringt, die ihm bisher selbst unbekannt geblieben waren. Unwillkürlich prüfte Dolorida an diesem Tage den ganzen Umfang ihrer moralischen Kraft. Sie konnte den angeblichen Clarly mit gutem — aber auch mit schlechtem Gewissen verleugnen, in keinem dieser Fälle drohte ihr ein äußerer Zwang, eine weltliche Rache. Sie hatte keine Mühe die Gedanken zu tödten, welche in Augenblicken der Versuchung gleich von der Menschennatur bedingten Dämonen auch aus dem reinsten Herzen emportauchen, aber sie zitterte vor der Möglichkeit eines schmeichlerischen Selbstbetruges, dem nachträglich der Zweifel und die ewige Zerstörung ihres inneren Friedens folgen könnte.

Die entscheidende Stunde kam. Eine Ironie der Umstände hatte es gefügt, daß die Stunde, die dem lästigen Ausruhen von Leib und Seele, der trägen und sorglosen Träumerei zu dienen hatte, mit dem schweren Gewicht schicksalsvoller Forderungen und Entschlüsse erfüllt werden sollte. Peregrin war zum ersten Male früher im Wintergarten erschienen als seine Hausgenossin. Er rauchte wie immer bei dieser Zusammenkunft und

mit anscheinendem Gleichmuth seine Cigarre, während zwischen dem niederen Divan, den er einnahm, und der Matte, auf welcher Dolorida zu ruhen pflegte, die zusammengebrochene Gestalt des Mannes, der mit so verhängnißvollen als seltsamen Ansprüchen auftrat, sich unruhig hin und her bewegte, bis er sich bald ermüdet und nur mehr in unverständlichem Stöhnen seiner inneren Bewegung Luft machend auf die Kissen niederließ, die der Intendant für ihn nach seinem eigenen Verlangen auf den Boden gebreitet hatte. Keiner von beiden Männern sprach ein Wort zum Anderen; die fast unarticulirten Laute, die der Kranke ausstieß, schienen ungeduldige Erwartung auszudrücken. Eine Binde verhüllte ihm das Gesicht von der Nasenwurzel bis zur Unterlippe. Die Augen aber loderten mit ungeschwächter Glut, als sie unablässig auf die Eingangsthüre gerichtet blieben.

Endlich erschien Dolorida. Sie hatte diesmal die Trauer abgelegt. In einem weißen Kleide von leichtem Sommerzeug, den Nacken und die Arme unverhüllt, die dichten, schwarzen Haare nach rückwärts gestrichen und gänzlich kunstlos zu einem Knoten gesammelt, als ob sie eben erst aufgelöst gewesen wären, die Wangen todtenblaß, die Lippen aber hochmüthig aufgeworfen wie jedes Zeichens

von Schwäche spottend, ein Bild so eigenthümlicher Schönheit, daß Peregrin zum ersten Male von diesem Vorzug des interessanten Weibes betroffen war, — blieb sie am Eingang stehen, wie unschlüssig, ob sie vortreten solle, in Wahrheit aber um ein momentanes Zittern zu verbergen. Auch dies war rasch überwunden und sie schritt ihrem gewohnten Sitz entgegen, wich aber sogleich wieder bis zur Thüre zurück, als die Gestalt des Unglücklichen zu ihren Füßen sich wand und krümmte, mit Ausrufungen und Geberden der Freude, die etwas Entsetzliches hatten.

Peregrin versuchte dem Auftritt ein Ende zu machen indem er drohte, Dolorida zur Entfernung zu veranlassen. Es bedurfte jedoch einiger Minuten, bevor der krüppelhafte Mann die Bewegung, die ihn überwältigt hatte, so weit bezähmen konnte, um wieder in seine Kissen zu gleiten. Dolorida nahm hierauf den Divan ein, von dem sich Peregrin erhoben hatte, weil dieser Sitz dem Unbekannten näher war als die Matte. Ihre moralische Stärke zusammen fassend, blickte sie prüfend auf den Mann zu ihren Füßen, mit einer gewissen kühnen Gelassenheit, ohne den Eindruck des Schrecklichen in ihren Zügen sichtbar werden zu lassen.

„Sprechen Sie," sagte sie im Idiom ihrer Heimath zu ihm, der noch kein verständliches Wort hervorgebracht hatte, „ich will von Ihnen selbst vernehmen, wer Sie sind und was Sie von mir verlangen."

Die Augen des Unglücklichen leuchteten, als er nach dieser Anrede zu ihr aufblickte. Und nun quoll ein Strom der zärtlichsten Liebesnamen und der glühendsten Worte einer fanatisch zu nennenden Anbetung von seinen Lippen. Dolorida hätte diesem Ausbruch seelischen und sinnlichen Entzückens gegenüber erröthen müssen, wenn im Ernst, den der Augenblick für sie hatte, irgend ein andere Empfindung vor dem Bestreben in ihr hätte aufkommen können, unbewegt und unbefangen zu prüfen. Die steinerne Ruhe aber, mit der sie ihn anhörte, zu ihm niedergebeugt und ihn betrachtend, steigerte noch seine Leidenschaft. Und nun begann er, in einem Tone, der durchaus nicht die Absicht, eine Erinnerungen in ihr zu wecken, sondern nur die Inbrunst der Sehnsucht verrieth, die sich in seinen eigenen Erinnerungen Genüge thun wollte, von seiner ersten Begegnung mit ihr zu sprechen. Er schilderte den Anzug, den sie an jenem Abend getragen, die Stellung, in der er sie bei seinem Eintritt gefunden, er wiederholte die Schmeicheleien, mit

denen er sie überhäuft, jedes Wort, das sie ihm erwiedert hatte; mit dem Ausdruck unendlichen Behagens, unaussprechlicher Wonne, vertiefte er sich wiedererzählend in jede Secunde jener Zusammenkunft. Die Zornesader schwoll auf seiner Stirne, als er von der Verzweiflung sprach, die ihn bei der anfänglichen Weigerung Dolorida's ergriffen hatte, aber er breitete die Arme sehnsüchtig nach ihr aus, als er die Zusicherungen nannte, die sie ihm ertheilt hatte, und das Glück beschrieb, das ihm nun, nach seiner lebendigen Rückkehr aus dem Kriege aufbehalten war.

Er sprach lange in dieser Art weiter, obgleich Dolorida sich schon aus ihrer vorgebeugten Lage aufgerichtet und im Divan zurückgelehnt hatte, und er hätte noch länger gesprochen, wenn nicht der unbetheiligte Peregrin plötzlich eine noch stärkere Bläße Dolorida's und ihrer halb geschlossenen Augen auffallend gefunden und ihm Schweigen geboten hätte. Als ihr aber Peregrin näher trat, machte sie noch eine Bewegung, wie um sich zu ermannen und glitt dann ohnmächtig zur Erde.

Der Deutsche riß an einer Klingelschnur und stieß eine der Glasthüren auf. Hätte er nicht einen Arm in der Binde gehabt, er würde die Ohnmächtig in's Freie getragen haben, über die

Treppe empor in ihre Gemächer. Nun mußte er sich bescheiden, mit seinem Tuch, nachdem er es in die vorhandenen Wasserbehälter getaucht, ihre Schläfe zu netzen. Den herbeieilenden Gärtner hieß er die Dienerinnen Dolorida's rufen, diese waren aber noch nicht erschienen, als das Mädchen die Augen aufschlug und jetzt erst ihr Antlitz vor dem Anblick der Mißgestalt zu ihren Füßen verbergend sich erhob, ohne auf die besorgten Fragen Peregrin's zu achten. Seine Begleitung mit einer Handbewegung abweisend, verließ sie stumm den Raum, sandte aber ihre Dienerin, die ihr im Garten entgegen kam, mit der Meldung zu den Herren, daß sie ihr Wiedererscheinen erwarten möchten.

Peregrin, der des Spanischen nicht mächtig, wissen wollte, ob das, was der Unbekannte gesprochen hatte, die Erschütterung des Mädchens verursachte, fragte ihn nach dem Inhalt seiner Reden.

„Tausend Donner!" rief der alte Soldat, „ich habe in der Freude, meine Göttin so schön wieder zu sehen, völlig vergessen, wie ich aussehe, und während ich mit dem größten Vergnügen von dem Abend erzählte, da sie mich geküßt hat, nicht daran gedacht, daß ich seitdem ein Scheusal für

ein Mädchenauge geworden bin. So habe ich im Eifer meines verliebten Schwatzens wahrscheinlich die Binde verschoben, sie muß das Gesicht geschaut haben, auf das sie einst einen Verlobungskuß drückte, und wer mag es ihr verargen, wenn sie darüber ihn Ohnmacht gefallen ist!"

Er versank in ein dumpfes Brüten, aus dem er plötzlich wie mit einem Schrei emporfuhr:

„Ich bin wahnsinnig! Was will ich hier? In's Spital mit mir! Alle meine Wunden brennen! Nie wird sie zu überzeugen sein, wer ich bin, nie wird sie sich es selbst bekennen. Und wenn ein Gott vom Himmel herunterstiege, um ihr zu sagen: „dieser Mann mit dem kahlen Schädel und mit dem zerrissenen Gesicht ist Capitän Clarly, sie wäre es sich schuldig, mich zu verleugnen. Und bekäme sie für das Geständiß dreimal das Geld, das sie ruhig behalten kann, wenn sie mich nicht erkennt. Zum Teufel mit dem Geld! Zum Teufel auch mit ihr! Soll ich mich von ihr verlachen und verhöhnen lassen und nichts erreichen. Helfen Sie mir auf, mein Herr, ich will fort! Zum Teufel auch mit mir! Ich gehe, ich will das erste beste Strohlager suchen, um zu sterben. Leihen Sie mir Ihre Hand, mein Herr."

Während Peregrin mit einiger Selbstsucht bedachte, ob dies nicht für alle Theile das Klügste wäre, und dabei den Mann unterstützte, der sich nicht allein vom Boden aufrichten konnte, ohne jedoch entschlossen zu sein, ihm die Entfernung, bevor Dolorida wiedergekehrt war, zu gestatten, vernahmen sie bereits die Stimme der durch die offen gebliebene Glasthüre unhörbar Eingetretenen.

„Bleiben Sie, bleiben Sie, mein Herr," sagte Dolorida hastig in französischer Sprache, „und vergeben Sie mir die Schwäche, die mich einen Augenblick überwältigt hat. Glauben Sie mir, nicht der Anblick Ihrer Wunden war es, was mich entsetzt hat; fremdes Unglück hat nie etwas Zurückstoßendes für mich gehabt. Es war die Sicherheit meines eigenen Unglücks, was mich zu sehr ergriffen hat. Nach Allem, was Sie mir im Feuer Ihrer Leidenschaft von dem Abend unserer ersten Begegnung wieder sagten, zwingt mich mein Gewissen, mich als Ihre Braut zu bekennen. Sie sind kein Anderer als Capitän Clarly."

Es wäre schwer die Wirkung zu beschreiben, welche diese Rede auf beide Männer übte. Der Capitän faßte seine Stirne mit seinen zwei Händen, als wäre sein Kopf zu schwach, das Vernommene zu begreifen. Peregrin streckte seinen

Arm nach Dolorida aus, als könnte er sie mit physischer Gewalt von etwas Furchtbarem zurückhalten.

„Ich wähle zu dieser Erklärung die französische Sprache," fuhr sie fort, „damit der Freund, den Graf Kéroubarre zum Vermittler zwischen uns bestellte, Zeuge sein könne für Alles, was ich sage. Ich wiederhole es, Capitän Clarly, für mich ist aus äußeren und inneren Gründen Ihre Identität über jeden Zweifel erhaben. Kann es Ihnen nützen, kann es Ihnen zur Wiedererlangung Ihres Ranges, Ihrer Stellung in der Gesellschaft dienen, so bin ich bereit, meine Ueberzeugung mit einem Eid zu erhärten. Hören Sie mich, Capitän?"

Er blickte sie noch immer starr an, eine krampfhafte Erschütterung durchzuckte seinen Körper. Dann schlug er die Hände vor das Gesicht; „ich habe mich wieder!" rief er und große Thränen perlten durch seine Finger.

Eine Pause trat ein. Dolorida nahm ihren vorigen Sitz wieder ein, ganz nahe beim Capitän. Dieser ließ endlich die Hände sinken, und indem er noch halb bittend halb zweifelnd zu ihr emporsah, sagte er: „Wiederhole es, wer bin ich?"

„Capitän Clarly."

„Ja ich bin es! Der Himmel segne Dich! Ich wußte es nicht, nein, das wußte ich nicht, was es ist, seinen Namen wiederfinden! Es ist eine Auferstehung vom Tode. Ich bin nicht mehr Brasnuel, ich bin der Capitän Clarly! Ich bin ich!"

Er küßte andächtig den Saum ihres Kleides. Sein Auge hatte den Ausdruck wie bei einem stillen Dankgebet.

Traurig sah Dolorida auf ihn nieder. Dann warf sie auf Peregrin einen fragenden Blick, den er verstand. Unwillkürlich murmelte er, sein Auge auf den Alten gerichtet: „Es ist der Capitän Clarly."

„Und nun," sagte Dolorida, „ordnen wir unsere Rechte und unsere Pflichten."

Der Capitän sah sie fragend an, er verstand in diesem Augenblie nicht, wovon sie sprechen wollte.

„Vernehmen Sie mich wohl, Capitän," fuhr sie fort, „wären Sie aus dem Kriege zurückgekehrt, ehe die falsche Nachricht Ihres Todes sich verbreitete, ich schwöre es, daß ich unseren Vertrag aufgehoben hätte. Ein juridisches Recht bindet nicht so stark, als die innere Ehre. Ihnen wäre Ihr unangetastetes Vermögen und mir meine

Freiheit geblieben. In diesem Bewußtsein, in dem festen Entschluß, Ihnen nicht angehören zu wollen, wäre es meine Pflicht gewesen, auf das Erbtheil zu verzichten, das mir nur unter der Voraussetzung zuerkannt worden war, daß ich Neigung hätte, Ihre Gattin zu werden. Durch Ueberredung, durch jene falsche Scham, die zwingt, lieber ungerecht zu handeln, als thöricht zu scheinen, ließ ich mich verleiten, einen Besitz anzutreten, der mir nicht gebührte. Und nun, da dies geschehen, da ein gerechtes Schicksal es so gewendet hat, daß ich nachträglich erfüllen soll, wofür ich meinen Lohn vorweg genommen, wäre ich mit Schmach bedeckt, in meinen Augen des Diebstahls schuldig, wenn ich zögerte, Ihre Rechte zu befriedigen und Ihre Gattin zu werden."

„Das ist wahr," sagte der Capitän mit einer unverkennbaren Geberde der größten Befriedigung, „nun Sie selbst nicht zweifeln, daß ich der Capitän Clarly bin, nun sind Sie verpflichtet mein Weib zu werden."

„Nicht würde ich dieser Pflicht mich entziehen können," sprach Dolorida mit zitternder Stimme und mit Blicken, die eine stumme Bitte um Gnade waren, „nachdem ich einmal keine Scheu getragen, über Ihr Eigenthum zu verfügen und Ihre Rechte

auf mich damit stillschweigend zuzugeben; doch würde ich vielleicht minder strenge mit mir selbst sein, Capitän, wenn ich im Stande wäre, die Summe, die mir zugefallen, den Kaufpreis, muß ich sagen, ungeschmälert wieder in Ihre Hände zu legen. Was ich davon verwendete, zu Gunsten meiner Mutter, ist wenig, aber für mich zu viel, um es sogleich ersetzen zu können. Nehmen Sie das Uebrige, den bei weitem größten Theil, und betrachten Sie das Fehlende als ein Darlehen, das Sie mir gewährten. In Reue und Selbstanklage von einem Vermögen Gebrauch gemacht zu haben, das mir eigentlich nicht gebührte, nahm ich meine schriftstellerischen Arbeiten zum ersten Male seit dem Tode meines Vaters wieder auf, und mit so unausgesetztem Fleiße, daß ich mir täglich nur in der Stunde der Siesta gönnte, davon abzulassen. Mit dem Ertrag wollte ich mich unabhängig von dem fremden Gelde machen, ergänzen, was ich der vollen Summe bereits entzog und es fernerhin unberührt liegen lassen. Wenn Sie die Barmherzigkeit haben, unser Uebereinkommen zu lösen, Capitän, so werden Sie keine Einbuße erleiden, ich verspreche es Ihnen; wenn Sie aber auf Ihrem Rechte bestehen, so bleibt mir nichts zu sagen und ich bleibe Ihr willenloses Opfer."

Der Capitän überlegte einige Minuten, sein geschwächtes Denkvermögen schien sich die Alternative erst zurecht legen zu müssen.

„Ich brauche ein Weib," fuhr er dann auf, „was scheert mich das Geld? Teufel! Habe ich es als Soldat Jahre lang nicht behoben, da ich es wenigstens lebenslustig hätte verpuffen können, soll es auf dem Lahmen liegen bleiben wie Granaten, die nicht platzen wollen! Sterben kann man umsonst, überall, wo man sich gerade dazu hinlegen will. Zum Leben brauch ich ein Weib, ein Weib, um wieder lebendig zu werden, der starke Capitän Clarly von ehemals, ein liebes, ein schönes und ein gutes Weib. Denn Sie sind gut, Sie haben mich wieder erkannt, Sie allein, und gerade Sie, der es am bequemsten hätte sein können, mit beiden Händen mein Geld zu nehmen und mit beiden Füßen mich fortzustoßen. Sie werden den armen Mann pflegen, seine Wunden verbinden, seinen Sinn erheitern, ihn wieder gesund machen. Nichts da: Ich bin Capitän Clarly und Sie sind mein Weib. Gehen wir zum Maire."

Peregrin sah ein, daß jetzt erst der eigentliche Zeitpunkt gekommen war, die ihm vom Grafen zugedachte Rolle zu übernehmen. Er mußte die Vermittlung zu Stande bringen zwischen der

Noblesse eines Herzens, das sich, seinen Begriffen von Ehre Genüge zu thun, blindlings in's Verderben stürzen wollte, und dem naiven Egoismus eines Mannes, der ohne geradezu schlecht zu sein, in seiner beschränkten Einsicht nicht so weit über die nächsten Bedürfnisse hinwegsah, um die Qual zu erkennen, die er Andern bereitete. Während daher Dolorida nach der Rede des Capitäns bereits gesenkten Hauptes Alles passiv zu erwarten schien, was sich weiter mit ihr begeben werde, und der Capitän Miene machte, sich von seinem Sitze zu erheben, trat Peregrin zu ihm heran und ersuchte ihm im Namen des Grafen Ernest de Kéroubarre, noch auf das zu hören, was er, Peregrin ihm zu sagen habe.

„Der Graf," begann er, „hat Mademoiselle, so lange sie in seinem Hause als Gast weilt, meinem Schutz übergeben. Sie hat Sie als Capitän Clarly, als ihren Verlobten anerkannt, und weit entfernt, daß ich das Recht oder die Macht hätte, ihrem Willen entgegenzutreten, habe ich doch das freundschaftliche Amt zu üben, das leichtvertrauende Mädchen vor einer Täuschung zu bewahren. Es handelt sich also darum, daß auch ich die Ueberzeugung gewinne, daß Sie nicht der Sergeant Brasnuel, daß Sie der Capitän, das

will sagen, Officier und folglich ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes sind."

Der Alte betrachtete ihn mit zornfunkelnden Augen, aber Peregrin ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Gar nicht edelmännisch wäre es," fuhr er fort, „gar nicht von einem Capitän Clarly vorauszusetzen, wenn die unvergleichliche Großmuth dieses Mädchens, dessen freies Geständniß Sie Ihrem Namen, Ihrem Rang, Ihrem Besitz wiedergibt, damit belohnt werden sollte, daß die Arme, eben weil sie zu edel war zu leugnen oder zu schweigen, einen Vertrag erfüllen müßte, der unter ganz anderen Umständen geschlossen wurde. Und war es damals schon nicht ganz ihr freier Wille, den schönen, stolzen, gesunden Capitän Clarly zu heirathen, wie sollte sie jetzt, wo der Gedanke daran schon Schauder, Entsetzen, Ekel erregt, von einem wahren Ehrenmann dazu gezwungen werden können? Bedenken Sie wohl, mein Herr Brasuel oder wer Sie sonst sein mögen, daß eine solche Handlungsweise nicht nur mich hindern würde, Sie für Denjenigen anzuerkennen, für den Sie gelten wollen, sondern daß auch darüber im guten Herzen des Mädchens wieder Zweifel entstehen würden, daß Dolorida, gewissenhaft wie sie ist,

noch im Moment, da sie vor den Gerichten Ihre Identität bestätigen soll, mit der Aussicht auf ihr bevorstehendes Schicksal rufen würde: „Nein, das kann nicht der Capitän Clarly sein, der mir Solches zumuthet!“

Der alte Soldat warf einen sprühenden Blick auf seine Braut, die noch immer gesenkten Hauptes saß, wie ihr Urtheil über Tod oder Leben erwartend.

Peregrin fuhr fort:

„Dann ist Alles wieder in Frage gestellt, oder vielmehr, dann ist es gewiß, daß Sie nicht sind, wer Sie scheinen wollen. Sie wandern wieder unglücklich und namenlos in der Welt herum, kein Zweiter wird sich finden, Ihnen Ihren Namen wieder zu geben, nachdem Sie ihn, kaum zurückerhalten, mittelst einer malhonetten Handlung wieder wegschleuderten, indem Sie bewiesen, daß Sie desselben nicht würdig sind und daß er Ihnen daher unmöglich von Rechtswegen angehören kann.“

„Wie?“ stammelte endlich der Capitän, „ich habe nur die Wahl zwischen meinem Weib und meinem Namen! Und wenn ich meinen Namen behaupten will, so muß ich allein mein Siechthum weiter schleppen und verlassen sterben, blos um die Genugthuung zu haben, unter dem Namen

Capitän Clarly zu sterben! Ich soll den einzigen Menschen aufgeben, den ich fest an mich binden kann, um von aller Welt gemieden, ein Fremder überall, unter den Händen von Miethlingen zu Grunde zu gehen?"

„Nein niemals!" rief Dolorida und kniete zu ihm nieder, „ich verlasse Sie nicht, Unglücklicher! Meine Hände sollen Ihre Wunden verbinden, meine Liebe und Sorgfalt sollen Sie in allen Ihren Tagen hegen und pflegen. Lassen Sie mich Ihr Kind sein und vergessen Sie, daß Sie jemals mein Gatte sein wollten!"

„Du willst also bei mir bleiben, mein schönes Kind, mein gutes Kind!" sagte der Capitän, „für immer bei mir bleiben! Und nur mit dem Heirathen soll es nichts sein? Sonderbar! Ich dachte unter dieser Bedingung müßte es Dir noch lieber sein. Indessen, wie Du willst! In meinen Umständen ist man nicht wählerisch, wenn ich gleich, als ich Dich heute wiedersah, vergessen konnte, was mit mir geschehen ist. Und so wirst Du denn um so lieber vor aller Welt Zeugniß geben, wer ich bin, wenn ich Dich dann auch vor aller Welt adoptire als die Tochter des Capitän Clarly."

Der Erste, dem die Wiedererkennung Clarly's von Seite seiner Braut und ihre Verwandlung in das Adoptivkind desselben gemeldet wurde, war der Graf. Er bestand darauf, daß der Capitän bis zu seiner völligen Heilung im Schlosse bleiben müsse.

So hatten denn die Stunden der Siesta zwischen Peregrin und Dolorida ungestörten Fortgang. Sie verändern sich zuweilen in Pflegestunden am Lager des Verwundeten. „Das Decameron meines Lebens wird bald erschöpft sein, dann ist die Reihe an Ihnen, zu beginnen," hatte Dolorida gesagt. Und Peregrin begann, und ist am Tage, da wir dies aufzeichnen, noch nicht zum Schluß gekommen. Vielleicht ist es uns vergönnt einen Nachtrag zu liefern, wenn der Roman der Zukunft, der sich in den täglichen Zusammenkünften bildet, bereits Vergangenheit geworden sein wird.

Man lebt nur einmal!

Dreißig Jahre! Ein unendlicher kaum auszudenkender Zeitraum, wenn man ihn an der Länge einer einzigen Minute mißt, die man zufällig mit nichts Anderem ausfüllt, als das Auge auf den Secundenzeiger der Uhr gerichtet, mit der Prüfung, wie lange eine Minute dauert. Dreißig Jahre! Ein unendlich kleiner Zeittheil, wenn man bereits darauf zurückblickt, namentlich wenn man diese Betrachtung an einem Orte anstellt, der sich so wenig verändert hat, als hätte sich während der erwähnten Reihe von Jahren wirklich nichts in der Welt zugetragen. Es ist mir wie gestern, daß ich vor dreißig Jahren auf diesem Fleckchen des Glacis stand, welches die bevorstehenden Umgestaltungen der guten Stadt Wien bis heute noch unangetastet gelassen haben! Damals war ich ein Knabe, von dem einzigen Ehrgeiz beseelt, zehn Jahre alt zu werden, und bei vielen Gelegenheiten beschämt darüber, von diesem Ziel noch ziemlich

entfernt zu sein. Einen momentanen Trost gewährte mir dann das Sammeln wilder Kastanien, die der Herbstwind von den Glacisbäumen herabschlug. Beträchtlich wurde dieser Trost verstärkt, wenn ich zu dem Geschäft, die unnützen Früchte aufzulesen, in Begleitung des Freundes meiner Kindheit auszog, nicht etwa eines anderen Knaben, mit dem ich Freundschaft geschlossen hätte, sondern eines Mannes von mehr als fünfzig Jahren, der eine bezaubernde Wirkung auf mich übte, mein Spielgefährte und zugleich mein idealer Held war, der mir Mährchen erzählte und selbst wie ein Mährchen vor mir stand und den ich mit einer nur höchst geringfügigen Veränderung an seinem wirklichen Namen hier Leopold Sengelberg nennen will.

Es ist im Grunde nur ein Rest jener leidenschaftlichen Liebe des Kindes zu dem seltsamen Manne, was mich hindert, seinen Namen, wie er in Wahrheit lautete, hieherzusetzen. Ist er doch heute bereits ein vergessener Name! Der Freund meiner Kindheit hat keine Verwandten zurückgelassen; Niemand führt heute noch den verschollenen Namen. Allein eben aus dieser Verschollenheit das Recht herzuleiten, ihn jetzt ohne Scheu öffentlich zu nennen, widerstreitet meinem Gefühle. Denn

der liebevolle Beschützer meiner Kinderspiele war bis zum letzten Augenblick seiner mehr als siebenzigjährigen Lebenszeit bemüht, noch lange nach seinem Tode genannt zu werden. Wenn ihm dies nicht gelungen ist, so will wenigstens nicht ich es sein, der Vortheil davon zieht, wäre es auch nur der geringfügige, seinen wirklichen Namen an der Stelle eines erfundenen gebrauchen zu können, ohne fürchten zu müssen, von irgend Jemand einer Indiscretion oder eines Mangels an Pietät angeklagt zu werden. Mir wäre dann zu Sinnen, als müßte er dadurch im Grabe erfahren, daß er es nicht dahin brachte, bekannt und berühmt zu werden.

Welches Ende zuweilen die feuerigsten menschlichen Bestrebungen nehmen, das mag der Umstand beweisen, daß Leopold Sengelberg, von dem heute außer mir wohl Niemand mehr weiß, daß er gelebt hat, noch vor dreißig Jahren mindestens die äußere Berechtigung aufzeigen konnte, ein vaterländischer Dichter genannt zu werden. Denn Gedichte, die er unterschrieben hatte, erschienen in Zeitschriften und eben vor dreißig Jahren, im April des Jahres 183 . ., wurde sogar ein von ihm verfaßtes zweiactiges Schauspiel im Theater an der Wien unter Director Carl zur Aufführung

gebracht und einigemale gegeben. Auch kam dieses Stück in Verbindung mit jenen Gedichten als Buch heraus. Und dies Alles hat doch die Vergessenheit sowenig hintangehalten, daß selbst der unvergleichlich geschickte Sammler und Forscher Const. von Wurzbach, der in seinem biographischen Lexicon des Kaiserthums Oesterreich allen ein Plätzchen der Erinnerung eroberte, die jemals in diesem Lande in Beziehung auf den Geist, die Kunst oder die Ehre öffentlich genannt wurden, sich von der einstigen Existenz meines Freundes Sengelberg nichts träumen läßt, wie mir die neuesten Lieferungen seines Lexicons deutlich zeigen, die den Buchstaben, mit dem der wirkliche Name meines Freundes begann, bereits weit hinter sich gelassen haben, ohne von ihm die geringste Erwähnung gemacht zu haben.

In einer der Hauptrollen jenes Schauspiels trat ein junges Mädchen zum ersten Male vor die Lampen, oder, wie der herkömmliche Ausdruck lautet, sie „wagte ihren ersten theatralischen Versuch.“ Auf dem Zettel stand sie als Demoiselle Müller; die Titulatur, deren sich die Affichen bedienten, schloß damals die deutsche Bezeichnung „Fräulein“ unnachsichtlich aus. Müller aber war kein nom de guerre, sondern das wirkliche Eigen-

thum der Anfängerin. Man mag auf ihre Harmlosigkeit, um nicht zu sagen Unbeholfenheit schließen, wenn sie den Boden der Kunst, wo es gilt sich vor Anderen auszuzeichnen, schon mit einem Namen betrat, der so wenig Bemerkbares hat und am wenigsten geeignet ist von vielen tausend anderen Menschen zu unterscheiden. Dazu kam, daß bereits eine andere Schauspielerin Namens Müller um diese Zeit in Wien außerordenlich beliebt war, Caroline Müller, — die Seele jedes neuen Lustspiels, das auf dem Hof-Burgtheater gegeben wurde und durch ihre Toiletten, die unausgesetzt den Neid und die Bewunderung der Frauen erregten, noch berühmter als durch ihr Spiel. Diese Müller lebt noch in der Erinnerung älterer Wiener und hat vielleicht auch in der Theatergeschichte einen Platz. Unsere Müller aber, die den Beruf hatte, zum Publicum in den Versen des Dichters Sengelberg zu sprechen, ist gleich ihm vergessen und verschollen und Niemand weiß, daß sie gelebt hat. Es mag gleichgiltig sein, daß Millionen über die Erde gehen und verschwinden, ohne eine Spur zurück zu lassen, aber wehmüthig stimmt es, von Existenzen zu erfahren, die nur dafür lebten, sich eine dauernde Spur zu erwerben, die es wirklich als Dichter oder Künstler zum vielverspre-

chenden Beifall eines Augenblickes brachten und denen dennoch, als sie zu Grabe stiegen, das Bewußtsein nicht erspart blieb, so wenig erreicht zu haben, wie jene Millionen, die niemals nach einem Ziel gestrebt hatten. Armer Sengelberg, bedauernswerthe Müller! Wie stolz waret Ihr im Moment des Erfolges, wie sicher einer Erinnerung bei der Nachwelt, wie leuchtete jener Tag, da Euer Name in allen Zeitungen der Residenz zu lesen war, in Eure übrigen Tage und Nächte hinein — und wenn Ihr jetzt wissen könntet, daß ein Romanschreiber diese Eure wirklichen Namen gebrauchen kann ohne eine Ahnung zu erwecken, daß sie nicht erfundene sind, Ihr wäret froh todt zu sein. Eueres Lebens Mühe war umsonst.

Leopold Sengelberg war ein schöner Mann von ritterlichem Aussehen. Dem noch nicht zehnjährigen Kinde imponirte jedoch am meisten ein steifer und verkrümmter Daumen, welcher die Handschrift des Mannes fast unleserlich machte und die Folge, so wie die letzte Spur eines blutigen Duells war. Obgleich ich die Geschichte dieses Duells nicht erfahren durfte, war schon der Umstand, daß ein solches stattgefunden hatte, hinreichend, um dem Freunde in der Phantasie des Kindes einen zauberhaften Schimmer zu verleihen.

Ich müsse mindestens zehn Jahre alt sein, bevor meine Neugierde befriedigt werden könne, wurde mir gesagt. Seitdem weiß ich, daß ich auch mit zehn Jahren zur Aufnahme einer solchen Geschichte noch nicht reif gewesen wäre, auch wenn der Freund um diese Zeit nicht bereis weit von mir entfernt ein einsames Dasein in einem Dorfe Ungarns verbracht hätte. Er verschwand nämlich bald nach Ablauf des Jahres 1831, ohne Abschied, ohne mir ein Andenken zurückzulassen, ohne mir zwanzig Jahre lang das geringste Lebenszeichen zukommen zu lassen. Nach diesem Zeitraum aber, also ungefähr vor zehn Jahren empfing ich zugleich mit der Anzeige seines Todes ein Packet Schriften von seiner Hand. Es war sein mir bestimmtes Vermächtniß. Er mußte wissen, wie tief sich sein Bild in meine Seele geprägt hat, um voraussetzen zu können, daß ich nach so langer Zeit mich noch seiner erinnern und Interesse an dieser Art Hinterlassenschaft nehmen werde. Die Papiere bestanden aus Aufzeichnungen hervorragender Momente seines Lebens und namentlich der Begebenheiten, die im Jahre 1831 eine besondere Wendung seines Schicksals herbeiführten. Darunter gemischt waren Gedichte, welche die durch das Erlebte erweckten Empfindungen zum Inhalt hatten, außerdem Tage-

bücher, Briefe ꝛc. von fremder Hand, als ergänzende und erklärende Beilagen des Erzählten. Dies alles sollte ich, wie ein beigeschlossener Brief es als seinen letzten Wunsch aussprach, zu einem Ganzen gestalten, ordnen, sichten und der Oeffentlichkeit überliefern.

Ich gestehe nun, daß, so lebhaft ich mich noch des werthen Mannes entsann und so wenig die kindliche Liebe, die ich für ihn gehegt, gänzlich in mir verglommen war, ich doch lange Zeit nicht den Muth finden konnte mich durch die Formlosigkeit und zum Theil auch Unleserlichkeit der Papiere durchzuwinden. So oft ich sie vornahm, um endlich damit in's Reine zu kommen, gab ich es auch als eine unfruchtbare Mühe wieder auf. Erst jetzt, zehn Jahre nachdem die Schriften in meinem Besitze sind, brachte mich eine Begegnung mit einer Frau zu dem ernstlichen Versuch, die Schwierigkeiten zu besiegen. Auf derselben Stelle des Glacis, wo ich so oft in Begleitung des Freundes wilde Kastanien gesammelt hatte, sprach mich die ältliche Dame mit meinem Namen an und nannte mir den ihren, der mir eben so fremd war wie ihre Person. Sie erkundigte sich hierauf nach meinen Verhältnissen mit einer Theilnahme, die ich bei einer mir

völlig Unbekannten höchst sonderbar finden mußte. Dies mochte sie bemerken und sagte deßhalb:

„In diesen Alleen habe ich oft das Kind auf den Arm genommen, das jetzt als Mann vor mir steht. Es sind dreißig Jahre. Ich war damals noch ein junges Mädchen, das sich der Bühne widmen wollte. Meine erste Rolle gehörte zu einem Drama des Dichters Sengelberg. Mit ihm traf ich Sie oft hier. Während dieser Zeit aber spielte im wirklichen Leben ein Drama, dessen Mittelpunkt Sie waren, das unschuldige, nichts ahnende Kind. Sie haben niemals erfahren, was Ihnen damals drohte, welch furchtbares Geschick über Ihrem Haupte schwebte. Es ist an Ihnen vorübergegangen wie ein Gewitter an einem Schlafenden. Forschen Sie nicht was es war, meine Lippen sind und bleiben durch einen Schwur versiegelt. Allein ich habe seitdem nicht mehr aufgehört, Antheil an Ihnen zu nehmen, wenn ich Ihnen auch persönlich ferne blieb, weil ich Sie nicht in mein eigenes trauriges, weit aus der Bahn der Kunst verschlagenes Leben blicken lassen wollte. Jetzt aber, da ich zu einer Art von ödem Frieden gekommen bin, darf ich mich bei Ihnen selbst erkundigen, wie es Ihnen geht."

„Wie," fragte ich erstaunt, „so wären Sie jene Demoiselle Müller, die ich längst für todt hielt und die damals in dem Schauspiel meines Freundes sich und ihm Beifall erwarb?"

„O nein!" entgegnete sie, „jene Demoiselle Müller ist wirklich eine längst Verstorbene. Sie bekam die Rolle erst, nachdem ich veranlaßt worden war, die Bühne zu verlassen, bevor ich sie noch betreten hatte. Ich könnte Ihnen dies nicht erklären, ohne die Geschichte zu berühren, die auch Sie betrifft und die ich verschweigen muß."

Der menschliche Egoismus fordert nicht nur von Andern Wunder, er ist um sich zu befriedigen sogar im Stande selbst Wunder zu vollbringen. Was mir unmöglich geschienen, nämlich die hinterlassenen Papiere Sengelberg's vollständig zu lesen und in ein Ganzes zu bringen, das gelang mir wie durch den Einfluß eines Zaubers, so bald ich wußte, daß meine eigene Person dabei im Spiel sei, wenn auch nur in Gestalt eines unwissenden Kindes, und daß ich von Schicksalen erfahren sollte, die mich selbst hätten betreffen können. Ich gebe nun die Schriftstücke wieder, theils in der Ordnung, in welcher der natürliche Fortgang der Geschichte sie entstehen ließ, theils in einer Reihenfolge, wie sie das Verständniß der Begebenheiten

nothwendig macht. Nur sind natürlich die Gedichte und Anderes ausgeschlossen, was nicht zur Sache gehört.

Aus Sengelberg's Tagebuch.

Heute ist Alfred Melassy mündig geworden. Dadurch bin ich meiner Pflicht als Vormund enthoben. Sie ist mir sauer genug gewesen, trotzdem bin ich ihr stets mit dem Eifer nachgekommen, mit dem man eine Liebhaberei betreibt. Für mich selbst habe ich in meinem Leben nicht so viel speculirt, gerechnet und gegeizt. Und so ist es mir gelungen aus einem Sümmchen von 380 binnen zehn Jahren das runde Kapitälchen von 2000 Gulden Conventions-Münze zu machen. Freilich hat mich die Solidität meines Mündels dabei nicht wenig unterstützt. Alfred war beim Tode seiner Eltern Praktikant in einer Tuchhandlung und ist es geblieben bis zum heutigen Tage, stets begnügt mit seinem kleinen, nur successiv sich steigernden Gehalt und niemals in Versuchung die Zinsen seines von mir verwalteteten schmalen Erbtheils als Zuschuß zu verlangen. Trotzdem funkelten seine Augen in einem habgierigen Glanz, wenn ich ihm von der Vermehrung des Sümmchens erzählte, und heute erst ist mir offenbar geworden, welche Bedeutung die stille Freude hatte,

mit der er stets sein geringes Vermögen um ein Geringes wachsen sah.

Welche Scene! Erst wollte mich der wackere Junge der Unredlichkeit beschuldigen: ich hätte von meinem eigenen hinzugelegt und wäre der Absicht, ihn hinterlistiger Weise zu beschenken. Gleich einem wirklich unehrlichen Vormund mußte ich ihm genau Rechenschaft über meine Verwaltung geben, bis er die Ueberzeugung gewann, in welcher Art ich die Zinsen zu kleinen nicht mißlungenen Spekulationen verwendete. Als er endlich nicht mehr an dem rechtmäßigen Besitz des Capitälchens zweifeln konnte, war seine Dankbarkeit so überschwenglich, daß ich neugierig wurde zu erfahren, zu welchem besonders beglückenden Zweck er das Geld verwenden werde. Wie erstaunte ich, als der solide, sparsame Jüngling, den ich eher übertriebener Kargheit als der Verschwendung fähig hielt, den Entschluß aussprach, die ganze Summe, statt sie in einem Geschäft anzulegen, rein aufzuzehren und zwar in Paris, wo er so lange bleiben will, als eben sein Geld dazu vorhält. Vergebens stellte ich ihm vor, wie kurz die Dauer von 5000 Francs in Paris ist und wie lange die Reue dauern wird, sie nicht mehr zu besitzen. Ich drohte ihm, die Vormundschaft wieder zu übernehmen, d. h. ihn

als offenbaren Verschwender und — nach einem solchen Einfall — auch als geistesabwesend unter Curatel stellen zu lassen. Ich appellirte endlich an seine Liebe zu mir, daß er mindestens bis zur Aufführung meines Stückes in Wien bleibe, um meinem Triumph beizuwohnen.

Er hat eine verführerische Ueberredungsgabe, und das kömmt daher, weil seine überströmende Lebenslust nicht von gemeiner Art ist und nicht blos auf rohen Sinnengenuß ausgeht. Sein fröhliches Herz ist ein Anwalt für seine Wünsche, welcher die Phantasie besticht. „Man lebt nur einmal!" ist sein Sprichwort, wie das in Wien so ziemlich, wenn nicht das Wort, doch die Denkungsweise eines jeden ist. Nur legt er es besonders schön aus. So sagt er heute: „Wenn ich die Tuilerien und den Louvre, das Pantheon und die Triumphbogen, die Boulevards und die Seinebrücken, das Volksleben und die Salons gesehen habe, so habe ich mir für das Geld, das es kostet, ein Capital eingetauscht, das in meiner Seele niedergelegt ist. Es wird mir entweder die Energie tragen, mir eine Stellung zu erringen, in der ich das immer haben kann, oder die Genügsamkeit, um im Bewußtsein, was ich alles schon genossen habe, für mein übriges Leben mit einer bescheidenen

Rolle zufrieden zu sein. Wie sollte ich in Wien, als Bürgerlicher, alle Freuden dieser Welt kennen lernen! In Paris genügt das Geld dazu und 5000 Francs sind eine unermeßliche Summe, wenn man keine Zinsen davon haben will. Lachen Sie nur! Ihr Stück aber wird gewiß so lange gegeben werden, daß ich es nach meiner Rückkehr noch werde sehen können. Ich schreibe Ihnen jede Woche, was ich erlebe."

„Schreibe mir nicht," antwortete ich ihm, „außer gleich nach Deiner Ankunft, daß Du Dich gesund an Ort und Stelle findest. Denn wenn Du mir vierzehn Tage später schreibst, so weiß ich vorher, was der Brief enthalten wird, nämlich daß Du kein Geld mehr hast und zu meiner Güte, die Du so gerne eine väterliche nennst, Zuflucht nehmen willst, damit ich Dir welches leihe. Das ist eine der ersten Früchte des Pariser Lebens. Aber Du wirst Dich in meiner Väterlichkeit täuschen, ich schwöre es Dir!"

„Seien Sie ohne Sorge," sagte Alfred lachend, „Sie werden keine Briefe von mir erhalten, die gewünschte Anzeige ausgenommen. Müßte ich doch fürchten, daß Sie bei Ihrer Ansicht der Dinge jeden spätern uneröffnet liegen lassen. Es wird Ihr eigener Nachtheil sein, mein theuerer Freund und

Poet, denn ich werde Merkwürdiges erleben, was Sie, wenn ich es Ihnen schriebe, zu zehn Schauspielen verarbeiten könnten, die sogar auf's Burgtheater kämen, statt auf jene garstigen Bretter, die Sie, wenn sich's gerade trifft, mit Affen, Hunden und Pferden theilen müssen. Ich bedauere Sie, aber tu l'as voulu, George Dandin!"

Helene Landerer an den Schauspieler Kosert.

Ihre Wünsche gehen in dem Augenblicke in Erfüllung, da ich die meinen für immer scheitern sehe. Sprechen Sie noch eimal mit meiner Mutter, sobald Sie wollen, und wenn Sie noch immer mit Ihnen übereinstimmt, so werde ich Ihnen zum Director folgen. Mein Gedächtniß hat nichts von dem verloren, was ich ihm einst mit so viel Lust und Liebe einprägte; Sie können nach Belieben die Rolle wählen, in der ich Probe spielen soll. In keinem Falle werden Sie der Wahl der Rolle die Schuld beizumessen haben, wenn ich Ihren Erwartungen nicht mehr entsprechen sollte. Denn ich zweifle sehr, daß ich so ungeschwächt wie mein Gedächtniß auch meine Fähigkeit mir bewahrt hätte, die Leidenschaft möchte ich sagen, die mich hinriß, und die auch Sie, wie Sie so oft versicherten, hingerissen hat. Sie haben meine plötzliche Abneiguug,

zum Theater zu gehen, nachdem ich früher keinen höheren Wunsch gekannt, für bloßen Eigensinn, für eine strafbare Weiberlaune gehalten. Damit Sie es nicht eben so für bösen Willen nehmen, wenn ich den Effect verfehlen sollte, den Sie sich versprechen, muß ich Ihnen eine Erklärung meines scheinbaren Wankelmuthes geben. Ich thue es schriftlich, obgleich Schreiben sonst nicht meine Sache ist, weil ich dabei meine Bewegung beherrschen oder mindestens verbergen kann, was die Eröffnung sehr abkürzt und erleichtert und mündlich mir gar nicht möglich wäre. Ich würde mehr Thränen sprechen als Worte. — Sie erinnern sich des Nachmittags, es war an einem Sonnabend, und es sind jetzt etwas mehr als anderthalb Jahre, ja ich könnte Ihnen genau sagen wie viele Tage und wie viele Stunden es mehr sind, denn nie werde ich vergessen, was sich an jenem Nachmittag ereignete; — Sie erinnern sich, wie Sie meine Mutter und mich auf dem Wasserglacis trafen und mir anzeigten, daß Sie mich in der nächsten Woche nach Hietzing begleiten werden, wo man zuerst meine Persönlichkeit in Augenschein nehmen wollte, um vor allem gewiß zu sein, daß ich das Aeußere zu einer ersten Liebhaberin habe. Sie belachten meine Verlegenheit, meinen Widerwillen gegen ein

derartiges physisches Präsentiren, und sagten, das gehöre zum Theaterwesen und müsse lustig überwunden werden. Darauf trafen wir ein Uebereinkommen wegen des Tages; Sie eilten an die Wien zu kommen und ich hatte alle Lust verloren, die Rossinische Musik, die vom Orchester hertönte, länger mit anzuhören und das insipide Vergnügen zweifelhaft eleganter Spaziergänger, die gleich den Figürchen auf einer Drehorgel an meiner Bank vorüber kamen, verschwanden und wieder kamen, länger mit anzusehen. So bat ich meine Mutter die Zahl der Nadeln, die sie an solchen Nachmittagen zu stricken pflegte, um die Hälfte zu ermäßigen und dafür nicht durch die Stadt, sondern auf einem Umweg über die Glacien zur Schlagbrücke und nach Hause zu gehen. Sie war es nach einigen Einwendungen zufrieden.

Als wir am Stubenthor bereits vorüber waren, wendete sich die Mutter wieder um, sie erinnerte sich eines Specereiladens in der Wollzeile, den man ihr empfohlen hatte, um billigen Kaffee zu kaufen. Wir wollten somit durch dieses Thor nach der Stadt. Ich weiß nicht, warum mir diese Gegend so melancholisch vorkömmt. Grüne Bäume überall, die in meiner Heimath am Rhein lachen und hier so streng und düster zu blicken

scheinen. Denn das Menschengewühl, das hier ununterbrochen aus- und einwandert, freut sich nicht an der grünen Frische, es scheint belastet von der Arbeit und trägt die Müdigkeit des zurückgelegten Werkeltages in den Gesichtern. Dieser grausame Eindruck wird hörbar in den Klängen, die das dort postirte blinde Harfenmädchen anschlägt. Sie drangen bis zu uns herüber, die wir auf der anderen Seite des Dammes schritten, der über den Stadtgraben führt. Ich bat die Mutter einen Augenblick zu warten, suchte nach kleiner Münze in meiner Tasche und wollte den Fahrweg überschreiten, um der Armen das Almosen hinüberzubringen, als ich vor einem heranrollenden Wagen rasch zurückweichend die Kupferstücke fallen ließ, die der Staub völlig zu verschlingen schien. Mit meinen kurzsichtigen Augen mußte ich mich tief bücken, um das Verlorene zu suchen. Ich stand beinahe mitten auf der Straße, die nicht den Fußgehern bestimmt ist, war in Gefahr von sich kreuzenden Wagen erreicht zu werden und doch wollte ich das Geld nicht aufgeben. Ich glaube Niemand, und wäre er auch nicht so arm, wie ich es bin, wirft ohne Leidwesen auch nur einen Kreuzer nutzlos in den Staub. Allein die Vorübergehenden sahen mich an, einige blieben stehen, wozu in Wien

der geringste Anlaß hinreicht, und die Furcht vor noch größerem Aufsehen, hätte mich unverrichteter Sache zu meiner Mutter zurückkehren lassen, als ich, die Augen noch immer zu Boden gerichtet, eine Männerstimme neben mir vernahm.

„Wie viel haben Sie verloren?“ fragte man mich. Ich antwortete: „Drei einzelne Kreuzer Wiener Währung.“ Ich hatte dabei nicht aufgesehen, sondern weiter gesucht, und erst als die Stimme wieder anhob: „Sie sind wohl eine Ausländerin, weil Sie sagen „Wiener Währung“ und nicht „Schein“ — richtete ich den Blick auf den Mann neben mir, der eifrig suchte. „Ich bin vom Rhein“ entgegnete ich und hielt es nun für passend, ihm das Weitere zu überlassen und mich zur Mutter zu begeben, die sich nicht so weit auf den Fahrweg vorgewagt hatte. Es dauerte keine halbe Minute, so brachte uns der Mann, ein sehr einfach aber sehr nett gekleideter junger Mensch, die drei Kreuzer. Er zeigte sie mir, übergab sie mir aber nicht, sondern zog eine gestrickte Börse hervor und steckte meine armen Kreuzer in diese seine eigene Börse. Ich stand verblüfft. Er lächelte und sagte:

„Sie haben die Absicht gehabt, wie ich bemerken konnte, der Unglücklichen gegenüber ein Almosen zu reichen. Ein Dienst ist des andern

werth; ich habe Ihr Geld wieder gefunden, erweisen Sie mir nun den Gefallen, es sammt dem meinen in dieser Börse der Armen hinüber zu tragen. Wollen Sie es ihr aber gefälligst in die Hand drücken und es nicht auf den Sammelteller vor ihr legen, die ungewöhnliche Gabe könnte sonst der Blinden vielleicht entwendet werden."

Da war nichts zu antworten, ich that, wie mir geheißen wurde, wobei ich wahrnehmen konnte, daß mehr Silber als Kupfer durch die Maschen der Börse schimmerte. Der junge Mann wartete neben meiner Mutter bis ich wiederkam. Dann sagte er zu uns beiden gewendet:

„Ich will Sie nicht glauben lassen, daß ich auf eine erbärmliche Weise vor Ihnen prunken wollte, weil ich eine so auffallende Manier wählte, jene Arme zu beschenken. Sie müssen wissen, daß ich der bejammenswerthen Kreatur eine Schuld abtrug, denn seit vielen Jahren gehe ich hier zweimal täglich vorüber, ohne ihr jemals etwas gereicht zu haben. Würde ich ihr jedes Mal nur einen Kreuzer gespendet haben, wie dies mein Wunsch war, so wäre die kleine Summe, die in der Börse war, bereits hoch überstiegen. Der Grund aber, weßhalb ich es nicht that, ist der ganz entsetzliche Eindruck, den mir der erste Anblick jener Erscheinung machte.

Seitdem gehe ich immer auf der anderen Seite des Weges; vor diesen verwundeten, todten, gräßlich anzusehenden Pupillen muß ich mehr schaudern als vor irgend einem anderen Elend in der Welt. Ich hatte ein kleines, erblindetes Schwesterchen; wir waren sehr arme Kinder. Ein rohes Weib sagte einst lachend, mein Schwesterchen werde später singend und klimpernd an den Thoren stehen. Das hat sich mir eingeprägt und verstärkt noch mein unüberwindliches Grauen, obgleich mein armes Schwesterchen längst todt ist. Selbst die Jammertöne des Instrumentes afficiren mich noch immer, wenn ich es auch bereits dahin gebracht habe, nicht mehr für Stunden dadurch melancholisch zu werden."

Die Mutter fragte ihn, ob es denn so unausweichlich für ihn wäre, so oft diesen Weg zu gehen und sich den unangenehmen Empfindungen immer wieder auszusetzen.

„Es ist die kürzeste Verbindung," war seine Antwort, „zwischen der Landstraße, wo ich wohne, und dem Geschäftslokal in der Stadt. Zwar wäre es vom Anfang der Wieden oder der Leopoldstadt aus auch nicht viel weiter, aber meine jetzige Wohnung habe ich umsonst, sie gehört zu der meines Prinzipals, und obgleich ich mit dem

größten Vergnügen von der Welt einige Gulden dafür geben würde, in einem anderen Theil Wiens unterzukommen, auch weil mir meine gegenwärtige Hausgenossenschaft nicht convenirt, so zweifle ich doch, daß das Wenige, was ich dafür aufwenden kann, hinreichend ist, ein Zimmer zu bezahlen. Meine freie Zeit ist sehr knapp zugemessen, ich will sie nicht mit Suchen eines Quartiers vertrödeln."

Ich gestehe Ihnen, daß die unverkennbare Armuth, die sich in diesen Aeußerungen verrieth, im Gegensatze zu der netten Erscheinung des jungen Mannes und noch mehr zu der ungewöhnlichen Großmuth, die er soeben geübt hatte, für mich von ergreifendem Effect war. Ich dankte im Stillen meiner Mutter, daß ihr, wie natürlich es auch war, in diesem Augenblicke ihre unwandelbare Idee wieder einfiel, unsere finstere Kammer zu vermiethen. Sie bot dieselbe nach einigen Vorfragen dem jungen Manne an, indem sie bemerkte, daß sie sich jeden Preis für das Zimmer gefallen lassen müsse, weil es wenig Licht hat, so wenig, daß er es aus diesem Grunde vielleicht um keinen Preis werde haben wollen.

„O, ich bin außer zur Mittagsstunde den ganzen Tag nicht zu Hause," rief er lebhaft, nur

des Abends, und da muß man leider auch zum hellsten Zimmer die Lichter selbst herbeischaffen; wenn's weiter nichts ist! — Auch bin ich gerne in der Nähe der Donau, und ist's auch nur der Kanal, — ein fließender Strom erregt Reisehoffnungen, die Erwartung glücklicher Veränderungen."

Er kam nun mit der Mutter überein, daß er das Zimmer schon am nächsten Tage, weil ein Sonntag, besehen werde, und nachdem er unsere Adresse in sein Portefeuille geschrieben und uns die Stunde seines Besuches angezeigt hatte, schieden wir von ihm, ich angenehm davon bewegt, daß die Eintönigkeit meiner Existenz in Wien durch ein wenn auch nur geringfügiges Ereigniß unterbrochen war.

Sie kennen das Vertrauen, das die Mutter in meine Art zu sein und zu denken setzt, und so werden Sie sich nicht wundern, daß sie es am nächsten Tage mir allein überlassen wollte, den jungen Mann zu empfangen und über das Zimmer mit ihm einig zu werden, nur um nicht ohne Erlaubniß und nicht für einen Augenblick den Pflichten gegen unsern großen Tyrannen Liborius untreu zu werden. Eben so wenig wollte sie von ihm Urlaub erbitten für die Zeit des Besuches, um seine Einmischung nicht herauszufordern und ihm

nicht Rede stehen zu müssen. Ich empfand mich aber diesmal nicht Herr meiner gewöhnlichen Unbefangenheit und weigerte mich standhaft, unter dem Vorgeben, das nicht einmal ein Vorwand war, der junge Mann könnte hinsichtlich Kost und Bedienung Wünsche haben, auf die ich nicht zu antworten wüßte. Die Gangfenster vor unserer Thüre liegen denen vor der Wohnung des Liborius auf der anderen Treppe gerade gegenüber. Die Mutter versprach mir herüber zu kommen, sobald ich zum Zeichen der Ankunft des Besuches meinen Blumentopf auf das Gangfenster hinausstellen werde. Das geschah denn auch mit dem Glockenschlag der Stunde, die der Miether bestimmt hatte.

Wie ich es vorausgesehen, er suchte bei uns eine ganze, kleine Hauswirthschaft. Die Mutter erklärte sich bereit, ihm, was er bedarf, täglich aus der Küche des Liborius herüberzusenden, und nannte ihm die dafür zu entrichtende Summe. Er bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er: „Ich werde mit Eins ein großer Verschwender, auch die Kost hatte ich bisher nahezu umsonst.“ Und er versank in Schweigen, als ob er den ganzen Plan bei uns zu wohnen und fast mit uns zu leben wieder aufgeben müßte oder wenigstens nicht sogleich darüber entscheiden könnte. Ich zog mich

einige Schritte zurück; es war mir, als hätte ich zu fürchten, man würde das starke Pochen meines Herzens vernehmen. Bei der Bewegung, die ich machte, ließ er seine bisher zu Boden gerichteten Augen auf mir ruhen. „Pah," rief er dann, „man lebt nur einmal." Nach einigen Tagen war Alfred Melassy unser Miether, oder wie man in Wien sagt, unser „Zimmerherr." Der Ausruf „man lebt nur einmal" hatte mir sonderbarer Weise sehr mißfallen. Mir schien diese Aeußerung ein Widerspruch zu dem übrigen Wesen des Mannes zu sein. War sie vielleicht nur eine gedankenlos angenommene Gewohnheit, ein Wiener Sprichwort, dessen man sich bedient, ohne dabei zu denken? Nicht früher als in diesen Tagen, die entscheidend für mich waren, sollte ich mir diese Frage beantworten können.

Sie wissen, daß ich mit der Mutter täglich am Tische des Liborius speise, um dieselbe Stunde brachte die Magd unserem Miether das Mittagbrod auf sein Kämmerlein. Ich sah Alfred die ersten Tage, nachdem er bei uns eingezogen war, gar nicht, denn so oft wir Abends von der täglichen Wasserglacis-Promenade zurückkehrten, war er bereits in seinem Stübchen eingeschlossen und jeden Morgen ging er aus, bevor ich noch die

Augen geöffnet hatte. Eines Abends jedoch, als es stark regnete, die Mutter noch bei Liborius drüben wirthschaftete und ich am Gangfenster stand, um zu sehen, wie der Regen meinen Blumentöpfen bekömmt, die ich zu solcher Erquickung in den Hof hinuntergestellt hatte, kam Alfred nach Hause und grüßte mich flüchtig, während er seine Thüre aufsperrte. Bald kam er wieder heraus und sagte: „Hier ist es noch heller Tag und bei mir ist es schon stockfinster; dazu habe ich das Vitriolfläschchen verlegt, um das Schwefelhölzchen anzuzünden."

Ich wendete mich nach meinem Zimmer, um ihm auszuhelfen, er folgte mir und blieb bescheiden an der Schwelle stehen. Doch sprach er dabei weiter und zwar zuerst von einem Gefühl der Befreiung, weil er jetzt nicht mehr an dem unglücklichen Harfenmädchen vorübergehen müsse. Als ich ihn dieses Umstandes wegen, eigentlich nur, um ihn besser kennen zu lernen, einer allzugroßen Empfindsamkeit beschuldigte, war seine Antwort, daß er von dem Anblick bei weitem weniger afficirt würde, wenn ihm ein Mann dies unglückliche Schauspiel bieten würde, indem es nicht so sehr das physische Elend wäre, was ihn zurückschrecke, als daß ein Frauenzimmer wegen armseligen

Erwerbs eine bejammernswerthe Oeffentlichkeit suchen muß. „Ich schaudere vor jedem öffentlichen Auftreten eines Frauenzimmers," sagte er, „vom öffentlichen Hinstellen am Stubenthor, bis zum Erscheinen auf einem weltberühmten Podium."

„Gehen Sie niemals in's Theater?" mußte ich ihn unwillkürlich fragen.

„Sehr selten leider," entgegnete er, „nur wenn ich eine Freikarte von meinem Vormund Sengelberg bekomme, der allerlei Beziehungen zur Theaterwelt hat. Ich besuchte es gerne alle Tage, niemals aber würde ich mich zu Jenen gesellen, die weniger des Schauspiels als der Schauspielerinnen wegen in's Theater gehen. Sie wissen, daß die Alten solche gar nicht kannten, ja daß noch Shakespeare sich ohne weibliche Spieler behelfen mußte. Wird es aber zum Besten der dramatischen Kunst wirklich erfordert, daß sich an ihrer Ausübung auch das andere Geschlecht betheilige, so müßten die Künstlerinnen, weil sie ein heiliges Feuer hüten und sich zum Nutzen des Allgemeinen einem öffentlichen Dienst widmen, gleich den Vestalinnen Roms ihr Leben solchen Gesetzen unterwerfen, die ihnen die Ehrerbietung Aller sichere, damit durch diese Hochstellung ausgeglichen werde, was sonst die Oeffentlichkeit dem Weibe an Würde

entzieht. So sollten sie ihren Aufenthalt, das Atrium Vestae, niemals oder nur in den dringendsten Fällen verlassen, von Jedermann nur mit Ehrfurcht betrachtet werden, in einen Nimbus des Unnahbaren, Unzugänglichen gehüllt sein, kurz die Rechte höherer Wesen haben, aber auch wie höhere Wesen nicht zur gewöhnlichen Weltlust herabsinken. Um diesen Preis würde ich es begreifen, daß Frauen verehrt und geliebt werden können, auch wenn sie sich dem stillen Beruf ihres Herzens entrissen haben, und daß der Ausdruck „Priesterinnen der Kunst" nicht eine Entweihung beider Bezeichnungen ist. Aber mit einer Thekla, Medea, Lady Macbeth oder auch nur Donna Diana zu Nacht essen, ihr den Hof machen, sie mit den eitlen Vorgängen des Tages unterhalten, wäre mir ebenso unmöglich, als es mir unbegreiflich ist, wie man Frauen mit persönlichem Enthusiasmus huldigen kann, die eine öffentliche Stellung einnahmen, ohne zu zeigen, daß sie durch den Ernst der Kunst dazu gezwungen sind, indem sie ihn zum Ernst des Lebens ausdehnen. Modernen Schauspielerinnen, die nicht nur durch ihr Genie, die auch durch ihr frivoles, weltliches Treiben eine Ausnahme von der weiblichen Bestimmung machen, werde ich nie-

mals Sympathie, noch weniger Freundschaft oder Liebe entgegenbringen."

„Sie urtheilen sehr streng," erwiederte ich, „und wie es mir scheint ohne Erfahrung, blos nach einer Theorie. Uebrigens wissen Sie gar nicht, daß Sie mir mit Ihrer finstern Ansicht der Dinge Sympathie und Freundschaft für immer aufgekündigt haben, wenn Sie überhaupt jemals welche für mich gehabt hätten. Denn ich bin eben im Begriffe, mich dem Theater zu widmen."

Seine Betroffenheit war sichtlich eine große. Er stellte den Leuchter aus der Hand und sah mich mit einer Miene an, von der ich nicht wußte, ob sie Schmerz oder Verlegenheit ausdrückte. Ich mußte glauben, daß er darüber bestürzt, mich ohne sein Wissen verletzt zu haben, und sagte ihm lächelnd, daß ich es nicht als Beleidigung aufnehme. Allein daran dachte er gar nicht; es war die Nachricht selbst, daß ich Schauspielerin werden will, was solche Wirkung auf ihn übte. Er fragte mich in zarter Weise, ob mich materielle Bedrängnisse zu dem „unglücklichen Schritte," wie er es nannte, nöthigten.

Offen gestand ich ihm, daß mein hauptsächlichster Beweggrund der Wunsch war, meine Mutter und mich vom Herrn Liborius Knorrn unabhängig

zu machen und setzte ihm das Verhältniß soweit auseinander, als es unseren Lebensunterhalt betrifft. Er fragte mich, ob ich durch den neu zu wählenden Stand mehr zu gewinnen hoffe, und ich sagte ihm, daß es nicht meine Absicht ist, mehr zu erwerben, sondern das Gleiche, im Nothfall sogar weniger, aber nur in anderer Art.

Mein verehrter Freund! Sie sind vielleicht schon ungeduldig. Gar zu umständlich habe ich Ihnen bisher berichtet und Ihnen sogar nichts von dem erlassen, was ich mir von den Bewegungen und Gesprächen mit Alfred Melassy jedesmal anmerkte. Ich führte erst seit der Bekanntschaft mit ihm ein Tagebuch, eine Gepflogenheit, die ich bis dahin für eine Selbstbeheuchlung gehalten habe. Die genaue Ausführlichkeit, mit der ich Ihnen Alles schreibe, ist mir ein Bedürfniß, und wenn Sie daraus vielleicht entnehmen, wie es mit meinem Gemüth hinsichtlich des jungen Mannes beschaffen ist, oder vielmehr war, so wird es Ihnen auch erklären, was nun folgt, die Macht nämlich, die Alfred Melassy über meine Entschließungen gewann. Wollte ich Ihnen wörtlich anführen, was er sagte, um mein Vorhaben, Schauspielerin zu werden, siegreich zu bekämpfen, es würde Ihnen noch immer nicht begreiflich machen, daß ich mich

so rasch fügen konnte, besonders da ich das Feuer seines Tones und seiner Augen doch nicht mit in diesen Brief einschließen kann.

Sie müssen sich eben gegenwärtig halten, was Ihnen meine bisherige Ausführlichkeit schon verrathen hat, dann enthebt sie mich der Verlegenheit, auch in diesem Punkte ausführlich zu sein.

Genug, ich schrieb Ihnen am nächsten Tage, daß ich auf die Vorstellung beim Director und überhaupt auf den Plan, zum Theater zu gehen, verzichte, was in hohem Grade Ihren Unwillen erregte. Sie wissen, wie Sie darauf zu uns kamen, Beschwerden und Einwendungen erhoben und dadurch, daß ich nichts Rechtes entgegen zu setzen wußte, nur noch zorniger wurden. Seitdem haben Sie mich kaum mehr wiedergesehen und ich hätte nicht den Muth gefunden Ihnen zu schreiben, wenn ich nicht die abermalige Umkehr, das Eingehen auf Ihre Wünsche, an die Spitze dieses Briefes hätte stellen können.

Ja, ich bin nicht nur bereit, ich sehne mich, dem Theater anzugehören, und wenn Sie trotzdem jetzt die Freudigkeit, die Leidenschaft, kurz irgend etwas an mir vermissen sollten, was zu diesem Berufe nothwendig ist, so mögen Sie nicht mir die Schuld geben, sondern genau erfahren, woher

es kömmt, im Falle vielleicht etwas in mir gesprungen, zertrümmert, dahin ist. Und aus diesem Grunde erzähle ich Ihnen, was sich weiter begeben hat.

Ich hatte nicht Zeit, Alfred ein bestimmtes Versprechen zu geben, denn die Mutter kam und er schwieg, weil er nicht wußte, ob es mir angenehm wäre, wenn die Angelegenheit in ihrer Gegenwart besprochen würde. Nach einigen Tagen, als er, offenbar gespannt auf die Entscheidung, wieder unter dem Vorwand, sein Licht anzuzünden, an meine Thüre klopfte, gab ich ihm die erwünschte Zusage. Er nahm sie nicht anders und konnte sie nicht anders nehmen, denn als ein Ergebniß meines Nachdenkens, als einen Beweis, daß die Gründe seines Verstandes mich überzeugt hätten, und wenn er seine Freude ausdrückte, so glaubte er doch keine Ursache zu haben auch Dankbarkeit auszudrücken. Ach, dem war nicht so! Ich hatte nicht nachgedacht, sondern mich von meinem Gefühle leiten lassen, das sich dagegen sträubte, in einer entscheidenden Sache dem Willen dieses Mannes zu widerstreben.

Der Herbst nahte, die Abende wurden länger und führten uns öfter zusammen. Er kam zuweilen auf eine Stunde, der Mutter und mir

Gesellschaft zu leisten, erzählte dann Stadtneuigkeiten, mehr aber noch von seinen Plänen und Studien. „Es ist nicht Liebe zur Wissenschaft," sagte er, „daß ich einsame Abende über Büchern versitze, statt z. B. den nahen Kettenbrückengarten zu besuchen, wohin mich weniger die vier und zwanzig Trompeten locken, die dort die sanftesten Opernmelodien blasen, als ein junger Geiger Namens Strauß, der dort mit einem ganzen Orchester deutsche Tänze von seiner Composition spielt, die ganz wunderbare Musik zu dem Text sind: man lebt nur einmal! Aber ich warte auf meine Zeit und sie wird kommen. Um in der Vorbereitung darauf nichts zu versäumen, treibe ich so eifrig Gegenstände, die im Verkehr mit der großen Welt unerläßlich sind, namentlich Sprachen. Nicht eher werde ich mich mit meinem bescheidenen Stand zufrieden geben, bis ich wenigstens eine kurze Zeit aus dem Ganzen und Vollen gelebt habe. Von allen süßen Dingen dieser Erde muß ich gekostet haben, ehe es mir möglich sein wird, auf alle ohne Herzbrechen zu verzichten. Und darum meine jetzige Solidität, die nur eine Speculation auf die Zukunft ist."

So bildete sich nach und nach zwischen uns ein munterer, harmloser Verkehr, der stets zu den glücklichsten Erinnerungen meines Lebens zählen

wird. Alfred's Wesen in diesen Tagen war anziehende, gebildete Vertraulichkeit, ohne jemals entschiedene Innigkeit zu werden, nur daß ich zuweilen seine Augen länger, als ich es ohne eine Bewegung des Herzens ertragen konnte, auf mir ruhen fühlte. Die Mutter gewann ihn lieb und wurde verstimmt, wenn er nicht mindestens jeden zweiten Abend eine Stunde bei uns zubrachte.

Eines Nachmittags im October, als schon die Dämmerung anbrach, schreckte mich ungestümes Klopfen an der Eingangsthüre der Wohnung von einer Näharbeit auf. Zu meinem großen Erstaunen stand, als ich öffnete, Liborius Knorrn vor mir. Mein erster Gedanke war, daß der Mutter, die sich eben drüben in seiner Behausung befand, etwas zugestoßen sein könnte und er mich zu ihr riefe. Dies verneinte er und sagte, daß er blos zu dem Zweck gekommen wäre, um ein paar Worte allein mit mir zu sprechen. Sie wissen, mein verehrter Kosert, was zwischen diesem Manne und mir vorgegangen ist und werden es daher begreiflich finden, daß ich fast instinktmäßig die Thürklinke in der Hand behielt und auf dem Corridor stehen blieb, statt in das Zimmer zurückzukehren, aus Furcht, Herr Liborius könnte sich es in der

Stube allzulange bequem machen, wenn er einmal Einlaß gefunden hat.

„Sie haben den Gedanken aufgegeben, Komödie zu spielen und sich auf diese Weise meinem Schutz zu entziehen, sagte er mit höhnischem Lächeln, und das ist mir lieb. Indessen rathe ich Ihnen im Umgang mit dem jungen Menschen, der jetzt bei Ihnen wohnt, vorsichtig zu sein. Es ist mir erwünscht, daß er der Narr ist, die finstere Kammer zu bewohnen, denn ich bezahle Ihr Quartier, und was er Miethe gibt, kömmt mir natürlich als eine Erleichterung zu Gute. Wenn Sie sich es aber einfallen ließen, mit Melassy ein Liebesverhältniß anzuknüpfen, wenn ich nur die geringste Spur davon entdecke — und es ist Ihnen bekannt, daß ich Alles erfahre — so nehme ich Ihrer Mutter und folglich Ihnen das Brot, setze Sie beide auf die Straße und Sie mögen dann sehen, was Sie in der fremden Stadt anfangen. Selbst um Ihr kleines, väterliches Erbtheil können Sie dann mit mir Prozeß führen. Zum Theaterspielen wird es nicht kommen, dafür werde ich schon sorgen."

Schon während er sprach, hörte ich den mir wohlbekannten Schritt Alfred's, der die Treppe heraufsprang. Im Augenblick, da Liborius schwieg, ging Alfred an uns vorüber und im demselben

Augenblick nahm auch Liborius meine Hand und führte sie an seine Lippen. Ich war von diesem ganz unerwarteten Manöver so erstarrt und wie versteinert, daß ich in der Schnelligkeit, mit der es geschah, nicht einmal zu einer Abwehr gelangte. Ehe ich noch eine Bewegung machen, ein Wort sagen konnte, hatte Liborius sich ein wenig von mir entfernt und seine Unverschämtheit fortsetzend warf er mir eine Kußhand zu. Dann verschwand er auf der Treppe.

Alfred, der mich aus übel angebrachter Discretion nicht gegrüßt hatte, mich nicht kennen zu wollen schien, mußte, während er seine Kammer aufsperrte, die Geberden des Liborius wohl gesehen haben, das wußte ich. Empört und tief betrübt kehrte ich in mein Zimmer zurück. Die Mutter kam bald, aber ich verschwieg ihr den Auftritt, um ihr die Wiederholung einer Aufregung zu ersparen, die ihre Gesundheit schon einmal zum Wanken gebracht hatte. Alfred ließ sich an diesem und an mehreren der folgenden Abende nicht blicken.

Als er endlich einmal wiederkam, schien er fröhlich und guter Dinge zu sein. Er benützte einen Moment, in dem wir zufällig allein blieben, um mir das Folgende zu sagen, das mir das Herz krampfhaft zusammenschnürte.

„Aufrichtig, mein liebes Fräulein, ich danke dem Himmel, unwillkürlich Zeuge geworden zu sein, daß Ihre unschuldige Mädchenseele bereits eine zarte Beziehung hegt. Einige Tage lang glaubte ich den Schmerz nicht verwinden zu können, nun aber ist er zwar nicht vergessen, aber, was viel besser ist, als ein Segen anerkannt. Ich war auf dem besten Wege mich sterblich in Sie zu verlieben und das wäre für mich, für meine Zukunft — jetzt darf ich es Ihnen ja sagen — ein großes Unglück gewesen. Es hätte mich in Verhältnisse eingeschränkt, die mein ganzes Streben in eine andere Richtung gebogen hätten, was um so mehr zu bejammern gewesen wäre, als ich, wie ich jetzt sehe, ganz hoffnungslos geliebt hätte. Die Erfahrung ist zur rechten Zeit gekommen, als ich die Leidenschaft noch bezwingen konnte; ich brauche mich nicht in die Donau zu stürzen, ja Ihnen nicht einmal mit jener souverainen Ungerechtigkeit, welche das Kennzeichen der Leidenschaft ist, zu grollen, da Sie doch kein Unrecht an mir verübt haben. In diesen Tagen war ich wirklich so thöricht — nun aber ist es vorbei und ich bin vernünftig. Wir können ehrliche und lustige Freunde bleiben, geben Sie mir zum Zeichen dessen Ihre

Hand, Helene, tauschen wir einen biederen Händedruck aus."

Ich verweigerte ihm nach diesen Worten meine Hand und sagte eilig: „Sie sind ganz und gar von Irrthümern und Mißverständnissen eingenommen. Was Ihre angeblichen Empfindungen für mich betrifft, so wollen wir darüber schweigen. Wenn Sie aber aus einem Auftritt, dem Sie beiwohnten, auf meine Empfindungen schließen, so machen Sie sich eine ganz falsche Vorstellung. Mir liegt aber sehr viel daran Ihnen diesen Wahn zu benehmen und ich werde die erste Gelegenheit dazu benützen."

Die Mutter kehrte zurück und ich mußte abbrechen.

Die erwünschte Gelegenheit ergab sich nicht sobald. Meine Begegnungen mit Alfred in den nächsten Tagen waren kurz und hatten immer einen oberflächlichen Zweck, der die Stimmung, die Möglichkeit ausschloß, einen so delikaten Punkt zu berühren oder gar weitläufig zu erklären. Indessen beruhigte mich sein Benehmen, das mir nicht nur seinem Vorsatz getreu gute Freundschaft bewies, sondern sogar seinem Vorsatz entgegen zuweilen einen Ton der Innigkeit nicht unterdrückte; es beruhigte mich insoferne, als es mir Zeit zu gönnen

schien, den passenden Augenblick zu einer ruhigen Auseinandersetzung abzuwarten. Plötzlich trat eine Veränderung ein. Wie äußerlich und in wie gleichgiltigen Formen sich auch mein Verkehr mit Alfred bewegte, es gab für mein Gefühl gewisse Zeichen eines inneren Zusammenhangs. Diese Zeichen waren mit einem Mal nicht mehr zu entdecken. Alfred verhielt sich kalt und fremd und öfter mit einer erzwungenen Freundlichkeit, die ihn mir noch fremder erscheinen ließ. Ich beschloß eine Erörterung durch jedes Mittel und um jeden Preis herbeizuführen. Wenn ich in einer noch so schlimmen Lage nur Klarheit und Wahrheit habe, dann scheint mir kein Unglück mehr möglich zu sein.

Eines Abends lauerte ich, an das Fenster des Corridors gelehnt, auf seine Heimkehr. Als er mich sah, trat er sogleich auf mich zu, wie ebenfalls erfreut einen Moment der Verständigung mit mir gefunden zu haben.

„Ich wäre Abends zu Ihnen gekommen, wenn ich Sie nicht hier getroffen hätte," sprach er mich an, „auf die Gefahr hin, daß Ihnen in der Gegenwart Ihrer Mutter unangenehm gelautet hätte, was ich zu sagen und zu fragen habe. Ich bitte um eine Auskunft. Nicht wahr, das Geld, das ich für meine Wohnung und für das Mittagbrot

bezahle, gelangt in die Hände des Herrn Liborius Knorrn?"

Ich winkte bejahend.

„Dann begreife ich nicht, fuhr er fort, weßhalb Ihre Mutter so eifrig bemüht schien, einen Miether zu gewinnen, es ist ja doch nicht ihr eigenes Interesse, was dadurch befriedigt wird."

„Meine Mutter," entgegnete ich, „ist die Wirthschafterin, gewissermaßen die gedungene Hausfrau des Herrn Knorrn, und als treue Verwalterin schätzt sie sich glücklich, so oft sie ihm einen Nutzen schaffen, eine Ausgabe ermäßigen kann."

„Ich esse also gleichsam unsichtbar am Tische dieses Herrn Liborius Knorrn!" fuhr er leidenschaftlich auf, „ich will aber mit diesem Herrn nichts gemein haben, nicht die Speise, nicht die Speisestunde, nicht die Wohnung und nicht die Luft. Ich sende schon seit zwei Tagen die Gerichte unberührt zurück und bitte Sie, Ihrer Mutter zu sagen, daß sie nichts mehr herüber sende."

So wenig es mir unwillkommen sein konnte, daß Alfred meinen Abscheu gegen Liborius aus welchem Grunde immer theilte, war ich doch von der Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks unangenehm berührt, wie von einer bösen Ahnung erfüllt. Das mochte in meinen Zügen zu lesen sein, die Alfred

forschend beobachtete, und gewiß verstand er den peinlichen Eindruck falsch, den sein Eifer bei mir hervorbrachte, denn er fuhr noch erregter und bitterer fort: „Gleichviel, was Sie davon denken mögen! Ich hätte nach gewissen Andeutungen, die mir zukamen, augenblicklich das Haus verlassen sollen, wenn es nicht Unsinn wäre, einige Tage, bevor man eine große Reise unternimmt, das Quartier zu wechseln. Ich müßte wirklich unter einem sehr feindlichen Stern geboren sein, wenn es mir mißlingen sollte, Wien im Leben nicht wieder zu sehen."

„Sie reisen!" sagte ich, und wie ich glaube mechanisch und tonlos, denn auf meinen Kopf und mein Herz zugleich schien ein betäubender Streich geführt worden zu sein."

„Sagen Sie mir das Eine!" sprach er ruhiger, „warum sind Sie nicht Schauspielerin geworden? Meine Gründe gegen ein derartiges öffentliches Hinaustreten des Weibes konnten doch auf Sie nicht mehr passen, von Ihnen nicht als giltig erachtet werden. Sie haben auch ohne auf die Bühne zu steigen, den Rubicon bereits überschritten, der des Weib von seinem eigentlichen stillen Berufe trennt. Dann aber wäre eine Wirksamkeit für die Kunst eine schönere Wahl gewesen."

„Was meinen Sie!“ schrie ich auf, wie von einer Viper gestochen. Verlegenheit, Neigung, Schmerz wegen der Trennung, alles war verschlungen von einem einzigen Gefühl, von einem ungeheueren Zorn, der mich jetzt wie ein Sturm ergriff. Im Verborgenen mußte mir ein Schimpf angethan worden sein, ich spürte die Wunde, ich wollte aber auch wissen, von welchem Gift der Pfeil getränkt war und wer der Meuchler sei, der ihn abgedrückt hat.“

„Kommen Sie in Ihr Zimmer und zünden Sie Licht an, dann werde ich Ihren Augen unterbreiten können, was ich meine,“ war die gelassene Antwort des jungen Mannes.

Als wir vor der Lampe saßen, überreichte er mir einen Brief an ihn gerichtet, von Niemanden unterzeichnet und in einer mir gänzlich unbekannten Schrift. Ich las. Der Brief entsank mehrmals meiner Hand, ich fand immer die Kraft, ihn aufzunehmen und weiter zu lesen. Fieberhitze und Todesfrost wechselten in mir, ich zitterte an allen Gliedern, aber ich mußte den Muth haben bis an's Ende zu kommen und las bis zu Ende. Nun wußte ich, daß, wer diesem Schreiben glaubt, in mir die verworfenste von allen Kreaturen erblicken muß, die jemals den Namen Weib führten. Um

zu erproben, ob es wirklich möglich wäre, daß auch nur ein Schatten dieses Gewebes auf die Seele des Mannes vor mir Eindruck gemacht hätte, blickte ich ihm frei und ruhig, mit forschender Verwunderung in's Gesicht. Ich muß sagen, er war es, der meinen Blick nicht aushalten konnte.

„Herr Melassy," sagte ich, „Sie haben mir nicht erspart, etwas Schändliches zu lesen, was man sonst, wie ich glaube, vor einem Mädchenauge schonend verbirgt. Indessen begreife ich noch immer nicht, was Sie damit meinen, daß ich die Grenze bereits überschritten hätte, welche das Weib von seinem edelsten Berufe trennt. Denn sollten Sie zufälliger Weise im Stande gewesen sein, diese Meinung aus dem fluchenswerthen Papier zu schöpfen, das da vor uns liegt, aus den Angaben, die es über meine Beziehung zu Liborius Knorrn enthält, dann bliebe mir nichts als Schweigen und Verachten. Es gibt Anschuldigungen, welche die Miene, der Blick, die Gestalt, das ganze Wesen dessen, den sie treffen, stumm widerlegen muß, oder seine Worte werden sie nicht wiederlegen. Entscheiden Sie zwischen mir und diesem Brief."

„Mein Fräulein," sagte er kalt aber unverkennbar mit mehr Achtung im Tone, „es kömmt hier nicht darauf an, ob ich dieser Infamie Glauben

beimesse oder nicht. Es genügt vielmehr, daß irgend ein einfältiger Mensch, der kein Auge hätte für Ihre Persönlichkeit, blos durch die Umstände, unter denen Sie leben, verleitet werden könnte diese erbärmlichen Verleumdungen für wahr zu halten. Ich gestehe, es sind für den, der Sie vor sich sieht, der Gelegenheit hatte, Ihre Denkungsweise zu prüfen, frevelhafte nicht nur, auch unsinnige Beschuldigungen. Aber nicht Jeder hat diese Gelegenheit, nicht Jeder sieht Sie. Und so ist es denn immerhin möglich, daß der mir unbekannte Schreiber dieses Briefes veranlaßt ist, seine niederträchtigen Voraussetzungen für beglaubigte Wahrheit zu halten, veranlaßt durch die Umstände. Sie haben keinen persönlichen Feind in Wien, weil überhaupt, wie Sie mir selbst oft sagten und wie ich mich ebenfalls überzeugen konnte, keine persönlichen Bekanntschaften — "

„Ich habe einen persönlichen Feind in Wien, wie ich ihn noch überall hatte, wo ich lebte," fiel ich Alfred in die Rede, „und dieser Feind ist Liborius selbst."

„Liborius kann diesen Brief nicht geschrieben haben," entgegnete Alfred, „weil er darin auf eine Weise gekennzeichnet ist, in der auch der Schamloseste und Verworfenste nicht von seiner eigenen

Person zu sprechen im Stande ist. Auch wäre kein Zweck abzusehen. Nein, erklärlicher und wahrscheinlicher ist, daß Jemand, der an mir Antheil nimmt und mich geneigt glaubt, meine Zukunft durch Sie bestimmen zu lassen, mich vor Ihnen warnen will. Und ohne Ihnen übel zu wollen, ohne Sie zu kennen, hält er sich zu der Warnung berechtigt durch Alles, was er von Ihnen gehört hat. Man mag noch so einsam und abgeschlossen leben und sich von keinem Menschen gekannt und beachtet glauben — Kleinigkeiten genügen, um in den Mund von Tausenden zu kommen, deren Existenz man gar nicht ahnt. Tugendhaft *scheinen*, wenn man es *nicht* ist, mag sehr leicht sein, denn das schlagende Gewissen oder die Erfahrung deutet genau an, was man sorgsam zu verbergen hat. Tugendhaft aber scheinen, auch wenn man es ist, das mag für ein harmlos hinlebendes unschuldiges Geschöpf eine schwere Aufgabe sein, aber ihre Erfüllung wird unerläßlich in Verhältnissen, die den Schein der Tugend unerbittlich zerstören."

„Wie!" rief ich unwillkürlich aus, „mein einfaches Leben, unter den Schutz einer Mutter gestellt, ferne von jedem geselligen Verkehr, könnte den geringsten Anhaltspunkt zu Mißdeutungen geben?"

„Ich muß Ihre Naivetät belächeln," erwiederte Alfred, „ersehen Sie nicht aus diesem Schreiben, daß man auch Ihre Mutter nicht schont? Man weiß, daß Sie ganz und gar in Ihrer materiellen Existenz von einem Manne abhängig sind, der nicht durch ein verwandtschaftliches Band verpflichtet ist, für Sie zu sorgen; von dem man auch nicht annehmen kann, daß er es aus Edelmuth thäte, denn er ist als ein schlechter Mensch verrufen und ist notorisch ein schlechter Mensch, von dem sich auch nicht voraussetzen läßt, daß er sich seine Hauswirthschaft so viel kosten ließe, um deßhalb zwei ihm fremde Frauen zu ernähren, denn er ist als Geizhals und Wucherer bekannt. Somit gewährt Ihre Stellung zu ihm freien Spielraum zu den übelsten Vermuthungen. Sie zürnen mir, daß ich Ihr keusches Auge auf das Bild lenkte, das dieser Brief entrollt — ich zürne Ihnen, Ihrem Verstande, Ihrem Charakter, daß es erst dieses Schreibens bedurfte, um Sie erfahren zu lassen, was man glauben könnte und daß Sie sich nicht schon dieser Möglichkeit um jeden Preis entzogen haben und wäre der Preis Ihrer Unabhängigkeit gewesen, sich blind nähen oder Küchengeschirr reinigen zu müssen."

„Ich habe in der That nicht gewußt," sagte ich, „daß das Natürlichste auf Erden, daß das Verbleiben einer Tochter bei ihrer Mutter Stoff geben könnte zu so schändlichen Gerüchten. Und ich begreife es noch immer nicht. Aber ist die Welt wirklich so schlecht, was liegt mir an dem Ruf, den ich bei ihr habe, wenn ich mich vor mir selbst rein weiß!"

„Was an dem Rufe liegt!" fuhr Alfred auf, „er ist es, durch den Sie die Grenze überschritten haben, von der ich sprach, er ist es, der Sie von Ihrer eigentlichen Bestimmung scheidet. Ich bin kein Philister, Helene, ich werde niemals den Werth eines Weibes nach der Meinung beurtheilen, die der Specereihändler unten mit seinen Kunden darüber austauscht. Ein Weib, das Liebe zum Gesetz seines Lebens macht, eine wahre Heldin der Liebe, wird — mag die Welt tausend Verdammungsurtheile dafür haben — bei mir Nachsicht, Verehrung, Bewunderung finden. Etwas Schreckliches aber ist es, das sich kaum überwinden läßt, wenn auf einem Weibe der Verdacht lastet, daß es ohne Liebe gesündigt hätte, und wäre es nur durch ein einziges falsches Lächeln. Mag der Verdacht tausendmal falsch sein — daß eine Frau sich Verhältnissen nicht entzieht, die einen solchen aufkommen ließen,

nimmt dem Gefühl für sie seine reine Blüthe und tritt die himmelhoch jauchzende Freude an ihr für immer nieder. Nehmen Sie an, Helene, ein Mann hätte Liebe für Sie gewonnen, er wäre im Stande, Ihnen eine beglückende Häuslichkeit aufzuschließen, er wäre eben im Begriffe es Ihnen zu sagen — da sieht er, daß ein Liborius Knorrn Sie in Ihrer Stube besucht, daß er beim Fortgehen Ihre Hand küßt, Ihnen noch beim Abschied eine zärtliche Geberde zuwirft — Donner und Blut! (verzeihen Sie meine Aufwallung) der Mann, der Sie liebt, der Sie glücklich machen würde, wird sich auf den Mund schlagen und schweigen; wenn er Sie auch nicht für schuldig hält, der Duft, der Zauber ist dahin; er wird begreifen, daß Leute, die blos die Umstände und nicht Sie selbst kennen, solche Briefe schreiben können, er wird sich losreißen, und Sie haben, ohne es auch nur im mindesten zu ahnen, sich den Weg zu Ihrem wirklichen Berufe abgeschnitten."

Und Alfred stand auf und wollte sich verabschieden, als hätten seine eigene Worte ihn dahin gebracht, sich ganz in die Situation eines solchen imaginären Liebenden hineinzuträumen. Mir aber war durch dieselben Worte plötzlich Alles wie durch einen Blitz erleuchtet worden. Ich athmete auf,

wie von einer ungeheueren Last befreit. Der schlechte Ruf, von dem Alfred annahm, daß die erbärmliche, anonyme Epistel nur eine natürliche und verzeihliche Folge davon wäre, dieser schlechte Ruf existirte gar nicht, das wurde mir jetzt klar. Der Auftritt auf dem Corridor aber zwischen mir und Liborius, von Alfred zufällig beobachtet, mußte ihm wie eine alltägliche, gewohnte Sache vorgekommen sein. Er mußte glauben, daß mich Liborius täglich besuchen, daß er sich täglich derartige Gunstbezeigungen gegen mich erlauben dürfe — und daß, wenn dem wirklich so wäre, nicht leicht etwas zu ungerecht sein könnte, was man an Beschuldigungen gegen mich vorbrächte, und wäre es das Schändlichste, das fühlte ich selbst. „Sie meinen also," sagte ich, „Liborius Knorrn ginge in dieser meiner Privatstube aus und ein, als wäre er hier zu Hause; Sie meinen, ich hätte seine täglichen Besuche zu empfangen?"

Alfred sah mich so verwundert an, als wäre es gar nicht möglich etwas Anderes zu glauben oder glauben zu machen.

Ich gab ihm nun eine Darstellung unserer Verhältnisse, ich suchte mein ganzes Leben vor ihm zu entrollen und begann mit dem Tode meines Vaters in einem Duell, wenige Monate nach

meiner Geburt. Dieser Umstand erregte eine größere Aufmerksamkeit bei ihm, als ich in diesem Augenblick erwartet hätte. Er wollte den Namen des Gegners wissen, den ich ihm nicht nennen konnte, da meine Mutter darüber ein unverletzliches Schweigen bewahrt. Sein Interesse an diesem Umstand erklärte er damit, daß auch sein Vormund Sengelberg ein geheimnißvolles Duell bestanden hätte. „Schade," sagte er, „daß Sie den wackeren, für die Kunst begeisterten Mann nie sahen, aber in meiner dunklen Kammer hier konnte und wollte ich keine Besuche empfangen und keiner meiner Freunde, ich habe freilich nur wenige, weiß völlig bestimmt, wo ich wohne." Und er bat mich meine Erzählung fortzusetzen.

Ich sagte ihm alles, was Sie, mein Freund, ohnehin schon lange wissen; wie meine Mutter nach jenem Unglück mittellos und der äußersten Noth preisgegeben war, wie Liborius, der damals in Bonn ein chemisches Laboratorium besaß, sich ihrer erbarmte, sie als seine Wirthschafterin zu sich nahm und, nachdem sie mit seinen Retorten und Apparaten umzugehen gelernt hatte, sich nicht mehr von ihr trennen mochte; wie es ihm gelang, die früheren Verhältnisse meines Vaters zu ergründen und zu entwirren und mir sogar ein kleines Erb-

theil zu retten, das er in seine Verwahrung und Verwaltung nahm, und endlich wie selbst die Sorgfalt, die er mir angedeihen ließ, und die Wohlthaten, die er an meiner Mutter übte, in mir, als ich allmälig heranwuchs das schuldige Gefühl der Dankbarkeit nicht erwecken konnten, da ich ihn instinktmäßig haßte und floh und darüber oft Kämpfe mit meinem Gewissen hatte, das mich anklagte, meinem zweiten Vater gegenüber ein schlechtes Herz zu haben.

Ich schilderte ihm nun auch, von der Nothwendigkeit hingerissen, in Alfred's Augen unter keinem falschen Lichte mehr zu erscheinen, ohne Scheu die Lage, in die ich bereits seit drei Jahren versetzt bin, wie der Augenblick kam, als ich mich von der Schuld der Undankbarkeit Liborius gegenüber ganz und gar freisprechen konnte, weil sie die niedere Denkungsweise des scheinbaren Wohlthäters zweifellos enthüllte. Ich erzählte ihm von schmählichen Anträgen, wie die Mutter, als ich es ihr empört und weinend klagte, darüber wo möglich in ein noch größeres Entsetzen als ich gerieth und sogar in Krämpfe verfiel, die für ihr Leben fürchten ließen; wie, als sie wieder hergestellt war, ich das Haus verlassen, mich als Magd bei fremden Leuten verdingen wollte und mich endlich nur durch

die Thränen und Bitten meiner Mutter und durch die Furcht für ihr Leben bestimmen ließ, auf eine Ausgleichung einzugehen. Diese bestand darin, daß wir von nun an abgesondert in zwei verschiedenen Wohnungen leben sollten und Liborius keinen Versuch machen dürfe, meine Stube zu betreten oder ein mich verletzendes Wort zu sprechen, und ich von nun an ihn nur in Gegenwart meiner Mutter sehen werde.

„Seine Versprechungen hätten mich nicht beruhigt," sagte ich zu Alfred, „aber die Mutter versicherte, mir, daß sie ihn durch ein Geheimniß, mit dessen Aufdeckung sie ihm drohte, zur Erfüllung seiner Zusagen zwingt. In der That bezogen wir sogleich in Bonn ein anderes Quartier, in das Liborius niemals seinen Fuß setzte. Jahre vergingen, in denen ich zwar täglich, aber immer nur einige Minuten bei Tische mit ihm zusammentraf; niemals sprach ich ein Wort mehr mit ihm. Als er gezwungen oder gewillt war, nach seiner Vaterstadt zurückzukehren, denn er ist ein Wiener, reiste ich mit meiner Mutter abgesondert, und hier bezogen wir zwar in demselben Hause mit ihm aber wie Sie sehen, durch verschiedene Treppen von ihm getrennt diese Wohnung. Seit Jahren hatte ich die Neigung gehegt zum Theater zu gehen, mich

im Stillen darauf durch die Lectüre dramatischer Werke und das Einstudieren derselben vorbereitet, und als wir in Wien auf einen alten Bekannten meiner Mutter, den Schauspieler Kosert stießen und dieser mir die nöthige Fähigkeit zusprach, reifte die Neigung zum Entschluß. Meine Mutter war unter der Voraussetzung damit einverstanden, daß ich dabei unter ihrem Schutz bleiben könne, welchem eine Dienstbarkeit in einem fremden Hause mich entzogen hätte. Schon war alles im Gange, als ich mich durch Ihre Gründe, Herr Melassy, bewegen ließ, von meinem Vorhaben wieder abzustehen. Ich bereue es jetzt, denn sonst wäre es zu dem Auftritt mit Liborius nicht gekommen, der auf Sie einen so betrübenden und auf mich einen so schrecklichen Eindruck machte. Es war eine Kühnheit, die mir im Augenblick alle Geistesgegenwart raubte. Wohl hätte ich meine Mutter davon unterrichten sollen, aber ich wußte nicht, ob die erschütternde Wirkung, die das auf sie gehabt hätte, im Verhältniß zu dem gewesen wäre, was Liborius eigentlich bezweckte. Und das weiß ich erst seit dieser Stunde."

„Ja, Alfred," schloß ich meine Rede, „ich errathe jetzt, daß er auf Ihr Nachhausekommen lauerte, daß sein einziger Zweck war, Sie zum

Zeugen dieses Auftrittes zu machen, Sie glauben zu lassen, daß zwischen ihm und mir eine intime Verbindung herrsche. Und daß ihm dies gelungen ist, beweist mir Ihre Aufnahme dieses Schreibens. Sie glaubten an meinen Verkehr mit ihm, hielten er für natürlich, daß auch Andere daran glauben, und nahmen diese Schmähschrift für ein Ergebniß des schlechten Rufes, in den ich gerathen wäre. Sie ist aber nichts als eine Ergänzung des unerwarteten Auftritts, eine Vervollständigung des Versuches, den Knorrn machte, mich in Ihrer Achtung zu verderben. Lassen Sie den Brief mir. Die Schrift ist mir fremd, aber sie ist keine verstellte, und wenn es eine Gerechtigkeit im Himmel gibt, so werde ich entdecken, wer sich zum höllischen Werkzeug des Liborius gemacht hat. Vor allem aber kehre ich jetzt zu dem Entschluß zurück, den ich nicht hätte aufgeben sollen, ich wende mich wieder zum Theater."

Alfred bekämpfte nun diese Idee nicht mehr, und so wenig ich ihm nachgegeben haben würde, wenn er es gethan hätte, so schmerzte mich doch sein Schweigen als ein Zeichen, daß in seinen Augen, wenn er mich auch schuldlos hält, doch immer etwas an mir haften blieb, was das Herz oder die Phantasie verletzt.

Er stand auf und nahm Abschied von mir. „Ich reise in einigen Tagen nach Paris," sagte er, „als ein Abenteuerer, der sein Glück in der Welt versuchen will. Vielleicht habe ich Gelegenheit Sie noch einmal zu sehen, jedenfalls werde ich Ihrer Mutter noch Lebewohl sagen." Und er verließ mich. Ich habe ihn nicht mehr wieder gesehen. Vorgestern, den 19. December 1829 ist er in der That abgereist. Ich habe nun meine Jugend und alle Träume von Glück hinter mir und will nichts mehr als ein Werkzeug sein, um meiner Mutter das Leben zu erhalten. Verfügen Sie über den Willen und die Begabung Ihrer Freundin Helene Landerer.

Aus Sengelberg's Tagebuch.

Wien, Anfangs October 1830.

Zehn Monate sind es, daß mein Mündel nach Paris ging und ich habe seitdem diese Aufzeichnungen nicht fortgesetzt. In der Welt haben Revolutionen und Erschütterungen aller Art gespielt und wer weiß, ob ich dabei nicht irgendwo eine große Rolle übernommen hätte. Ein Alter zwischen fünfzig und sechzig Jahren ist aber ein Aufforderung auf seinen Lorbeeren auszuruhen, wenn man welche hat. Das erinnert mich, daß ich mir trotz

meines Alters erst Lorbeeren erringen will, wenn auch nur durch das ruhige Wirken eines bisher noch nicht zur Anerkennung gekommenen Poeten. Und wieder ist die Aufführung meines Stückes, die schon für nächste Woche fest bestimmt war, auf unberechenbare Zeit hinausgeschoben. Das war eine merkwürdige erste Probe heute, ein Erlebniß, das wohl verdient, aufgezeichnet zu werden. Und das wollte ich mir eben auch anmerken, daß nur Ereignisse, die mir persönlich an's Herz greifen, mich zur Abfassung eines sog. Tagebuches bringen können. In den zehn Monaten, da die Welt so bewegt war, habe ich äußerst still hingelebt. Was bei solcher Stille im Innern vorgeht, ist vielleicht das Wichtigste und jedenfalls das Schönste, was man aufschreiben könnte. Solches aufschreiben ist aber die schwerste Kunst, es ist die Aufgabe des Poeten und er löst sie in seinen Dichtungen. Darum muß ich die simplen Leute auslachen, die da glauben, sie führen über ihr inneres Leben ein Tagebuch, und sich dabei mit der lügenhafteste Schönrederei selbst betrügen. Ich habe in der stillen Zeit Gedichte geschrieben. Was ich empfand bei Spaziergängen mit dem kleinen Theophil, dann beim ersten Anblick des schönen Mädchens, das die Hauptrolle in meinem Drama darstellen soll, endlich bei

der Nachricht, daß Alfred, um den ich lange mich mit Sorge trug, während der Pariser Julikämpfe nicht zu Schaden gekommen ist — das ließ sich besingen. Uebrigens aber ist mein Leben in dieser Zeit vollständig erzählt, wenn ich sage, daß ich meinen Meerschaumkopf beinahe schon ganz schwarz geraucht habe; daß ich bei den Schauspielern mich um das richtige Verständniß der Rollen bewarb, die ich ihnen schrieb; daß ich endlich eifrig meinem Geschäfte nachging, das darin besteht, Bilder und Statuetten an Mann zu bringen, d. h. die elendesten Menschen, die zufällig Geld haben, zum Ankaufe der herrlichsten Kunstwerke zu bewegen, mit denen sie nichts anzufangen wissen, denn sie versammeln nicht einmal eine Gesellschaft um sich, die gebildet wäre, um ihnen das Vergnügen zu machen, sie ernsthaft darum zu beneiden.

Heute endlich war der große Tag, der mir zum ersten Male eine lebendige Verwirklichung meiner Dichtung vorführen sollte. Ich bin kein Aesthetiker, ich bin ein Naturdichter. Den Effect berechne ich nicht nach Regeln, sondern nach dem wirklichen Leben. Und aus diesem, aus meiner eigenen Vergangenheit habe ich den Stoff genommen und ich dachte dabei, wenn die dramatische Nachbildung des Geschehenen nur die Hälfte der Wir-

kung auf die Zuschauer übt, welche die ursprünglichen Thatsachen bei mir hervorbrachten, so müßte der Erfolg gesichert sein. Niemals aber hätte ich mir träumen lassen, daß die Wirklichkeit noch nicht alle Rechte an diese Geschichte aufgegeben hätte, daß die Vergangenheit nicht gänzlich todt und begraben. Wunderbares Schicksal! Wie Banquo's Geist tauchte eine Gestalt auf aus jenen Tagen und setzte sich mit an die dramatische Tafel, bei der sie nur in dem Leben, das ihr der Dichter verlieh, hätte gegenwärtig sein sollen.

Im Laufe des Sommers sprach mir der Regisseur Kosert von einem jungen Mädchen, Namens Helene Landerer, das ein außerordentliches Talent zur Schauspielkunst besäße. Später theilte er mir mit, daß die Direction seines Theaters ihr ein versuchsweises Auftreten gestatten wolle, um sie im Falle eines günstigen Erfolges zu engagiren. Da ich eben damals wegen der Vernachlässigung meines Stückes von Seite der Direction sehr ärgerlich war, so sagte ich, daß ich mit dem ganzen Theaterwesen nichts mehr zu thun haben wolle. „Und Sie ahnen gar nicht", lachte Kosert, „daß mein entdeckter Schatz, Helene, die einzige Person ist, die Ihre „Auguste" spielen kann und daß eben diese Rolle ihr erstes Debüt sein soll?"

Das elektrisirte mich natürlich und ich bat den Regisseur mich der Künstlerin vorzustellen. „Das geht vor der Hand nicht so leicht", sagte Kosert, „sie steht halb und halb unter Aufsicht eines Vormundes oder dergleichen, der mit ihrem Entschluß, sich der Bühne zu widmen, nicht einverstanden ist und sie kurios bewachen und ausspioniren läßt. Erst wenn sie engagirt ist und eine feste Stellung hat, kann sie offen mit ihm brechen. Es sind geheimnißvolle Verhältnisse und Sie wissen, ich bin nicht der Mann, ein Vertrauen, das man mir geschenkt hat, im geringsten zu verletzen. Besuchen können Sie also das Mädchen nicht, ich will sehen, ob sich eine zufällige Begegnung arrangiren kann. Indessen darf ich Ihnen, ohne eine Indiscretion zu begehen, eine indirecte Beziehung verrathen, die Sie bereits zu dieser Helene gehabt haben, freilich ohne es zu wissen. Denn daß Ihnen der Name der Person so völlig fremd klang, überzeugt mich, daß Ihnen Ihr Mündel Alfred Melassy kein sehr großes Vertrauen schenkte."

Ich war ganz erstaunt. „Kennen Sie denn Alfred?" fragte ich. „Nicht persönlich, entgegnete er, ich habe nur von ihm gehört. Indessen kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß er einigen

Antheil daran hat, wenn Helene jetzt zum Theater geht, so wie er früher Ursache war, daß sie den Plan für immer aufzugeben glaubte. Sie müssen mir aber versprechen, wenn Sie mit Helene zusammentreffen, ihr kein Wort davon zu sagen, daß Sie von der Bekanntschaft mit Alfred wissen." Schau, schau! dachte ich, der Junge hat am Ende eine alte Liebschaft sitzen lassen, ohne mir jemals ein Sterbenswörtchen davon zu sagen, und ist nur deßhalb so weit geflüchtet, damit sie ihm nicht einholen kann."

Bald darauf bekam ich durch Veranstaltung Kosert's das Mädchen zu sehen. Eine interessante Schönheit! Mehr ernst als lieblich, und nur wenn sie die Augen ein wenig klein macht, als ob sie einen zu kurzen Blick hätte und dadurch besser sehen wollte, gibt das ihrem Gesicht etwas kindlich Reizendes. Ich habe mich gleich in sie verliebt, d. h. in die „Augusta", die sie spielen soll. Noch einige Male begegnete ich ihr in den Glacis-Alleen, wobei sie sich viel mit meinem kleinen Liebling Theophil abgab.

Vom Stück war aber wenig die Rede, denn sie kannte es noch nicht. Als endlich der September kam und die Rollen ausgeschrieben waren, hätte ich gerne mit ihr studirt, um mich ihrer richtigen

Auffassung zu versichern. Kosert hinderte mich daran, er kenne alle meine Intentionen hinsichtlich des Parts und ich solle mich von der ersten Probe überraschen lassen.

Seltsamer Anblick des leeren, finstern Theaters bei einer Probe! Da stand ich nun selbst auf den schicksalsvollen Brettern, ohne etwas zu sagen oder vorzustellen, und starrte in die schwarze Höhle hinunter, in der man Publikum ist. Die Bühne füllte sich mit den Statisten und den bei der Probe beschäftigten Schauspielern. Helene Landerer erschien mit ihrer Mutter, eine von jenen alten Frauen, in denen Kummer, Sorgen und alle bösen Geister, die das Geschick den Sterblichen zusendet, ihr irdisches Absteigquartier genommen zu haben scheinen.

Der Regisseur stellte seinen Stuhl mit der Lehne zum Souffleurkasten und setzte sich, indem er dem abwesenden verehrungswürdigen Publikum höchst respektwidrig den Rücken zuwendete. Ich bekam meinen Sitz ganz vorne am Eck der Bühne und mir gegenüber am anderen Eck nahm die Mutter Helenen's Platz, so daß wir einem König und einer Prinzessin aus dem Ballet glichen, die an solcher Stelle verhaaren, wenn sie mit unsäglicher Geduld unendliche Ballabiles mit ansehen, die ihnen zu Ehren getanzt werden.

Die Expositions-Scenen begannen; der arme Kosert nahm sich die Mühe, dem ungeschickten Jungen, der den Bedienten gibt, Verbeugungen und Stellungen vorzumachen und sie von ihm wiederholen zu lassen. Endlich erscheint Auguste, in Begleitung ihres Vaters, des Kaufmanns Duldner. Man kann nicht mit mehr Leidenschaft die Gefühle einer liebenden Jungfrau ausdrücken, im Augenblicke vor der glücklichen Verlobung, als es Helena gelang. Aber statt dem Geliebten stürzt sie beinahe einem Fremden in die Arme, dem eintretenden Baron Kornhalden. Dieser ist eine ritterliche Erscheinung, ich selbst habe es in der Wirklichkeit schwerlich so gut gemacht. Sein festes bescheidenes Wesen, mit dem er darauf dringt den Kaufmann zu sprechen, im Moment da dieser wenig geneigt ist, sich mit einem Fremden zu unterhalten, war vortrefflich gegeben. Auguste will sich entfernen, Kornhalden besteht darauf, daß sie gegenwärtig bleibe. Nun enthüllt der Baron die ganze Schufterei desselben Maltenheim's, dem Duldner seine Tochter geben will. Maltenheim ist bereits verheirathet, mit einer Verwandten Kornhalden's. Augusten's stummes Spiel in dieser Scene hat mich selbst hingerissen, mehr aber noch ihr halblauter Kampf, als der alte Diener eintritt und ihr das Losungs-

wort zuflüstert, das sie auffordert zum Geliebten zu eilen, ein Wort, welchem in allen Lagen, zu jeder Zeit Folge zu leisten augenblicklich, ohne Besinnen, sie dem Geliebten bei allem, was ihr heilig ist, geschworen hat. Und nun soll sie das Wort in dem Moment erfüllen, da Kornhalden dem Alten die Documente vorlegen will, die Maltenheim's Schuld beweisen, ihr aber noch eine Hoffnung bleibt, daß ein Mißverständniß walte und ein Anderer gemeint sei. Sie aber erfüllte ihren Schwur.

Ich konnte mich nicht enthalten, der talentvollen Helene nach diesem Spiel „bei Seite" und dem brillanten Abgang ein „Bravo" zuzurufen. Die Unterredung zwischen Duldner und dem Baron ging indessen recht gut weiter. Der Kaufmann kann endlich nicht mehr zweifeln, er ruft seine Tochter, die ganze Dienerschaft eilt herbei. Auguste ist verschwunden, es wird entdeckt, daß sie in diesem Augenblicke mit Maltenheim entflohen ist. Der Alte rauft sich die Haare, Kornhalden schwört ihm, daß er ihm ein in das Blut des Niederträchtigen getauchtes Schwert als Sühne bringen wird. Abstürzen Kornhalden's. Niederstürzen Duldner's. Actschluß.

Während aber der Schauspieler zum Schein niederstürzte und zwar ziemlich ungeschickt, hätte er in derselben Sekunde lernen können, wie man auf

die natürlichste Weise von der Welt zu Boden stürzt, wenn man von einer ungeheuren Bewegung ergriffen ist. Helenen's Mutter nämlich, mir gegenüber, fiel gleichzeitig wie leblos von ihrem Stuhl herunter, schrie dann unverständliche Laute wie eine Rasende und schlug endlich mit allen Gliedern um sich in entsetzlichen Krämpfen. Helene, die, nachdem sie mit ihrem Auftritte fertig war, sich in wichtige Unterhandlungen mit einer Garderobefrau eingelassen hatte, stürzte mit einem Schrei herbei, wir alle umringten die Unglückliche. Als ich ihr aber näher trat, rief sie mit aller Gewalt ihrer Stimme und indem sie einen Versuch machte, sich zu erheben: Fort! fort! Ich trat einige Schritte zurück, zuerst höchst befremdet, plötzlich aber war es, als ob sich langsam ein Schleier von meinen Augen heben würde, die Züge, obgleich ich sie nur ein einziges Mal und bereits vor so vielen Jahren gesehen hatte und obgleich sie damals jugendlich blühende waren und jetzt von Kummer und Alter verändert sind, zündeten in mir eine Erinnerung an.

Als der Theaterarzt kam, die Umstehenden zurückdrängte und selbst die Tochter wegen ihrer Aufgeregtheit nicht um die Kranke dulden wollte, erhaschte ich den Augenblick, einige Fragen an Helene zu richten. Ihre Mutter heißt wirklich Auguste.

Ich habe sonst die Namen aller Personen verändert, die ich aus der wirklichen Geschichte in das Stück übertrug, und nur diesen Vornamen beibehalten. Noch fragte ich, ob die arme Frau oft solchen Zufällen unterworfen sei und ob in diesem Falle nicht ihre körperliche Beschaffenheit die alleinige Ursache davon. Helene sagte mir, daß sie nur ein einziges Mal einen ähnlichen Anfall bei ihrer Mutter wahrgenommen hätte, und zwar in Folge einer starken traurigen Gemüthsbewegung. Der herbeigeholte Doctor habe damals gesagt, daß sie vor solchen Affekten in Zukunft sorgsam gehütet werden müsse, da eine nochmalige gewaltige Erschütterung des ganzen Nervensystems ihrem Leben Gefahr bringen würde. Die nichts ahnende Helene vermochte nicht zu begreifen, daß die eben stattgefundene Probe irgend einen Einfluß auf den Seelenzustand der Mutter gehabt haben sollte, und fürchtete, der Anfall hätte eine physische Ursache gehabt, die sich nicht voraussehen ließ und der man auch künftig nicht werde vorbeugen können. Ich tröstete so gut ich konnte, aber von der Richtigkeit meiner Vermuthung überzeugt, trachtete ich, mich aus dem Staube zu machen, damit die Unglückliche, wenn sie, wie es scheint, auch mich wiedererkannt hat, nicht von

neuem durch einem Blick auf mich in Aufregung versetzt werde.

Wunderbares Schicksal, ich wiederhole es! Grausame List des Zufalls! Eine Frau wird ahnungslos an einen Ort gebracht, wo man ihr das eigene Leben, die eigene Schuld vorstellt, und die Darstellerin ist ihre eigene Tochter, vielleicht, ja gewiß das Kind jener Schuld. Es läßt sich begreifen, daß dies markdurchbohrend auf die arme Frau gewirkt haben muß.

Was ist es aber nun mit dem Stück? Denn dem Tagebuch braucht man seinen Egoismus nicht zu verschweigen: das Schicksal meines Stückes liegt mir zunächst am Herzen. Auguste wird ihrer Tochter schwerlich gestatten, diese Rolle zu spielen, wenn sie ihr überhaupt noch gestattet, zum Theater zu gehen. Und dann wird die Sache wieder liegen bleiben, bis Kosert abermals ein Phänomen entdeckt und ich, ich werde mich eher vom Tode als vom Publikum gerufen sehen.

Einige Tage später.

Da haben wir's! So eben stürzt Kosert zu mir in's Zimmer mit der Nachricht, daß Auguste Landerer (wer ihr zu den Namen Landerer verholfen hat, ist mir ein Räthsel) heute Nacht gestorben ist. Nun wird Helene vom Rechte einer nicht

engagirten Schauspielerin Gebrauch machen und so lange nicht auftreten, als sie Trauer im Herzen hat. Ich bin nun, ohne daß mir mein Gewissen den geringsten Vorwurf zu machen hätte, zum Mörder ihrer beiden Aeltern geworden. Ihr Vater — wenn sie wirklich die Tochter jenes Valmacini ist — fiel von meiner Hand in dem gerechtesten Zweikampf, den jemals die Sonne beschienen hat. Ihre Mutter starb an dem ihr von mir vorgeführten Anblick der eigenen Vergangenheit. Indessen, vielleicht hat dieses zweite Grab nun alles in sein Schweigen eingehüllt. Daß Helene bisher nicht das Mindeste von der ganzen Geschichte erfahren hat, beweist mir die bereitwillige Uebernahme der Rolle. Wenn Auguste hinübergegangen sein sollte, ohne der Tochter Aufschluß über das Geschehene gegeben zu haben, so wäre dies sehr gut, zunächst für Helene selbst, deren Gemüth dadurch unverletzt bliebe von schuldvollen und blutigen Bildern, von Dingen, die grausam in ihr nachwirken könnten, so schuldlos sie an denselben ist; sodann aber wäre es, was die Hauptsache ist, gut für mein Stück, daß sie nichts ahnend sich nicht weigern würde darin zu spielen.

Also hat die Verstorbene bis zum letzten Augenblicke geschwiegen? Das ist die Frage.

Zurückgelassene Schreiben der Auguste Landerer an ihre Tochter Helene.

Heute, den 17. Dezember 1827, und so lange wir noch in Bonn sind, die Stadt in der Du geboren bist und die wir in wenigen Tagen verlassen werden, will ich Dir ein offenes Bekenntniß über unsere Verhältnisse und meine Vergangenheit machen, bestimmt, Dir, wenn ich einst nicht mehr bin, die Beschämung zu ersparen, die Dich vielleicht vernichten würde, wenn Du, gezwungen Dir Klarheit über Deine Lage zu verschaffen, von fremden Menschen die Aufschlüsse bekömmst über die Lebensumstände und die Schuld Deiner Mutter. Es ist eine schwere Pflicht, der ich mich unterziehe, und die ich mündlich, Auge in Auge mit Dir, nicht zu erfüllen vermöchte.

Ich bin die Tochter des bereits aus dem Leben geschiedenen Kaufmanns Emmerich Knorrn, mit dem Liborius weitläufig verwandt war. Im Hause meiner Eltern in Danzig herrschte bis zu meinem fünfzehnten Jahre eine fast ärmliche Einfachheit. Mein Vater hielt streng an der Sitte der Voreltern; von dem Wohlstand, den er nach und nach sammelte, gaben nur die Handelsbücher in seinem Comptoir, nicht aber das Leben im Hause Zeugniß. Allein meine Mutter war bemüht,

das von Alters her vorgeschriebene enge Geleise einer weiblichen Erziehung, das der Vater eingehalten wissen wollte, für mich ein wenig zu erweitern. Der Unterricht, den ich empfing, reichte über die Geheimnisse der Küche und der Waschkammer hinaus. Ich wußte mich in mehreren Sprachen auszudrücken, zu singen und mich auf dem Flügel zu begleiten. Das war aber noch nicht alles, wodurch ich mich von anderen Mädchen meines Standes oder vielmehr meines Kreises unterschied. Als meine jungfräuliche Entwicklung Aufmerksamkeit erregte und ich allgemein als eine der ersten Schönheiten der Stadt genannt wurde, bekam ich Toiletten und Schmucksachen, die einmal mein zu nennen ich mir früher nicht hätte träumen lassen. Zugleich wurde der Kreis meiner Bekanntschaften gänzlich verändert, statt wie bisher mit den übrigen Kaufmannstöchtern der Stadt, verkehrte ich nur mehr mit den Familien der höheren Beamten und bewegte mich in den vornehmsten Cirkeln, wie sie sich um jene Adeligen bildeten, die in Folge der damaligen Kriegszeiten freiwillig oder gezwungen länger oder kürzer in Danzig verweilten. Dabei kam ich natürlich auch oft in die Gesellschaft angesehener Familien aus Frankreich und Italien, die in Beziehungen zur großen Armee standen. Daß dabei

kein patriotisches Gefühl, kein politischer Gedanke, nichts als Bewunderung für glänzende Uniformen in mir aufkommen konnte, versteht sich von selbst.

Das brachte einen gewaltigen Umschwung in unserem häuslichen Leben hervor. Die Geselligkeit, die ich auswärts genoß, machte sich auch bald unter unserem Dache breit und veränderte da die Zimmer, das Leben, die Menschen. Es gab darüber Zerwürfnisse zwischen meinen Aeltern, die aber nichts fruchteten und zum Theil auch dadurch geschlichtet wurden, daß mein Vater als Zahlmeister oder Geschäftsführer der Behörden, wozu er bei vielen Gelegenheiten ausersehen wurde, ohnehin mit den Personen in häufigen Verkehr kam, an die er sich in geselliger Beziehung nicht gerne angeschlossen hätte. Der kaufmännische Vortheil siegte über die Angst vor sittlichem Nachtheil. Insgeheim, muß ich sagen, war ich auf Seite meines Vaters. Mir gefiel all das Rauschende, Zerstreuende nur halb, wenn auch meine Eitelkeit sich ganz daran sättigen konnte. Mit dem Vater theilte ich zwar nicht die Grundsätze, da ich damals in Folge meiner Erziehung überhaupt keine hatte, aber die Neigung für friedliches Leben und die beschränkten Genüsse einer engen Häuslichkeit. Ohne es zu wollen, ohne etwas dabei zu denken, war ich in

den Strom des Weltlebens hineingerissen worden, ich betheiligte mich dabei in den mir eingelernten Formen, und nicht einmal die Versicherung meiner Mutter, daß sie diese schicksalsreichen, wechselvollen Zeitläufe benützen werde, um aus mir etwas anderes zu machen, als eines Krämers Weib, zum mindestens eine in den Tuilerien courfähige Offiziersfrau, und daß sie deßhalb meine Bildung zu einer höheren gestaltet hätte, — nicht einmal solche Aussichten und Hoffnungen konnten meine tiefinnere Gleichgiltigkeit an all dem Treiben besiegen, meine verschwiegene Uebereinstimmung mit dem Vater. Erst als die Leidenschaft sich einmischte, trat ich entschieden auf Seite der Mutter.

Ich verliebte mich in einen Mann, den man für einen hochgestellten Franzosen hielt, für einen politischen Agenten, der vom Kaiser Napoleon selbst mit Instructionen wäre versehen worden und der sich den Namen d'Anguerre beilegte. Er war Italiener und hieß Valmacini. Das erfuhr ich erst nach Entscheidung meines Schicksals, eben so, daß er in der That ein Agent war, wenn auch nicht in so hoher Stellung, sondern unmittelbar nur von sehr untergeordneten Organen der französischen Politik abhängig. Er liebte mich grenzenlos und ich ihn, als ob mein Herz durch ihn ein

Vulkan geworden wäre. Als er um meine Hand anhielt, war meine Mutter glücklich ihre Zustimmung geben zu können, mein Vater aber setzte sogleich sein schroffstes Nein entgegen. Theils war es ihm widerwärtig, sein Kind einen Theil seines Selbst, dem deutschen Leben gänzlich zu entfremden, mich in Verhältnisse zu versetzen, die ihm abenteuerlich und selbst unschön vorkamen, theils neigte er sich einem anderen Bewerber zu, der freilich sehr unbeholfen auftrat, wie schon der Umstand bewies, daß er — in den Augen eines Mädchens ein unverzeihliches Vergehen — von seinen Absichten früher mit dem Vater als mit der Tochter gesprochen hatte. Das war aber alte deutsche Sitte und mußte deßhalb meinen Vater allein schon zu Gunsten dieses Mannes stimmen, wenn für denselben nicht auch andere gewichtige Gründe in die Wagschale gefallen wären. Er war der Sohn eines Verwandten, eines ehrenfesten Kaufmannes in Oesterreich, der künftige Erbe eines Vermögens und eines großen Geschäftes, und sein stilles, schüchternes Wesen schien dem Vater Bürgschaft zu sein für echt deutsche Biederkeit und Treue, und für ein Leben in der Frömmigkeit und Einfachheit hingebracht, wie dies dem Gemüth meines Vaters am meisten zusagte.

Dieser Bewerber war Liborius Knorrn. Er war aus Wien gekommen, weil seine Angehörigen durchaus wollten, daß er sich in verschiedenen Handelsstädten umthue, hatte mich gesehen und mir seine Neigung zugewendet. Obgleich er nur um fünf Jahre älter ist als ich, sah er doch schon damals nicht viel anders aus als heute, mager, grämlich und stets wie von furchtsam unterdrückten Wünschen verzehrt. Ich lachte ihn natürlich aus, noch bevor ich von seiner Bewerbung wußte. In welcher Jammergestalt mußte er mir erscheinen inmitten der glänzenden, geschmeidigen Jugend, die mich umgab und die ich für die Blüthe französischer Eleganz hielt! Freilich urtheilte ich nur so hart über ihn, weil ich bereits einen Mann aus jenem schimmernden Kreise liebte, aber als ich von den Absichten des Liborius hörte, bildete ich mir ein daß ich ihn auch ohne meine Liebe deßhalb für verrückt halten würde.

Ich hatte dessen kein Hehl, Liborius erfuhr seine Abweisung in den schonungslosesten Ausdrücken. Wäre ich nicht eine so gedankenlose Kreatur gewesen, es hätte mir auffallen müssen, daß er sein Mißgeschick gleichmüthig aufzunehmen schien und auch seine Reise nicht fortsetzte, die ihm doch der schicklichste Vorwand hätte sein können, sich jeder

weiteren Beschämung und der Qual der Eifersucht zu entziehen. Aber er blieb nicht nur, er schloß sogar Freundschaft mit meinem Geliebten, dem er auf eine überaus geschickte Art brauchbar zu werden wußte. Nicht genug, er ward sogar der Fürsprecher Valmacini's bei meinem Vater und wußte diesem die Vortheile einer Verbindung mit dem Agenten Frankreichs in einem neuen und so außerordentlichen Lichte darzustellen, daß die Abneigung meines Vaters mehr und mehr schwand, wobei ihn zugleich Bewunderung für den Edelmuth des abgewiesenen Freiers erfüllte.

So ward endlich die Einwilligung gegeben, worüber ich mich aus dem Grunde glücklich schätzte, weil es mir für den Augenblick ungeheure Aufregungen und fürchterliche Bekenntnisse ersparte. Denn ich befand mich in einem Zustand, der meinen Vater gezwungen hätte sich meiner Verbindung mit François oder eigentlich Francesco nicht mehr zu widersetzen, auch wenn er noch immer ein Gegner derselben gewesen wäre.

Der Tag einer feierlichen Verlobung wurde festgesetzt und erschien. Noch heute, nach Ablauf so vieler Jahre bringe ich es nicht über mich, Dir umständlich mitzutheilen, was sich begab oder Dir alles zu sagen, was ich an diesem Tage des Schre-

ckens und des Unheils empfand. Genug, in der entscheidenden Stunde erschien ein Fremder bei meinem Vater, nannte sich ihm mit einem Namen auf den ich nicht achtete und den ich auch vergessen habe, und klagte Valmacine des Versuchs der Bigamie an. Im Augenblicke als er die Documente hervorzog, die dies beweisen sollten, veranlaßte mich eine Aufforderung, der ich unbedingt gehorchen mußte, mich in die Erkerstube zu begeben, wo Francesco mich erwartete. Die Mutter befand sich noch in ihrem Ankleidezimmer und wußte von allem was vorging nichts. Francesco sagte mir rasch, daß er den Verfolgungen eines grimmigen Feindes ausgesetzt in diesem Augenblicke nicht die Mittel habe, seine Unschuld dazuthun und daß ich entweder sogleich, ohne Vorbereitung, ohne Besinnen mit ihm entfliehen müsse, in welchem Falle noch alles gut werden könne, oder daß ich ihn niemals wiedersehen würde. Blieb mir eine Wahl, auch wenn mein Herz ihm nicht so willenlos angehört hätte? Was sollte aus mir werden, ohne ihn, wenn mein Vater die Schande entdeckte, nachdem die Flucht und vielleicht die früheren Verhältnisse Valmacini's die Möglichkeit einer Wiederherstellung meiner Ehre zerstört haben würden.

Wir flüchteten nach Paris. Ich hatte, als

wir den Wagen bestiegen, nichts bei mir, als was ich auf dem Leibe trug, und davon war nur ein Schmuckgegenstand als Werthsache zu betrachten. Valmacini hatte mich nicht aufgefordert, etwas mit mir zu nehmen, wie sich denn überhaupt seine Liebe zu mir als die wahrste und uneigennützigste erwies. Er wäre vielleicht aus den Ereignissen, wenn sie vollständig enthüllt worden wären, was aber sein früher Tod vereitelte, nicht als ein ganz reiner Charakter hervorgegangen. Aber jener Sünden, die man durch Selbstsucht, Verrath, Treulosigkeit an einem geliebten Gegenstand begehen kann, hat er sich mir gegenüber nicht schuldig gemacht.

Mit Geld und Pässen versehen, auch wie wir bald wahrnahmen nicht verfolgt, ging unsere Reise um so bequemer und schneller, als uns die Behörden überall dort förderten, wo man der französischen Herrschaft unterworfen oder unmittelbar von ihr abhängig war. Und das traf sich damals ziemlich auf der ganzen Strecke, die wir zurückzulegen hatten.

Valmacini hatte mich schon an dem ersten Orte, wo die Pferde gewechselt wurden, mit dem Nothwendigen ausgerüstet, so viel ein kleiner Koffer fassen konnte. Fast wäre mir diese Reise, die erste meines Lebens, zu einem Vergnügen geworden,

wenn nicht die Vorwürfe meines Gewissens und die Angst, daß die Anklagen gegen Francesco sich bestätigen könnten und ich ihm niemals legitim angehören würde, jeden fröhlichen Aufschwung meiner Seele gehemmt hätten. Er sagte mir auf meine Fragen und Klagen, daß er allerdings für jetzt den Schein gegen sich hätte, daß er aber die Ungiltigkeit der Ehe nachweisen werde, deren Rechtmäßigkeit man so trotzig behaupten wolle; er werde von Paris aus die nöthigen Schritte thun, um sich von jenen Verhältnissen gänzlich loszumachen und dort werde auch unsere Trauung in allen legalen Formen stattfinden. Vielleicht kehren wir dann zu einem kurzen Besuch nach Danzig zurück.

Ich fragte, wer der Fremde war, der sich zum Ankläger Francesco's bei meinem Vater aufwarf. Francesco sagte mir, daß er den deutschen Namen nicht im Gedächtniß behalten habe, daß er aber den Mann öfter in Ungarn gesehen habe, als einen Verwandten Derjenigen, die jetzt so ungerechte Ansprüche erhoben. Zugleich sprach mein Geliebter die Ueberzeugung aus, daß Niemand sonst als Liborius Knorrn den Fremden auf die Spur gebracht haben könne, nachdem Valmacini einmal in arglosem Gespräche eine Beziehung zu einer Familie in Ungarn verrathen hatte. Liborius

kam ja selbst aus Oesterreich und fand in den Monaten, die zwischen seiner abgewiesenen Werbung und dem Tag der Verlobung verflossen, Zeit genug, Erkundigungen in der Gegend einziehen zu lassen und Briefe zu wechseln. Jetzt erst stand das ganze Verhalten des Liborius, das ich früher nicht bedacht hatte, klar vor mir, und mein Gefühl bestätigte die Meinung, die Francesco von dem Heuchler hegte. Ich sprach es auch sogleich aus, daß wir vor der Rache des Elenden noch immer nicht gesichert seien, und wenn Niemand Anderer, so werde er es sein, der unsere Spur verfolge. Francesco lachte. „In Paris, sagte er, bin ich der Herr, ihn zu zerschmettern, sobald ich seiner ansichtig werde."

Wir kamen in Paris an. Obgleich ich jetzt bereits den wahren Namen meines Geliebten wußte und auch, daß Italien und nicht Frankreich sein Vaterland war, setzte es mich doch in Erstaunen, daß er Paris zum ersten Mal sah, da die politischen Geschäfte, mit denen er betraut zu sein schien, vermuthen ließen, daß er oft schon dort zu thun gehabt hätte. Noch mehr erregte es meine Verwunderung, daß wir ferne von dem glänzenden Mittelpunkte der Stadt in einem elenden Gasthof abstiegen. Er sagte mir jetzt offen, daß sein Geld

auf die Neige gehe, daß wir aber, wenn die Berichte, die er nach Paris brachte, gelohnt würden, wie er es hoffte, ein besseres und eleganteres Leben anfangen würden. Nun begann eine traurige einsame Zeit für mich. Francesco war vom Morgen bis zum Abend abwesend und ich bekam nichts von Paris zu sehen, als das Stückchen Straße, das vor meinem Fenster lag, und nichts von dem Leben der Stadt, als was in dem ziemlich ordinären Hotel davon sichtbar wurde. Ich war durch Luxus und geräuschvolle Geselligkeit verwöhnt, und obgleich meine Liebe eine so tiefe und leidenschaftliche war, daß auch die Entbehrungen, denen ich jetzt ausgesetzt war, mich den gethanen Schritt nicht bereuen ließen, so nährte doch die Abgeschiedenheit meinen Schmerz, indem sie mir unaufhörlich den Gedanken aufdrängte, was die Eltern leiden müßten. Zugleich gingen die Versprechungen Francescos nicht in Erfüllung; die Dienste, die er zu leisten hatte und denen er sich mit rastlosem Eifer hingab, ließen ihn nicht daran denken, für die Möglichkeit unserer gesetzlichen Vermählung Sorge zu tragen. Er gehörte, um Dir alles zu sagen, zur geheimen Polizei des französischen Kaiserreichs, war dafür in Mailand gewonnen worden, hatte in Ungarn, in Preußen und in Frankreich unterworfenen deutschen

Ländern eine große Thätigkeit entfaltet und war nun nach Paris gekommen, freilich ohne Ordre und nach eigenmächtigem Verlassen seines Postens in Folge der Flucht, zu der er sich gezwungen sah, aber er hoffte sein Wirken in ein so ausgezeichnetes Licht zu setzen, um nun mit einer höheren einträglichen Sitzung betraut zu werden. Da er deutsche Verhältnisse kannte, das Deutsche, wenn er es auch nicht verständlich sprach, doch gut ins Französische zu übersetzen vermochte, so wurde er vorläufig dazu gebraucht, sich mit den einlaufenden Berichten deutscher Agenten zu beschäftigen, deren es damals leider zur Schande des Vaterlandes sehr viele gab, die im Solde der französischen Polizei standen.

Ich war damals so unerfahren, mit politischen Dingen so unbekannt, daß ich keinen Anstoß an dem wenig ehrenvollen Amt Francescos nahm, und selbst, daß er mich insoferne getäuscht hatte, als er mir nicht schon zu Hause die Meinung benommen, die man in Danzig von ihm hegte, daß er nemlich reich, von Adel und eine am französischen Hofe einflußreiche Persönlichkeit wäre, selbst wegen dieser Täuschung konnte ich ihm nicht lange zürnen, da sie vor der Welt aufrecht zu erhalten in seinem Amte lag, während sie mir gegenüber

ein Mittel mehr sein sollte, mich für seine Leidenschaft günstig zu stimmen. Diese dauerte ungeschwächt fort und seine Liebe, Hingebung, Treue belohnte mich reich für die Opfer, die ich ihm gebracht hatte.

Das hinderte jedoch nicht, daß die fortwährende Abgeschiedenheit, die Beschränkung auf die Gasthofstube bei dem Bewußtsein in einer Stadt zu leben, welche die reichste an bezaubernden Vergnügungen ist, eine gefährliche Melancholie in mir erzeugte. Ich war zu gedankenlos und meine Erziehung war nicht von der Art, daß ich mich an den Genüssen hätte erfreuen können, die man auch in der Einsamkeit haben kann. Valmacini war trostlos, mir keine Zerstreuung verschaffen zu können, er war selbst fremd in Paris, er hatte keine Bekanntschaft, die sich meiner hätte annehmen können, und allein umherzusehen und mir Paris aus dem Wagenfenster eines Fiakers zu besehen, hatte nach mehrmaligen Versuchen keinen Reiz mehr für mich. Meinem Geliebten aber brannte vor Geschäften stets der Boden unser den Füßen, er blieb zuweilen über Nacht aus, um Paris auf seine Art und zu seinen Zwecken kennen zu lernen und sich später auch in dieser Stadt nützlich machen zu können. Dabei kam er natürlich in Schlupfwinkel und Ge-

sellschaften, wohin man Frauen nicht mitnimmt; außerdem aber wollte Francesco überhaupt nicht öffentlich mit mir gesehen werden. Er brachte mir, so oft er nach Hause kam, Blumen, Bonbons, elegantes Spielzeug aller Art, er bewies mir seinen Schmerz über meine Verlassenheit mit der rührendsten Zärtlichkeit, ich zürnte ihm nicht, aber ich trauerte, verwünschte die Augenblicke, die ich nicht verschlafen konnte und wurde tiefsinnig.

Wer weiß, wohin es mit mir gekommen wäre, wenn nicht eine unerwartete Rettung sich eingefunden hätte. Der Gasthof lag oder liegt vielleicht noch nahe der Bannmeile, welche um Paris läuft und den städtischen Bezirk bezeichnet, bei dessen Eintritt die Lebensmittel versteuert werden müssen. Darum waren die Einkehrenden meistens Viehhändler aus der Provinz, Bauersleute, Marktweiber, außerdem wandernde Musikanten und Leute ohne erkennbaren Beruf, aber um so zweideutiger in ihrer Erscheinung. Kurz es gab da Niemand, dessen Anblick auch nur im entferntesten den Gedanken in mir hätte aufkommen lassen, in Verkehr mit ihm zu treten. Eines Tages aber wurden in dem dritten Stockwerk, das ich bewohnte, einige Zimmer an drei Personen vermiethet, die, schlicht und ärmlich in ihrem Anzug und in ihrem

Gebahren, doch einen sehr anziehenden Eindruck auf mich machten.

Die drei Personen waren ein schon ältlicher Mann, der nichts Bedeutendes in seiner Physiognomie hatte, und ein junges Paar, das in der Schönheit der Gesichtszüge mit einander wetteiferte. Der Mann hatte nicht minder als die Frau die weißesten Hände und die kleinsten Füße, aber er zeigte einen schwerfälligen Schritt, einen sich wiegenden Gang und, so jung ich war, bemerkte ich doch, daß diese Bewegung eine bloß angenommene war. An der schönen Frau schien nichts Verstellung zu sein, als ihre Toilette, die offenbar nicht zu der vornehmen Grazie ihres Wesens paßte.

Nach einigen Tagen bemerkte ich, daß die Lebensweise dieses Frauenzimmers der meinen sehr zu gleichen begann. Während der ältliche Herr sich ohne Scheu in den Hof hinunter begab, wo er mit Leuten aller Art sprach, obgleich er sich dabei ein sehr stolzes Air gab, war der junge Mann von Morgen bis Abend abwesend und die schöne Frau saß verlassen in ihrer Stube. Ich sprach sie an, als ich ihr auf dem Korridor begegnete, indem ich aufrichtig gestand, daß ich eine Leidensgefährtin in ihr vermuthete und ihr erzählte, wie ich seit mehreren Wochen lebte.

Sie war bei meiner Anrede von einem kleinen Schrecken erfaßt worden und betrachtete mich dann aufmerksam vom Scheitel bis zur Fußspitze. Was mich zu solcher Einsamkeit zwinge, fragte sie. Eingedenk meines Schwures, den ich Francesco geleistet, niemals einem Menschen über seine oder meine Verhältnisse die geringste Auskunft zu ertheilen, entgegnete ich ihr offen, daß dies ein unverbrüchliches Geheimniß für Jedermann bleiben müsse. Dann richtete ich dieselbe Frage an sie. „Sie haben meine Antwort eben selbst ausgesprochen", erwiederte sie, worauf wir beide lachen mußten.

Indessen knüpfte sich erst am nächsten Tage eine dauernde Bekanntschaft zwischen ihr und mir an; wahrscheinlich hatte sie erst bei ihrem Manne angefragt, ob er ihr eine Gesellschaft gestatte, und er mochte eben so froh gewesen sein, daß seine Frau einen Zeitvertreib für die unendlich sich hindehnenden Stunden hatte, als es Francesco war, da ich ihm zuerst Nachricht gab, daß meine Einsamkeit vielleicht ein Ende haben werde. Ich war bald unzertrennlich mit der schönen Frau, denn obwohl wir uns gleich offen bekannten, daß wir uns gegenseitig über unsere nächste Vergangenheit unsere Verhältnisse, den Zweck unseres Aufenthaltes

nicht die geringste Mittheilung machen würden, gab es doch der interessanten Punkte genug, über die wir harmlos plaudern konnten. Bei der Verschiedenartigkeit der Länder, die wir unsere Heimat nannten, war jeder neu, was die andere aus ihrem früheren Leben erzählte. Dazu kam die Aehnlichkeit unseres etwas leichtsinnigen und lebenslustigen Temperamentes und die Gleichheit unseres Zustandes, denn die junge Frau war in demselben Monat guter Hoffnung wie ich und ebenfalls zum ersten Male. Das alles bildete die Grundlage einer festen Freundschaft, obgleich wir uns nur bei unseren Vornamen zu nennen wußten. Der ihre war Madeleine.

Bald genügten uns die Konversationen in der Stube nicht mehr, denn zu aller übriger Gleichheit zwischen uns kam noch der Umstand, daß auch Madeleine zum ersten Male in Paris war und mit derselben brennenden Sehnsucht die Wunder der berühmten Stadt zu schauen verlangte. Eine Berathschlagung mit ihrem Gatten hatte das glückliche Ergebniß, daß wir Frauen unter der sauvegarde des ältlichen Herrn, der zu dem Paare gehörte, die Sehenswürdigkeiten, Promenaden, Boutiquen und selbst die Theater besuchen durften. An jedem dazu geeigneten Tage empfing Monsieur Severin, wie der Alte genannt wurde, von dem jungen

Manne die Instructionen, wohin er uns zu führen und in welcher Weise er uns alles zugänglich zu machen habe. Wenn er mit uns ging, hätte man ihn seinem Aussehen, seiner Haltung nach für einen Bürger aus der Provinz gehalten, der stolz seine Töchter spazieren führt; in seinem Benehmen zu Hause aber konnte man ohne Scharfsinn bemerken, daß er ein alter treuer Diener der Familie war, zu welcher das junge Paar gehörte, und sich mit Geschick in jede Rolle zu finden wußte, die ihm auf Befehl oder im Interesse seiner Herrschaft zugedacht wurde. Wir Frauen befanden uns vortrefflich unter seinem eifrigen und doch respektvollen Schutz.

Nicht zu schildern wäre die Freude Francesco's und seine Dankbarkeit für das junge Paar, das mir zu so reichlichem Amusement und zu so guter Laune verhalf. Er betheuerte der jungen Frau, daß sie ihm den größten Dienst leistete, den er gegenwärtig wünschen konnte. Uebrigens hatte mein Geliebter jetzt auch Ursache, mit seinen eigenen Angelegenheiten zufrieden zu sein, und blickte heiterer als jemals bisher in die Zukunft.

So lebte ich einige Wochen seelenvergnügt, als sich plötzlich ein Wölkchen an meinem blauen Himmel zeigte. Madeleine hatte eines Morgens,

als ich trällernd zu ihr kam, rothgeweinte Augen. Meine Theilnahme wurde dadurch nicht verringert, daß mir die Diskretion mehr als sonst zwischen Freundinnen verwehrte, nach der Ursache zu forschen. Allein die junge Frau sagte mir, daß sie mir in dieser Beziehung nichts verheimliche, weil sie selbst nichts Positives anzugeben wußte, außer daß ihr Mann unruhig, von Kummer und Angst gedrückt sei und es ihr zu verbergen suche. Sie blieb den ganzen Tag verstimmt und an Ausgehen war nicht zu denken, obgleich prachtvolles Herbstwetter durch die Fenster hereinleuchtete. Ich verließ sie nicht bis ihr Mann kam.

Am nächsten Tage ging es noch schlimmer. Zu ungewöhnlicher Zeit, in den ersten Nachmittagsstunden kam der junge Mann nach Hause, schloß sich mit Madeleine in ihrem Zimmer ein und sie hatten eine Unterredung, die viele Stunden dauerte und deren Ende auch Monsieur Severin mit Besorgniß abzuwarten schien, denn er ging während derselben betrübt und kopfschüttelnd im Korridor auf und ab. Endlich hörte ich Madeleine's Thüre aufspringen, ihr junger Gatte trat bei mir ein und bat mich ihm zu helfen, die Weinende zu beruhigen. Meine arme Freundin lag erschreckend bleich und in Thränen gebadet auf ihrem Sopha.

Ich kniete neben ihr nieder und während ich ihr Haupt an meine Brust preßte, sagte ich zu dem jungen Manne: „Ich habe kein Recht in Ihre Geheimnisse zu dringen, aber eben weil lauter Geheimniß Sie umgiebt, schwebt mir der Gedanke vor, Ihre Situation, die Ihre Frau zur Verzweiflung bringt, könnte eine von jenen sein, die durch eine einflußreiche oder mächtige Persönlichkeit anders gewendet werden könne."

Madeleine setzte sich nach diesen Worten aufrecht und Maxime, ihr Gatte, sah mich erstaunt an. „Und wenn dem so wäre?" sagte er endlich.

„Wenn dem so wäre", entgegnete ich rasch, „so wüßte ich vielleicht zu helfen. Mein Mann, (denn als solchen gab ich natürlich Francesco aus) ist nicht ohne Verbindung und Hilfsmittel, wie sie nicht jedem zu Gebote stehen, und wenn Sie mir so weit Vertrauen schenken wollen, um mir nur die Art Ihrer gegenwärtigen Sorge begreiflich zu machen, so wüßte ich schon zu beurtheilen, ob mein Mann in einem solchen Falle nützen kann. Finde ich aber, daß die Sache sozusagen nicht in sein Fach gehört, so verspreche ich Ihnen heilig, meinem Manne eben so wenig als irgend einem Menschen wieder zu sagen, was Sie mir mittheilen, so daß

Sie Ihr Vertrauen in keiner Weise zu bereuen haben werden."

Die Gatten sahen sich an, gleichsam mit den Augen berathschlagend was sie thun sollen. Endlich nahm Maxime das Wort: „Im Grunde ist nichts mehr zu verlieren und höchstens zu gewinnen. Ich danke Ihnen für Ihre Güte, Madame, und vielleicht genügt es Ihnen, um zu beurtheilen, ob Sie uns nützen können, wenn ich Ihnen sage, daß ein Paß ins Ausland, am liebsten nach England, auf einen beliebigen Namen lautend, der uns in den Stand setzte, noch heute die Post zu nehmen und über die Grenze zu eilen, eine unmögliche Sache für uns ist, aber auch alles wäre, was wir brauchten, um uns zu retten und unsern Rettern eine lebenslängliche Dankbarkeit zu widmen."

Ich besann mich einen Augenblick, dann sagte ich: „Noch eine Frage müssen Sie mir gestatten und beantworten, ehe ich entscheiden kann, ob Ihre Angelegenheit durch mich zu bessern wäre. Sie brauchen den Paß natürlich zu einer heimlichen Flucht. Würde Ihnen die Polizei aus eigenem Antrieb, das will sagen, weil ein politisches Vergehen vorliegt, denn an einem Kriminalverbrechen kann ich bei Ihnen nicht glauben, einen regelrechten Paß verweigern und Ihre Flucht verfolgen, oder

würde sie dies nur auf Anstiften anderer Menschen thun, die Privatrechte an Sie haben z. B. Gläubiger?"

„Wir sind beide minderjährig, meine Frau und ich, entgegnete Maxime, und obgleich wir nicht Schulden halber zu fliehen haben, sind wir doch auch nicht in politische Umtriebe oder in irgend eine verbrecherische Handlung verwickelt. Verwandte aber hätten das Recht und die Macht, wenn sie uns in Frankreich ausfindig machen, uns nach dem Ort zurückzubringen, von dem wir gekommen sind. Ich hatte gestern schon eine Anzeige, daß die Polizei, von ihnen in Bewegung gesetzt, auf unserer Spur ist, und heute bin ich sicher entweder hier oder in der andern Wohnung, die ich wieder unter einem veränderten Namen miethete und in der ich mich bisher fast den ganzen Tag aufhielt, festgenommen zu werden, wenn nicht ein guter Genius oder eine Fee sich dazu versteht eines von den Märchen, die man Kindern erzählt, für uns wirklich zu machen."

„Nun habe ich volles Vertrauen, Ihnen helfen zu können, rief ich, und begab mich sogleich in mein Zimmer. Dort nahm ich ein bereits versiegeltes und auch schon mit einer Adresse versehenes Kouvert und bat Monsieur Severin es dem ersten

besten Straßen-Kommissionär zur Besorgung zu übergeben. Das war ein von Francesco längst vorbereitetes Mittel, um, wenn wir etwas zustoßen sollte, was seine Gegenwart nothwendig machte ihn augenblicklich zu mir bescheiden zu können. Hierauf begab ich mich wieder zu meinen Freunden.

Wiewohl ich nun ein schnelles Kommen Valmacini's erwarten konnte, war ich doch erstaunt, als ich nach kaum fünf Minuten seinen Schritt und seine Stimme vernahm. Es war in der That ein Zufall, er hatte mein Billet noch nicht erhalten, eine eigene Angelegenheit führte ihn nach Hause, wie ich aus den ersten, freudigen Worten erkannte, die er mir zurief.

Ich bat ihn indessen zuerst mich anzuhören und wollte ihm den Fall meiner jungen Freunde vortragen. „Diese armen, lieben Leute, unterbrach er mich nach den ersten Worten, ich weiß bereits alles und wir müssen sie aus der Klemme reißen, erstens, weil ihr Schicksal dem unsern sehr ähnlich ist, nur daß wir nicht verfolgt wurden, und dann auch, weil ich ihnen meine Dankbarkeit zeigen will, daß sie mir meine theure, kleine Augusta davor bewahrten, von Langeweile aufgezehrt zu werden." Und meinen Arm nehmend trat er in das Zimmer des jungen Paares.

„Mein Herr Vicomte von Lairemont“ sagte er zu Maxime, der bei diesem unumwundenen Aussprechen seines Namens und Titels erblaßte, während Madeleine mit einem halbunterdrückten Schrei ins Sopha sank. Aber Francesco ließ sich dadurch nicht abhalten fortzufahren. „Sie sind wirklich in Gefahr aufgefunden und von Mademoiselle — hier verbeugte er sich gegen Madelaine — in höchst grausamer Weise getrennt zu werden, aber da die Sache nicht in mein Departement gehört, ich auch nicht von den gemeinen Spürhunden bin, die in solchen Fällen aufgeboten werden, außerdem gerne Eltern Schnippchen schlage, die mehr Rechte über ihre Kinder geltend machen, als ihnen die Natur gibt, so stehe ich zu Ihren Diensten. Sie haben mit Recht Paris gewählt, wo man Sie nach den Umständen am wenigstens vermuthen konnte, aber nachdem man an wahrscheinlichen Orten nichts gefunden hat, sucht man an unwahrscheinlichen. Ihre Bemühung, sich länger hier zu verbergen wäre eben so vergeblich, als Ihr Trachten war, ehelich verbunden zu werden und zugleich eine Lebensstellung für die nächste Zukunft zu erringen. Hoffentlich sind Sie aber noch für einige Wochen mit Geld versehen, obgleich Sie in Rouen nur mehr 1700 Fr. hatten.“

Die jungen Leute waren von dieser Allwissenheit wie versteinert. „Wir haben Geld genug zu einer Reise, sagte endlich Maxime, und einen Wechsel auf ein Londoner Haus.“ „Ja von dem Wucherer Dalmade“, fuhr Francesco fort, „dem Sie dafür ein Papier in Händen ließen, das von seiner Menschenfreundlichkeit in Gestalt von 72 Percent Zeugniß gibt. Und den Wechsel haben Sie in Paris noch nicht zu verwerthen gesucht, darum vergaß ich ihn. Gut, gehen Sie nach England. Danken Sie Ihrem Schicksal, daß es gerade heute meine Angelegenheit zu einer Wendung brachte. Denn ich reise ebenfalls in einigen Stunden. Hier habe ich nun drei Pässe; den einen für mich allein, den andern für meine Frau allein, den dritten für mich und meine Frau gemeinschaftlich. Dieser wäre mir jetzt freilich selbst der angenehmste, aber ich kann mir ohne ihn weiter helfen.“

Und Francesco, indem er die Pässe aus seinem riesigen Portefeuile nahm, riß zugleich ein Blatt heraus, auf das er die Adresse schrieb, unter der ihm der Paß zurückzusenden wäre. Dann sprach er weiter: „Nehmen Sie die Post in Fontainebleau erst. Dann fahren Sie mit dem ersten besten Wagen, den Sie für Geld bekommen. Opfern Sie einen Theil Ihrer Sachen, indem Sie in

Ihrer Wohnung Rue Jean Jaques alles was dort ist und hier so viel zurücklassen als nöthig, um den Leuten im Gasthofe glauben zu machen, daß Sie nur spazieren fuhren und wieder zurückkehren. Bezahlen Sie auch Ihre Rechnung nicht, ich werde das für Sie erledigen, sobald die Mouchards hier gewesen sind und ich Sie im Postwagen vermuthen kann. Der Paß hat geheime Zeichen, die Ihnen bis zur Einschiffung sehr nützlich sein werden; Ihren Kammerdiener aber müssen Sie zurücklassen oder besser sogleich nach Hause schicken."

Während die beiden Männer noch zusammen sprachen und Severin das Nöthigste in zwei Mantelsäcke stopfte, umarmte mich Madelaine mit der feurigsten Dankbarkeit. „Sie haben mich von Elend, Schande und selbst vom Tode gerettet, rief sie, denn ich hätte die Trennung von Jules — jetzt braucht er für Sie nicht mehr Maxime zu heißen — gewiß nicht überlebt. Und mein Name ist nicht Madelaine sondern Helène, und Sie sehen mich nur als Vicomtesse von Lairemont oder nie wieder. Stecken Sie diesen Ring an Ihren Finger, erst als ein Angedenken, dann aber auch damit Sie wissen, daß, wenn ich Ihnen jemals einen Dienst leisten soll, Sie mir nur diesen Ring zu senden haben, und es steht Ihnen oder der Person, die sich durch

diesen Ring als von Ihnen gesendet ausweist, alles zu Gebote, worüber ich verfügen kann. Und wir sehen uns glücklich wieder, in Frankreich, und unsere Kinder (setzte sie leise und erröthend hinzu) werden Spielgefährten sein."

Der Abschied war um so erschütternder für mich, je schneller und in je gleichgiltigeren Formen er vor den Hausleuten genommen werden mußte, als wir das Paar zum Wagen begleiteten. Sie kamen glücklich nach England.

Ach, meine geliebte Tochter, ich habe das holde, junge Wesen nicht wieder gesehen. Dem Himmel danke ich, daß er ihr gütiger gewesen ist als mir, denn ich erfuhr bald darauf, daß der junge Vicomte, noch bevor er mündig geworden war, nach dem Tode seines Vaters die Verzeihung seiner Mutter erhielt, noch in England mit seiner Geliebten getraut wurde und mit ihr in sein Vaterland zurückkehrte. Unter derselben Adresse, unter der sie den Paß zurückschickten, schrieben sie uns später diese Nachrichten. Seitdem aber vernahm ich nichts mehr von ihnen, was ganz natürlich ist, da sie weder einen Namen noch einen Ort wußten, um mir zu schreiben. Ich hoffe, sie leben noch und in glücklichen Verhältnissen. Den Ring siehst Du täglich an meinem Finger, und in dem

Augenblicke, da Du dies Schreiben eröffnest, wird er bereits Dein erebtes Eigenthum sein, ebenso wie die zwei anderen Ringe, die von meiner Mutter und Francesco herrühren. Schon als Kind sagtest Du: „Der ist von der Großmutter . . . der ist von meinem Vater . . . der ist von meiner Pathe . . . Und mehr habe ich Dir darüber bis zum heutigen Tage nicht gesagt, denn das erste Erforderniß, um Dich zum Gegentheil Deiner Mutter zu erziehen, schien mir zu sein, Dir ihre Geschichte, so lange ich lebe, nicht zu erzählen.

Nun aber fahre ich fort, über das Grab hinaus zu sprechen. Als unsere Freunde geschieden waren und wir uns wieder in unserem Zimmer befanden, klärte mir mein Geliebter erst die Freude auf, mit der er zur ungewohnten Zeit nach Hause gekommen war. „Der König von Westphalen“ sagte er, „hat eine kostspielige und gut organisirte geheime Polizei in seinem Staate. Ja, sie ist so gut organisirt, daß sie sogar über jene berichtet, denen sie zu berichten hat. Als König Jerome vor kurzem in Paris war, fand er sich nicht auf das angenehmste, aber auf das außerordentlichste überrascht, seinen kaiserlichen Bruder auf das genaueste unterrichtet zu finden von jedem Tag, jeder Stunde, jedem Vorgang des ewigen Karnevals in

Kassel. Wüthend kehrte der König an sein Hoflager zurück und lies den Chef des Sicherheitswesens, Bangars glaube ich, vor sich rufen. Sie müssen mir entweder den Verräther herbeischaffen oder Sie sind es selbst — war der kurze Sinn dessen, was der König von Westphalen bei dieser Gelegenheit sprach. Und der Verräther wurde ausfindig gemacht und alle Teufel mögen sich an ihm einen Bissen geholt haben *). Die delikate Mission, diesen Mann zu ersetzen, eine solche doppelt raffinirte Aufgabe ist mir zugefallen. Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren, denn wir schlafen heute nicht mehr in Paris.

Die Vorbereitungen zu unserer Abreise wurden mehrfach von den Nachforschungen verschiedener Leute nach dem entflohenen jungen Paar unterbrochen. Francesco sorgte dafür, daß an der Rückkehr der Flüchtlinge am nächsten Tage nicht gezweifelt werde, veranstaltete aber auch, daß der Wirth und sein Gesinde befriedigt und die zurückgelassenen Sachen an einem Ort deponirt wurden, wo sie in Zukunft vom Eigenthümer wieder beho-

*) Historisch. S. „Die Franzosen in Deutschland" von Tellkampf. Häusser: „Deutsche Geschichte" 2c. Heinr. König u. A. Anm. d. Herausgebers.

ben werden konnten. Wir aber reisten noch an demselben Abend mit aller Bequemlichkeit nach Deutschland ab.

Als wir den Rhein überschritten hatten, zeigte mir Francesco an, daß wir uns trennen müßten. Er hatte sich nach Braunschweig zu begeben, das damals dem Königreich Westphalen einverleibt war, und da er auch dort nicht lange zu verweilen gedachte, weil er, bevor er seine eigene Rolle in Kassel übernahm, den Spuren des Tugendbundes nachgehen wollte, der sich in Königsberg gebildet hatte und auch nach dem neugeschaffenen Staate Jerome's sich verzweigte, so wollte er durch die Begleitung einer Frau nicht mehr Blicke als nöthig auf sich lenken. Er versah mich mit Geld und mit dem für mich allein bestimmten Paß, der auf den von ihm erfundenen Namen Landerer lautete. Zum Aufenthaltsort wies er mir Bonn an, schrieb mir genau die Art der Reise, sogar die Straße und das Haus in Bonn vor, wo ich nach Vorzeigung meines Passes Wohnung finden werde, und versprach mir, mich dort bald, wenn auch nur für einen Tag oder einige Stunden wiederzusehen. Er gab mir einen Diener mit, einen Mann aus Elsaß, der das Deutsche so widerwärtig kauderwälschte, wie das Französische.

Mit schwerem Herzen schied ich, um so mehr, als auch Francesco lebhaft ergriffen war. Er hatte mir gegenüber ein anderes Gesicht, als vor den Menschen allen, denen er eine undurchdringliche steinerne Maske zeigte. Wie tief mußte mich also eine Thräne in einem solchen Antlitz erschüttern! Er liebte mich leidenschaftlich, grenzenlos. Oft sagte er mir, daß der Gegensatz zu dem Weibe, an das er eigentlich gekettet sein sollte, sowie die Gefahren, unter denen er den süßen Raub sich gewonnen und gesichert hatte, seinem Gefühle für mich täglich von neuem Schwung und Gluth verleihen. Ich lernte später durch Lektüre in den langen Stunden eines einsamen Lebens erkennen, was damals nicht den leisesten Zugang zu meinen Gedanken fand, den Charakter der Beschäftigung, die mein Geliebter trieb, die Schande und di Flüche, die auf einem solchen Amte lasten, und wie Niemand mehr sich zu dem Geschlecht der Menschen zählen darf, das die Fähigkeit besitzt den Begriff von Ehre zu fassen, der nicht lieber, wenn er keine andere Wahl hat, sammt Weib und Kind verhungert, als daß er das Brot äße, das Francesco erwarb. Und doch! Diese Ueberzeugung, so fest sie heute in mir ist, hat doch nichts an der Liebe verringern können, mit der ich noch heute um

Francesco trauere. Die Ehrlosigkeit seines Berufes kann einen Mann hindern, die Liebe eines Weibes zu gewinnen; ist sie aber einmal gewonnen, dann — wenn ich nach mir urtheile — können nicht Sünden gegen die Menschen, nicht was die Welt Frevel und Schande nennt, sondern nur solche Verbrechen sie verlieren machen, welche gegen diese Liebe selbst begangen werden. Und dessen hat sich Francesco nicht schuldig gemacht, ja unter ihren Erinnerungen findet meine Liebe keine einzige Sekunde, welche von ihm verbittert worden wäre.

Ich erreichte, von dem Manne aus Elsaß, der sich Loup nannte, wie von einem treuen Sklaven bedient und behütet, ohne Unannehmlichkeiten mein Ziel und fand in der bezeichneten Wohnung alles mit zarter Sorgfalt für mich vorbereitet und sogar, was das Beste, von meinem Geliebten einen Brief, der mich, da ich nur bei Tage gereist war, leicht hatte überholen können. Der Brief enthielt die Vorschriften für mein Leben in Bonn. Nach dem Paß galt ich für die Frau eines deutschen Offiziers, deren es damals so viele in französischen Diensten gab, und Francesco hatte diese Rolle für mich gewählt, damit ich einerseits die Vortheile nicht entbehren möge, die man als zur französischen Nation gehörig damals in Deutschland genoß, und anderer-

seits auf deutschem Boden mich meiner Mutter-sprache nach Lust bedienen könne, ohne dadurch aufzufallen, wie dies unvermeidlich gewesen wäre, wenn ich es als Französin gethan hätte. Für alle meine Bedürfnisse und für meinen Schutz auf Promenaden u. s. w. zu sorgen, war Loup beauftragt, mit der Familie aber, bei der ich eingemiethet war, die eines Universitäts-Professors, sollte ich nur so weit verkehren, als es, besonders an den langen Winterabenden, zu meiner Unterhaltung dienen könnte, mit Niemanden aber, ob in oder außer dem Hause, eine intime Freundschaft schließen. Francesco meinte, daß er mir die Langeweile vertreiben helfen müßte, wenn ich, um die dichtesten Schleier über mein Vorleben zu breiten, neugierige Leute mit nach Belieben ersonnenen Fabeln abspeisen wollte. Indessen war es ihm eben so sehr wie daß ich kein Vertrauen schenke, auch darum zu thun, daß ich keines empfange. Wenn ich Dir diese Einzelheiten mittheile, meine geliebte Helene, so geschieht es, damit Du die Zartheit Deines Vaters erkennen mögest, dem verruchten Amt zum Trotz, das er ausübte. Er wollte vermeiden, daß ich eine warme Theilnahme für irgend welche Menschen gewinne, damit ich, wenn ich ihm harmlos von ihrem Leben und Treiben schreibe oder erzähle, ihm nicht Dinge

mittheile, die seine Pflicht gewesen wäre vielleicht zum Verderben Derjenigen auszubeuten, welche mir liebe Freunde geworden wären, und mir dadurch Angst und Kummer zu bereiten.

Und in dem Geleise, wie es dieser Brief mir vorzeichnete, begann ich denn auch mir es in Bonn einzurichten, nichts so lebhaft wünschend, als Francesco wiederzusehen und ihn namentlich in der schweren Stunde in meiner Nähe zu haben, die mir binnen wenigen Wochen bevorstand.

Die Familie, bei der ich wohnte, bestand aus einem Ehepaar mit vielen kleinen Kindern. Die Frau, den ganzen Tag mit ihrer Wirthschaft beschäftigt, mochte eine tüchtige deutsche Hausfrau und eine vortreffliche Gattin und Mutter sein, für mein leichtgesinntes Herz aber und meine gedankenlose Sucht nach Zerstreuung hatte sie wenig Anziehendes. Etwas besser gefiel mir ihr Gatte, weil er doch wenigstens die politischen Neuigkeiten des Tages zu erzählen wußte. Bonn war damals französisch, es gehörte zum Rhein- und Mosel-Departement, das hinderte aber nicht, daß man über die Bedeutung und die Zukunft des großen Eroberers andere Ansichten zu hören bekam als im eigentlichen Frankreich, und besonders von denen etwas verschieden, die aus dem Munde meines Geliebten

kamen, der nur eine einzige politische Idee, nur einen einzigen Enthusiasmus hatte: Napoleon. Diese Verschiedenheit interessirte mich, wie fein auch die Nüance war, in der sie sich ausdrückte, denn der Professor, ohne Zweifel ein enragirter Deutscher, war vorsichtig mir gegenüber, die er für die Gattin eines Offiziers der großen Armee und folglich für erfüllt von Sympathien für den Kaiser halten mußte. Darum lenkte er auch gerne, sobald er inne ward, daß ihn die Politik ein wenig echauffirte, das Gespräch auf kleine Stadtbegebenheiten und Privat-Ereignisse. Gewöhnlich nahm ich das Abendbrot bei der Familie ein, deren nichts weniger als glänzenden Verhältnissen sowohl die Miethe, als was ich sonst bezahlte, sehr zu gute zu kommen schien. Da geschah es denn, daß der Professor eines Abends etwas erzählte, was mein Inneres auf eine eigenthümliche Art bewegte.

Er sprach von einem jungen Menschen, der von weit her, aus Ungarn, gekommen war, um bei ihm, dem Professor in verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft gründlich Chemie zu studiren. Dabei soll der junge Mann von dem wahnwitzigen Gedanken besessen sei, daß der Stein der Weisen, welchen das ganze Mittelalter umsonst gesucht hätte, noch immer zu entdecken wäre. Der Pro-

fessor lachte darüber und doch gestand er, ein Interesse an dem jungen Manne zu haben, den er unter andern Umständen einfach auf die Gesellschaft von Zigeunern und alten Weibern verweisen würde. Das Interesse bestand darin, daß der Schüler aus der Fremde von den Magiern, Alchymisten und ihren Künsten nicht nur dasjenige wußte, was man darüber bei Paracelsus, Swedenborg und überhaupt in Büchern findet, sondern auch einen wahren Schatz von abergläubischen Gebräuchen und Hokuspokus aller Art innehatte, wie dergleichen noch nicht aufgeschrieben ist, nur beim Volk und bei jedem Volk anders seit den ältesten Zeiten mündlich sich fortpflanzte. So sollte der junge Mann aus Ungarn den Unsinn mitgebracht haben, daß ein Tröpfchen Blut, aus dem Herzen eines noch nicht zehnjährigen Kindes geschöpft, in dem Augenblicke, da dieses Herz noch zuckt oder schlägt, zur Herstellung einer gewissen Tinktur verwendet werden kann, die auf gewisse Art gebraucht dazu helfen kann Schätze zu heben oder sich sonst das Glück dienstbar zu machen.

Während der Professor dies weiter erörterte, verweilten meine Gedanken bei der Erwähnung Ungarns, ein Wort, das mir sogleich beängstigend aufs Herz gefallen war. Denn wann hatte ich von

Ungarn etwas gehört, außer in Beziehung auf den feindlichen Mann, der am Verlobungstage zu meinem Vater gekommen war und Valmacini zur Flucht mit mir gezwungen hatte? Ich wurde erst wieder aufmerksam, als der Professor erklärte, wie auch das gedrückte und unschöne Aussehen seines Schülers zu dem Glauben an böse Geister und lichtscheue Zauberer stimme. Das paßte freilich nicht zu dem Bild, das wir von jenem Manne in der Erinnerung geblieben war, dafür aber entwickelte sich aus der Schilderung des Professors eine andere Gestalt für meine Phantasie, wo möglich von noch schrecklicherer Beschaffenheit. Ich mußte an Liborius Knorrn denken und fragte den Sprechenden rasch nach den Namen seines Schülers. Der Professor stockte, er mochte meine Bewegung bemerkt und eine Ursache gefunden haben nicht aufrichtig zu sein. Er nannte mir einen Namen, den ich niemals vernommen hatte und längst wieder vergessen habe.

Indessen kamen mir in den nächsten Tagen andere Sorgen ins Herz, sonst hätte ich Loup ausgesendet, der zu allem zu gebrauchen war, um mir Gewißheit zu verschaffen. Die Ursache meiner Sorge und Verstimmung war Francesco's langes Ausbleiben. Eine politische Untersuchung die nicht

enden wollte, hielt ihn ferne. Endlich kam der 19. Dezember 1810, Dein Geburtstag, ohne daß ich Francesco wiedergesehen hätte. An Beistand und Sorgfalt aller Art fehlte es mir nicht, die Frau des Professors hatte Erfahrungen, die sie mir zu gute kommen ließ, Francesco schrieb mir sein Entzücken, nachdem ihm Loup das Ereigniß gemeldet hatte. Zugleich berichtete er mir jene Nachrichten von dem jungen Paar in England, die ich Dir bereits erzählt habe. In Erinnerung an die schöne Freundin ließ ich Dir durch die Professorin, die Pathenstelle bei Dir vertrat, den Namen Helene beilegen.

Monate vergingen, ich erfüllte mit seliger Befriedigung meine mütterlichen Pflichten, und im Februar zeigte mir Francesco mit größter Bestimmtheit den Tag seiner Ankunft an. Hundertmal fragte ich Loup, ob er die Stunde genau wisse, da an dem bezeichneten Tage der Postwagen ankommen werde, ob er sich auch freue seinen Herrn wiederzusehen, ob er für eine Kutsche gesorgt hätte, in der ich Francesco am Posthofe abholen sollte, da er mir es nicht gestatten wollte ihm in der strengen Jahreszeit und als Amme meines Kindes eine Strecke entgegen zu fahren.

O hätte ich diesen heißersehnten Tag niemals gesehen! In der frühen Dämmerung des Winter-

Nachmittags fuhr ich nach dem Posthof. Im Wagen wartend gebot ich Loup eifrig nach den ankommenden Reisekutschen zu spähen. Er reißt plötzlich meinen Schlag auf: der Herr ist da! Ich soll nicht aussteigen, ich könnte mich in dem Gewühle nicht zurechtfinden. Loup eilte wieder fort und ich wartete. Es war schon dunkel, trotzdem bemerke ich mit Eins das Laufen vieler Menschen und höre ein unverständliches Schreien. Aber jetzt kann ich deutlich unterscheiden, was man in meiner Nähe ruft: „Sie fechten! Sie dringen bis hieher! Einer ist gefallen!"

Nun halte ich mich nicht länger, ich stürze aus dem Wagen, das Volk drängt mich zurück, ich frage was geschehen ist. Ein Offizier ist erstochen worden, heißt es, man bringt ihn nach dem Militär-Spital, man verfolgt den Mörder. Noch immer klammerte ich mich an den Gedanken, daß der Vorfall nicht zu mir in Beziehung stehe. Aber es wird leer auf dem Platze, Niemand kömmt zu mir, auch Loup nicht.

Vielleicht hat man Francesco genöthigt, als Zeugen mitzugehen, dachte ich und befahl dem Kutscher nach dem Militärspital zu fahren. Ein Vorgefühl, eine ungeheure Angst lassen mich schon an dem Schrecklichsten nicht mehr zweifeln. In Thränen gebadet, schreiend, rasend, erkämpfte ich mir

durch jene, die mich hindern wollen, meinen Weg zu den Treppen und Gängen des Gebäudes. Man scheint endlich zu verstehen was ich suche und öffnet mir eine Thür. Auf einem langen Tisch liegt ein Körper, ein weißes Tuch darüber gebreitet. Ich reiße es weg, es ist Francesco, eine Leiche. Ohnmächtig stürze ich zusammen.

Die Augen aufschlagend fand ich mich in einem andern Saal auf einem Sopha. Ein Mann in Uniform trat zu mir, in der Hand einen versiegelten Brief, auf dessen Adresse er sein Blicke gerichtet hielt. Er fragte nach meinem Namen und nach meiner Wohnung. Mit mechanischer Stumpfheit bezeichnete ich die letztere und gab meinen Vornamen an. Es wäre mir nicht möglich gewesen, mir in diesem Moment deutlich zu machen, welchen Zunamen ich eigentlich hatte. Der Mann ergänzte meine Angaben: „Auguste? Auguste Landerer?“ Ich nickte. „Es ist so, fuhr der Mann fort, der Brief ist an Sie, Sie können ihn lesen, aber er muß bei Gericht deponirt bleiben. Man hat den Brief bei dem Todten gefunden.“

Von dem Inhalt des Briefes weiß ich nur mehr, daß ihn Francesco aus Vorsicht geschrieben haben mochte, um, wenn er irgendwo aufgehalten würde, mir sogleich durch einen reitenden Boten

die Anzeige späterer Ankunft zu senden. Auch wie ich nach Hause gebracht wurde, weiß ich nicht zu sagen, ich erinnerte mich nur, daß ich angekleidet auf meinem Bette lag und die Professorin dafür sorgte, meinem Kinde eine andere Nahrung als bisher zu reichen.

Während ich mit geschlossenen Augen lag, in einer Art Starrkrampf, hörte ich doch, was um mich her gesprochen wurde, und vernahm plötzlich die Stimme Loups, der mit der Redseligkeit gemeiner Leute, wenn sie ein Unglück zu berichten haben, von dem stattgefundenen Zweikampf erzählte. Ich konnte mir demnach den Vorgang genau erklären.

Francesco war in der Uniform eines französischen Genie-Offiziers aus dem Wagen gestiegen und hatte kaum den Fuß auf die Erde gesetzt, als er von einem Manne, der sich in einen langen Civil-Mantel hüllte, gröblich insultirt wurde. Als Offizier hatte er nichts weiter zu thun, als den Degen zu ziehen und den Mann niederzustoßen. Dieser war vollkommen darauf vorbereitet, denn er sprang behende zurück, ließ den Mantel fallen und parirte mit dem nackten Degen, den er darunter verborgen hatte, den Degenstoß Francesco's. Dennoch wäre es nicht zu dem eigentlichen Zweikampf gekommen, weil Viele bereit waren, sich auf den

Fremden zu stürzen, ihn zu entwaffnen und zu verhaften, wenn nicht Valmacini selbst sie gebieterisch zurückgescheucht und den Kampf fortgesetzt hätte. Wahrscheinlich hoffte er den Mann, der kein anderer sein konnte, als der in Danzig Erschienene, nun mit Eins für immer zum Schweigen zu bringen, vielleicht auch fürchtete er seine Aussagen, wenn man ihn lebend vor Gericht gebracht hätte. Beim matten Licht der Straßen-Laternen drangen sie aufeinander ein und im Augenblick, da die rechte Hand des Fremden von einem fürchterlichen Stoß getroffen, gelähmt zu sinken schien, erhob sie sich wieder und vollbrachte den gräßlichen Mord. Der Thäter ließ selbst eine Blutspur zurück auf seiner Flucht, aber diese war gedeckt, offenbar von jenen Personen begünstigt, die ihn am eifrigsten zu verfolgen schienen, denn der Fremde mußte von der Ankunft Valmacini's genau unterrichtet gewesen sein und hatte Zeit gehabt alles sorgfältig darnach einzurichten, um spurlos verschwinden zu können.

Aus meinem Starrkrampf erwachte ich nur, um in jene Krämpfe zu verfallen, an denen ich seitdem öfter besonders in Folge starker Gemüthsbewegungen gelitten hatte und welche ohne Zweifel auch einmal die Vorläufer meiner Todesstunde sein

werden. Auffallend war es mir bis heute geblieben, daß Loup, nachdem er seine Unglückskunde breit genug ausgekramt hatte, aus dem Hause ging und nicht mehr wieder erschien. Den Brief ausgenommen, von dem ich Dir sogleich sprechen werde, habe ich nichts mehr von ihm gehört. Die nun folgenden Tage vergingen mir in tonlosem Hinbrüten, nur unterbrochen durch einige Vorladungen zu Gericht, wo man die Identität des Todten längst sicher gestellt hatte, aber Auskunft über die Person des Mörders von mir zu erhalten hoffte. Ich mußte die Geschichte meines Lebens zu Protokoll geben. Mir aber wurde von den früheren Verhältnissen Valmacini's, nach denen ich forschte, nichts gesagt. Was man von Geld und Papieren bei ihm gefunden hatte, war nach Paris gesendet worden, ich, seine Maitresse, durfte keinen Anspruch erheben, etwas davon zu erhalten oder auch nur zu erfahren. Zum ersten Male kam es mir zum Bewußtsein, daß ein Verhältniß wie das meine vor der Welt mit Schmach verknüpft ist, und ich war davon so eingeschüchtert, daß ich selbst an das Grab Francesco's stets nur mit der Furcht trat, ich könnte als ein unbefugter Eindringling davon weggewiesen werden.

Kindisch, mit dem Ernst der Dinge nicht ver-

traut, nahm ich die Verringerung meines Geldes ohne große Sorge wahr, kaum ahnend, daß es einen Zustand geben könne, in welchem man nicht das Nothwendige zur Existenz jeden Morgen bei der Hand hat, als ob man es von der Natur aus besäße. Ein erstes Aufschrecken aus dieser Gedankenlosigkeit war die Anzeige des Professors, daß er mit seiner ganzen Familie nach Halle übersiedle und ich mir eine andere Wohnung zu suchen hätte. Mir war manchmal, als hätte mein Unglücksfall und die daraus erfolgende Beziehung zum französischen Militär-Gericht auf den plötzlichen Entschluß des Professors einigen Einfluß geübt. Doch konnte ich mir darüber nicht klar werden. Als ich eine neue Wohnung wählen sollte und den Jahrespreis erfuhr, erschrack ich zum ersten Male über die Geringfügigkeit der Summe, die mir von den reichlichen Zusendungen Francesco's noch geblieben war. Ich wählte ein anderes, das bescheidenste Quartier im ärmsten Stadttheil. Ueber die Zeit, die nun folgte, will ich rasch hinweggehen. Ich gelangte dahin Schmucksachen, Geschenke Francesco's, selbst Kleider zu versetzen, zu verkaufen. Ich verbrachte schlaflose Nächte, indem ich darüber nachdachte, mit welcher Art Dienstleistung ich mir mein Brot verdienen könnte, ohne mich von meinem Kinde

trennen zu müssen. Den Gedanken, mich an meine Eltern zu wenden, verwarf ich. Wenn es noch eine Sühne gab für das Verbrechen, das ich an dem grauen Haar meines Vaters und an dem Herzen meiner Mutter begangen hatte, so war es, die Folgen meines Verbrechens allein, ohne weichmüthige Zugeständnisse zu tragen. Ich muß Dir nämlich sagen, daß, wenn ich auch bereute oder vielmehr tief betrauerte, meinen Eltern Kummer gemacht zu haben, ich doch niemals und selbst in dem bittern Elend, das mich angepackt hatte, zu jener Art von Reue gelangte, welche mein Vater von mir gefordert hätte. Ich bereute nicht mit Francesco geflohen zu sein, da es kein anderes Mittel gab, mit ihm vereint zu werden, ich bereute nicht, ihm meine Ehre und meinen Wohlstand geopfert zu haben.

In dieser Zeit des herbsten Mangels fand ich einen Freund, der mir zwar nicht nützte, dessen gutes Herz mir aber dennoch wohlthat. Er war ein Schauspieler, Namens Kosert, der selbst brotlos eine Dachstube neben mir bewohnte. Gute Worte können manchmal auch erfrischen und sättigen. Sein Schicksal trieb ihn bald aus meiner Nähe.

An einem Tage, da ich bereits hungerte und mit brechendem Herzen daran dachte, Du könntest

bald vergeblich nach Nahrung schreien, erhielt ich einen Brief. Ich erkannte die Handschrift Loups, denn ich hatte ihn an Francesco schreiben sehen, als er ihm Deine Geburt anzeigte.

Loup, der sich mein „ehemaliger treuer Diener" unterzeichnete, gab mir eine Adresse an und forderte mich auf, mich dort einzufinden, um in der Noth, die ich jetzt litt, Hilfe zu finden. Er zeigte mir keinen Namen an, sondern sagte nur, ein allein lebender Gelehrter suche eine Haushälterin. Diesen Brief, mein liebes Kind, habe ich bewahrt und Du wirst ihn unter meinen Papieren finden. Denn Loup war die einzige mir bekannte Person, die mir vielleicht über meines geliebten Francesco frühere Verhältnisse Aufschluß geben konnte und ich wollte mir die Schrift stets gegenwärtig halten, um, wenn sie mir wieder vorkäme, sie sogleich zu erkennen und Loup ausfindig zu machen.

Du wirst leicht errathen, daß der Mann, der die Haushälterin suchte, kein anderer war als Liborius Knorrn. Ich ahnte nichts davon, als ich mich zu ihm verfügte, schon weil der Titel eines Gelehrten nicht auf Liborius zu passen schien, der mir nur als Kaufmann bekannt war. Ich habe niemals wieder einen solchen Ausdruck gesättigter Rache und teuflischer Befriedigung gesehen, wie in

dem Gesicht, mit dem er mich empfing. Ich verschone Dich mit seinen Reden, wie er sich zu wundern schien, seine stolze, reiche Verwandte, die seine Hand verschmäht hatte, nun ihr Brot aus derselben Hand erbettelu zu sehen; wie er ironisch fragte, ob er sich vielleicht täusche und ich nicht zu diesem Zweck gekommen wäre, sondern um ihm auf meiner Reise durch Europa, die ich als beglückte Gattin mache, einen Besuch abzustatten, und was solchen Hohnes mehr war.

An was für geringfügigen Dingen hängt unser Schicksal! Hätten die unedlen Aeußerungen des Liborius die Wirkung auf mich geübt, die er beabsichtigte, so wäre ich stolz und empört aus seinem Hause gegangen, unbekümmert was aus mir werden sollte. Allein die Verhöhnungen, die ich erst später als solche erkannte, verursachten im Augenblicke nur, daß mir der herzzerreißende Verlust meines Geliebten wieder recht gegenwärtig wurde, und aufgelöst in Schmerz brach ich zusammen und weinte wie ein Kind. Als Liborius dies sah was er vermuthlich für den Effekt seines herzlosen Angriffs hielt, versuchte er, sich in einem anderen Licht zu zeigen. Nachdem er mich umsonst zu trösten bemüht gewesen, denn seine Stimme, sein Wesen hat, wie Dir nur zu wohl bekannt ist, nichts

Weiches und Tröstliches, brachte er mein Gemüth dadurch in eine andere Richtung, daß er sagte, er hätte Aufträge für mich von meinem Vater.

Mein Drängen, dieselben gleich zu erfahren, war vergebens. Ich wäre jetzt nicht in der Stimmung, nicht bei nöthiger Fassungskraft. Nun sagte ich, daß ich zu meinem Kinde müsse. Unter dem Vorwand mich zur Thüre zu begleiten, begleitete er mich die Treppe hinab und bis nach Hause. Dort gab er rasche Befehle, die er durch Geld zum Vollzug brachte, ließ meine Sachen zusammenpacken, auf einen Wagen bringen, zahlte was ich noch an Kost und Miethe schuldete, und ehe ich mich recht besinnen konnte, war ich in seiner Junggesellen-Wohnung mit Dir installirt und hatte eine besondere Abtheilung derselben, nämlich ein Zimmer und eine Küche zu meiner Verfügung. Liborius blieb an diesem Tage unsichtbar, ich wurde von einer Magd mit allem versehen, was ich für Dich und mich brauchte, ich ruhte aus, schlief mit weniger Sorge ein als seit vielen Wochen und verbrachte den nächsten halben Tag zwar nicht mit einem behaglichen Herzen, aber doch ohne daß mir der Gedanke gekommen wäre, mich entfernen zu sollen oder zu können.

Und warum auch? Liborius hatte Aufträge von meinem Vater und war somit nicht nur meine einzige Hilfe in diesem Augenblick, sondern auch das einzige Band aus meiner Vergangenheit, das mir noch erreichbar blieb und das mich wieder mit ihr verknüpfen konnte. Und dann lag vieles Denken und festes Wollen überhaupt nicht in meinem Charakter.

Als Liborius kam nach meinem Befinden zu fragen, wollte ich endlich wissen, was er mir von meinen Eltern mitzutheilen hätte. Er bekannte, daß er vor der Hand keine Aufträge besäße, mich nur zwingen wollte, ein Obdach anzunehmen, da er doch seine Verwandte nicht schutzlos dem Elend überlassen könnte und weil an meinem Ruf ohnehin nichts mehr gelegen wäre, so brachte er mich in sein Haus. Ich sollte so lange bei ihm bleiben, bis Nachrichten von meinem Vater eintreffen würden, an den er sogleich nach Danzig zu schreiben versprach.

Dann erzählte er mir, daß mein Vater streng verboten hätte, Francesco oder mich auf unserer Flucht zu verfolgen. Er betrachtete sich durch den Schritt, den ich gethan hatte, als kinderlos. Meine Mutter war durch das Ereigniß in Schrecken versetzt worden, aber mehr wegen der Vorwürfe, die

die sie von meinem Vater fürchtete, als wegen meiner Zukunft.

Aus Danzig kam eine Antwort und ich las sie selbst. Mein Vater schrieb an Liborius, er begann damit das Los meiner Mutter zu preisen, die gestorben war ohne zu wissen, wohin es mit mir gekommen.

Es bräuchte nach diesem Eingang mehrere Tage, bevor ich den übrigen Theil des Briefes las. Es war nun alles in mir selbst wie ausgestorben und mir völlig gleichgiltig, was noch kommen konnte oder was mit mir geschehen mochte. Mein Vater schrieb in demselben Briefe ferner, daß er meine Enterbung gerichtlich festgestellt hatte, eine gewisse Summe legte er in einem Wechsel bei, Liborius sollte sie mir geben oder für mich verwenden, wie es ihm gut dünkte. Mein Vater erhob den Edelmuth des Liborius, der sich der schuldvollen Verwandten annahm, von der er selbst Demüthigungen erlitten hatte, doch bat er ihn ernstlich, ihn mit jeder ferneren Nachricht von mir zu verschonen.

„Die Summe wollen wir für die kleine Helene anlegen und verwalten," sagte Liborius, „sie soll ihr Heiratsgut sein."

Es ist dieselbe Summe, die Dir als Dein

„Väterliches“ öfter genannt wurde. Ob Liborius sie Dir herausgeben wird, wenn ich das Unglück haben sollte zu sterben, bevor Du mündig bist oder heiratheſt, das kann ich nicht sagen. Sie ist ihm von meinem Vater zu freier Schaltung überlassen und er hätte keinen Widerspruch zu fürchten, wenn er behauptete, sie auf Deine Erziehung verwendet zu haben. Und wer würde sich auch Deiner annehmen? Nicht einmal das Gericht, da Du Deine Forderung durch kein rechtlich beglaubigtes Dokument unterstützen könnteſt. Ich habe als einzigen Troſt das Bewußtsein der Macht, die ich über Liborius ausübe, so lange ich einwillige, bei ihm zu bleiben. Findet sich, so lange ich noch lebe, eine Gelegenheit für Dich, selbstständig zu werden, so wird Dir das Geld nicht entgehen, das so früh schon zu Deinem Eigenthum gemacht wurde.

Das erklärt Dir auch das Räthsel, warum ich trotz mancherlei Scenen, von denen Du weißt und nicht weißt, und die mich unter anderen Umständen aus seinem Hause gejagt hätten, unerschütterlich bei ihm ausharrte. Ich hebe aus den verlebten Jahren nur einige Momente hervor. Ich selbst betrachtete mich nach jenem Brief meines Vaters wie abgeschnitten von der Welt, und was ich für meine Person allein litt oder that, dagegen

verhielt ich mich stumpf, willenlos und wie im Traum. Als mich Liborius zum erstenmal in ein bis dahin mir verschlossenes Kabinet führte, wo er chemische Apparate bewahrte und mich dieselben in Ordnung halten lehrte, mußte ich an den Professor denken, bei dem ich gewohnt, und was er mir von seinem Schüler erzählt hatte, und plötzlich schien sich mir ein ganzes verbrecherisches Gewebe zu enthüllen. Konnte nicht Liborius meinen Aufenthalt in Bonn ausgeforscht und meinen Diener Loup erkauft haben, um die genaueste Mittheilung über Francesco's Ankunft zu erhalten und den Mörder rechtzeitig zu bestellen? Hatte Liborius vielleicht die Sympathie des deutsch-patriotischen Professors dadurch gewonnen, daß er ihm gestanden, es handle sich darum einen der gefährlichsten französischen Spione bei Seite zu schaffen? Liborius bestritt auf das eifrigste, daß in diesem Zusammenflechten von Umständen die geringste Wahrheit enthalten wäre, und nachdem er mir gezeigt, daß er seinem Wunsch nach einer Haushälterin öffentlich bekannt gemacht hatte, leugnete er von Loup oder seinem Briefe an mich etwas zu wissen. Bald gab ich den nutzlosen Streit auf, den ich niemals zu einem klaren Ergebniß hätte bringen können.

Immer mehr in der Gewalt dieses Mannes

lernte ich nach und nach seiner Lebensweise und seinem Charakter Genüge thun, hauptsächlich durch die größte Sparsamkeit. Denn Liborius ist geldgierig im höchsten Grade und in der That im Besitz bedeutender Reichthümer, die theils ererbt und theils erworben sind, obgleich ich von der Natur seiner Geschäfte mir keinen Begriff machen kann. Ich möchte ihn trotzdem nicht geradezu geizig nennen, nur haßt er überflüssige Ausgaben, und da er selbst bedürfnißlos bis zum Cynismus ist, so gibt es wenige Dinge, die ihm nicht überflüssig schienen. Meinen Wünschen hat er sich niemals hart verschlossen, und da diese ausschließlich Dir galten, so hat er dem Unterricht, den ich Dir ertheilen ließ, nichts in den Weg gelegt.

Indessen bemerkte ich nach längerer Zeit noch einen anderen Umstand, der mir die Mittheilungen des Professors ins Gedächtniß rief. Liborius hatte sich wirklich nur aus dem Grunde mit der wissenschaftlichen Erforschung von Stoffen und Naturkräften abgegeben, um sie zu abergläubischen Versuchen magischer oder alchymistischer Art zu mißbrauchen. Ich mußte entdecken, daß er an dem Wahnsinn festhielt, Blut aus dem Herzen eines noch nicht zehnjährigen Kindes könnte ihm übernatürliche Dienste leisten. Er besuchte Kranken-

häuser, er begab sich zu armen Leuten, denen Kinder im Sterben lagen, ohne recht zu wissen, wie er sein Vorhaben ausführen sollte. Als ich zufällig hinter sein Trachten kam, war ich von Empörung und Entsetzen so erfüllt, daß ich ihn augenblicklich verlassen und die Aufsicht der Behörden auf ihn lenken wollte. Ich bekam bei dem Gedanken, daß Du, geliebtes Kind, in der Nähe dieses heimlichen Vampyrs lebtest, dieselben Krämpfe, wie nach dem Tode Francesco's. Zum Glück warst Du, als ich diese Manie bei ihm errieth, bereits zwölf Jahre alt und hattest von diesem gräßlichen Wahnsinn nichts mehr zu fürchten. Gegen seinen Schwur, daß er so entsetzlichen Vorstellungen nicht mehr nachhängen werde, gab ich ihm den meinen, die Sache zu vergessen oder wenigstens nichts davon über meine Lippen zu bringen. Indessen soll nach meinem Tode Dir dieses Geheimniß nicht verborgen bleiben, vielleicht dient es Dir als Waffe gegen den Mann, wenn Du bis dahin nicht völlig von ihm losgetrennt bist. Mir hat es als Waffe gedient, als er roh, schamlos und entmenscht genug war, später seine Augen auf die herangeblühte Jungfrau zu werfen, auf meine Tochter. Du weißt, daß eine Drohung hinreichte Dich für immer vor ihm zu schützen und alle die Maßregeln aus-

zuführen, die Du zu Deiner Sicherheit nöthig hieltest. Ist er in seinen Gedanken und Intentionen ein Schrecken und ein Ungeheuer, so ist er in Wirklichkeit feig und schwach — das hat mich vermocht trotz alledem bei ihm auszuhalten, um ihm, wenn der Augenblick gekommen, Dein kleines Vermögen aus den Händen zu nehmen, das ihm durch einen Act von Feindschaft oder wenn ich mich von ihm trennen würde, niemals zu entreißen wäre.

Du hast hier das offene Bekenntniß meines Lebens, es wird Dich gegen die Lügen waffnen, die Dir Liborius nach meinem Tode vorspiegeln könnte. Er ahnt nichts von dem Vorhandensein einer solchen Schrift, und ich werde Sorge tragen, sie in solche Hände niederzulegen, die sie Dir, wenn ich nicht mehr bin, sicher überliefern.

Nachschrift vom Oktober 1830.

Gott ist gerecht! Und seine Strafe schmettert das Haupt des Schuldigen um so sicherer nieder, je später sie es trifft. Du selbst warst dazu ausersehen, mir mein Verbrechen in einem Bilde voll schreckensvoller Wahrheit vor Augen zu führen. Ich fühle, daß ich dies nicht um so viele Tage überleben werde, als nöthig wäre, um für Deine Zukunft so weit zu sorgen, daß Du nicht als eine gänzlich schutzlose Weise zurückbliebst. Es geht mit mir zu

Ende und ich kann Dir keinen Rath ertheilen. Ich habe den Mann in jenem Sengelberg wieder erkannt, der damals im Hause meines Vaters erschien, ohne Zweifel ist er derselbe Mann, von dessen Hand Dein Vater fiel. Ich sterbe trostlos, weil ich nicht weiß, was Dein Schicksal sein wird. Halte Dich an Kosert, der Dir diese Schrift überliefern wird. Er muß Dir als der beste Freund gelten, weil er Dein einziger ist in der kalten fremden Welt, in der Du zurückbleibst.

Der stille Wolf an Leopold Sengelberg.

(Mit Umarbeitung des fehlerhaft geschriebenen Originals.)

Eperies, 15. Oktober 1830.

Euer Wohlgeboren! Mein eigentlicher Name, womit ich diesen Brief unterzeichne, wird Ihnen unbekannt sein. Hingegen sagt Ihnen der Spitzname, unter dem ich in Wien allgemein bekannt bin, „der stille Wolf", sogleich mit wem Sie es zu thun haben. Werfen Sie diesen Brief nicht mit Verachtung weg, weil Sie jetzt wissen, daß er von einem jener Menschen geschrieben ist, die man in Wien Vertraute nennt. Im März dieses Jahres, als die

große Ueberschwemmung die ganze Leopoldstadt unter Wasser setzte, haben Sie zu jenen Menschenfreunden gehört, welche mit Gefahr des eigenen Lebens die von der ärmsten Bevölkerung bewohnten Straßen in Kähnen durchfuhren, um bedrängten Familien Hilfe, Rettung und Unterstützung mit Geld und Proviant zu bringen. Unter den Weibern und Kindern, die Ihnen damals die Befreiung aus Noth und Tod zu danken hatten, waren auch, ohne daß Sie es wußten, mein Weib und meine Kinder. Ich befand mich damals in Tyrnau, in Ungarn, in Geschäften eines Mannes, der Ihnen nicht unbekannt ist, obgleich Sie von seiner mehrjährigen Anwesenheit in Wien vermuthlich keine Kenntniß erhalten haben. Es ist unmöglich, daß sie den Herrn Liborius Knorrn vergessen haben, der Sie im Jahre 1810 nach Bonn am Rhein kommen ließ und Ihnen Gelegenheit gab den Abenteurer Valmacini zu erstechen. Ma foi! es war ein ehrliches Duell und Sie haben sich weder des Kampfes noch bei der Schlechtigkeit jenes Subjects des Sieges zu schämen.

Es gibt indessen Gesetze, Landesgebräuche, denen auch das rechtschaffenste Duell nicht recht ist. Sie haben es damals freilich sehr klug angestellt, einer Entdeckung vorzubeugen. Ihre Flucht

gelang und der falsche Name, unter dem Sie in Danzig sowie in Bonn auftraten, ist Ihnen niemals vor Herrn Knorrn oder vor mir aus Unvorsichtigkeit entfallen. Auch sind seitdem zwanzig Jahre verflossen, die Sache ist vielleicht durch Verjährung davor geschützt, als Verbrechen angesehen zu werden. Endlich hat sich in der langen Zeit Ihr Aeußeres so sehr verändert, daß Sie keck leugnen könnten eine und dieselbe Person mit dem Gegner des Italieners zu sein. Ich aber habe Sie trotz alledem in Wien wieder erkannt, noch bevor mir der verkrümmte Daumen an Ihrer rechten Hand von einem bestandenen Zweikampf erzählte, wenn ich in Gast- und Kaffeehäusern in ihrer Nähe sitzend Sie scharf beobachtete.

Sie peinigen in diesem Augenblicke ihr Gedächtniß, um mich darin zu finden. Ich komme Ihnen zu Hilfe. Ich war es, der damals von Herrn Knorrn erkauft wurde, um ihm die genauen Angaben über die Ankunft Valmacini's zu machen, bei dessen Maitresse ich bedienstet war. Nach dem blutigen Ereigniß stellte ich mich gänzlich zur Verfügung jenes Mannes, der mich in seinen Geschäften nach Wien schickte. Hier gefiel es mir und hier blieb ich, nachdem ich auch auf Empfehlung meines Gönners ein Amt gefunden, zu dem ich mich schon

in meiner Heimat, im Elsaß, vorbereitet hatte. Die Leute, sowohl die mich brauchen als die mich fürchten, kennen mich nur unter dem Namen „der stille Wolf", von dem Sie gewiß auch schon gehört haben. Ich heiße aber eigentlich Loup.

Als ich Sie wieder erkannte, behielt ich diese Entdeckung für mich. Ich wußte vorerst nicht, was die Anzeige mir nützen könnte und darum verschwieg ich es selbst Herrn Knorrn, als er vor einigen Jahren nach Wien kam, daß ich Sie wiedergesehen, und welchen Namen Sie wirklich führen. Warum sollte er den Nutzen, den die Anzeige vielleicht haben konnte, mit mir theilen oder mir gar wegnehmen? Indessen kam ich lange nicht dazu einen Rechtsgelehrten um den polizeilichen Werth dieses Falles zu fragen, denn ich wurde von meinem Gönner sehr bald wieder zu vortheilhaften Diensten verwendet, wie ich denn niemals ganz aufgehört habe für ihn thätig zu sein. Ich diente ihm als Schreiber, Geschäftsvermittler und besonders verwendet er mich jetzt häufig dazu, an seiner Stelle nach Ungarn zu reisen und mit den Cavalieren zu unterhandeln, die ihm Geld schuldig sind. Von einer solchen Reise kehrte ich im verflossenen Sommer zurück, als ich von meinem Weibe hörte, welche Wohlthat Sie ihr und den Kindern erwiesen

haben. Ich bin gerne dankbar, wenn es mich keine Opfer kostet, denn ich bin trotz meiner vielen Beschäftigungen nur ein armer Mann. Von mir aus sind Sie sicher, daß Ihre That in Bonn den Behörden nicht angezeigt werden wird, so lange mir nicht ein ganz außerordentlicher Vortheil dadurch in Aussicht steht, was ich aber bezweifeln muß, da man nach so langer Zeit und nach so ungeheuren politischen Veränderungen das Gras, das seitdem über die Geschichte gewachsen ist, gerne wird weiter wachsen lassen. Indessen hat mir der Zufall noch einen anderen Weg eröffnet, Ihnen einen Gefallen erweisen zu können, und das ist eben der Zweck des Schreibebriefes, den ich von hier aus an Sie richte.

Nachdem ich Sie in Wien wieder erkannt hatte, war es mir ein Leichtes mich über Ihre Verhältnisse, Ihre Lebensweise und Ihren Umgang auf das Genaueste zu unterrichten. Ich weiß, daß Sie die Vormundschaft über den jungen Alfred Melassy führten, der sich seit seiner Mündigkeit in Paris befindet. Ich weiß, daß Sie ihn zärtlich lieben wie einen eigenen Sohn, weil er der Sohn jener Frau ist, die Sie an dem schlechten Menschen, an dem Valmacini, so blutig gerächt haben. Die Schicksale dieser Frau und den Antheil, den Sie

an ihr genommen hatten, erfuhr ich aber erst hier in Eperies, wo sie einen großen Theil ihres Lebens verbrachte. Die Fäden, die mir bei meinen Nachforschungen in die Hände fielen, leiteten mich zu einer Entdeckung, die Ihnen nützlich sein kann. Liborius Knorrn hat nur mehr einen einzigen lebenden Verwandten und dieser kann, wenn Liborius ohne Testament versterben sollte, das ganze beträchtliche Vermögen desselben ohne weiteres in Besitz nehmen. Dieser einzige Blutsverwandte des reichen Mannes ist kein anderer als Alfred Melassy, Ihr geliebter Schützling, der von diesem Umstand ebensowenig wie Sie bisher die geringste Ahnung gehabt zu haben scheint.

Alfreds Mutter hatte ebenfalls nichts davon gewußt, daß ihr ein Verwandter lebte, sonst hätte sie es ihrem Sohne nicht verschwiegen, den sie mit so geringem Erbtheil unter Ihrem freundschaftlichem Schutz in der Welt zurückließ. Auch Liborius denkt schwerlich daran, daß sein Blut noch in den Adern eines anderen Menschen fließt. Selbst als Sie auf seine Veranlassung nach Danzig kamen, war es nicht, weil er etwas von der Existenz der Mutter Alfred's vermuthet hätte. Er schloß nur aus einer unbedachten Aeußerung Valmacini's, der sich damals d'Anguerre nannte, daß dieser Bekanntschaften in

Eperies haben müsse. Knorrn schrieb nun, um etwas von der Vergangenheit seines Nebenbuhlers zu erfahren, an einen Geschäftsfreund, der in der Schilderung den französischen Agenten Valmacini erkannte, und Ihnen, dem Freunde der verrathenen und betrogenen Frau, davon Nachricht gab. In Danzig versprach Ihnen Knorrn nach dem Aufenthalt des Geflüchteten zu forschen und Ihnen von dem Resultat Nachricht zu geben. Er hat Wort gehalten, wie Sie nur zu gut wissen, und ich erwähne dies nur, um Ihnen zu zeigen wie gut ich von allem unterrichtet bin.

Knorrn war in Bonn als sein Vater starb; er erhielt die Nachricht zur nämlichen Zeit, da Sie Ihr Rachewerk vollbrachten. Der Erbe hatte nicht Lust mit dem Vermögen des Vaters auch dessen weitläufiges Geschäft zu übernehmen. Darum verkaufte er seinen Antheil am Geschäft an den Compagnon, zog sein Geld heraus und sendete mich zur letzten Schlichtung der ganzen Angelegenheit nach Wien. Den Neigungen Knorrns entsprach es weit mehr, sein Geld durch mehr verborgene Manipulationen, als es die eines großen Handelshauses sind, besonders durch Darlehen gegen starke, starke Zinsen zu vermehren. Dazu hatte er damals in der Rheinprovinz vielfache Gelegenheit und zog

aus allen Veränderungen durch Krieg und Frieden Vortheil. Später fand er es ergiebiger seine Kapitalien nach Oesterreich zu lenken, und ich vermittelte ihm viele Geschäfte mit Cavalieren, namentlich in Ungarn. Endlich zog er, um dem Schauplatze seiner Thätigkeit näher zu sein, selbst nach Wien. In diesem Augenblicke ist er nahe daran, von einem ansehnlichen Gut in Ungarn Besitz zu ergreifen. Ich bin zu diesem Zwecke hier.

Die Nachforschungen in dieser Angelegenheit brachten mir ganz zufällig und nebensächlich die Belegstücke vor Augen, aus denen die Verwandtschaft zwischen Liborius Knorrn und Alfred Melassy sich ergibt. Es würde Ihrem Schützling wenig Mühe machen, sich diese Belege selbst zu verschaffen, aber ist es denkbar, daß ein Mann wie Knorrn über seinen großen Reichthum nicht letztwillig und wer weiß zu welchem Zwecke verfügen sollte? In diesem Falle nützt dem jungen Melassy die Verwandtschaft nichts, die nicht so nahe ist, daß sie ihm auf einen Pflichttheil Anspruch geben würde. Sie mögen daher entscheiden, ob es nicht vortheilhaft wäre, Alfred schon jetzt mit seinem Verwandten in Verbindung zu bringen. Vielleicht gewinnen sie Vertrauen zu einander, und dies könnte für den jungen Mann so günstige Folgen

haben, daß Sie gewiß eingestehen würden, wie die Dankbarkeit, die ich Ihnen durch dieses Schreiben zu erweisen suchte, keine zu geringfügige ist für den Dienst, den Sie mir und meiner Familie geleistet haben. Ich bin u. s. w. Loup.

Der Schauspieler Kosert an Sengelberg.

Wien, 31. Oktober 1830.

Mit der Aufführung Ihres Stückes, lieber Freund, ist es vor der Hand wieder — Essig, wie man bei mir zu Hause in Preußen sagt. Helene Landerer wird zwar wahrscheinlich, wenn sie einmal den plötzlichen Verlust ihrer Mutter verschmerzt haben wird, zum Theater gehen müssen, weil ihr wohl kein näheres Mittel bleiben wird, ihr Leben zu fristen, aber nicht einmal um den Preis ihres Lebens wird sie jemals dahin zu bringen sein, die „Auguste" in Ihrem Stück zu spielen. Sie sagt, daß Sie den Grund dieser Weigerung einsehen und billigen werden, so bald Sie erfahren, daß ihr jetzt, nach dem Tode ihrer Mutter, die Vergangenheit derselben nicht mehr unbekannt ist.

Außerdem habe ich Ihnen zu sagen, daß Helene Ihren Besuch wünscht, um Aufschlüsse von Ihnen zu erhalten, die nur Sie ihr geben können, wie

Sie meint. Sie wohnte bisher in dem Hause eines Herrn Liborius Knorrn. Gleich nach dem Begräbniß ihrer Mutter hatte sie eine Unterredung mit diesem Herrn und die Folge war, daß sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammenpackte und mit mir, der ich das Ende der Unterredung in ihrem Zimmer abgewartet hatte, das Haus verließ. Vorläufig räumt ihr meine Frau ein Plätzchen in unserem engen Quartier ein. Sie wissen also, wo Sie Helene aufzusuchen haben. Ich schreibe Ihnen dies alles, da Sie um die Zeit, die ich heute zu einem Besuche frei hätte, nicht zu Hause zu treffen wären. Wenn Sie im Stande und geneigt sein sollten dem schönen und talentvollen Mädchen ausreichenden Trost zu spenden, so würde ich Ihnen versprechen, mich so eilig als möglich nach einer neuen Schauspielerin für Ihre „Auguste“ umzusehen. Rechnen Sie auf den Eifer und das Finderglück Ihres alten Freundes Kosert.

Aus Sengelbergs Tagebuch.

Wien, 3. November 1830.

Mit einem seltsamen Gemisch von Empfindungen schlenderte ich heute Vormittag auf die Wieden hinaus, um meiner treulosen Bühnenheldin

Helene Landerer einen gewünschten Besuch zu machen, in der Wohnung Koserts. Ich konnte mir nicht vorstellen, was sie von mir wollte, aber es mußte etwas Wichtiges sein, dachte ich, wenn sie es über sich gewann den Mann in ihre Nähe zu bescheiden, der so viel Leid über sie und ihre Mutter gebracht hat. Jedenfalls keine angenehme Aufgabe für mich, dem Opfer meiner Thaten Rede stehen zu müssen, wie wenig ich mir auch einer Schuld dabei bewußt bin! Andererseits aber dünkte es mich eine willkommene Sache mit dem Mädchen anknüpfen zu können. Denn aus dem Billet Koserts entnahm ich, daß sie irgendwelche Beziehungen zu jenem Liborius Knorrn hat, der mich 1811 auf die Spur Valmacini's brachte und wo möglich noch ein schändlicherer und gewiß feigerer Spitzbube ist, als dieser Italiener war. Ich möchte nicht unmittelbar mit ihm zu thun haben, und doch ist es mir wichtig, den Wink zu benützen, den mir der stille Wolf in einem Schreiben aus Eperies gab. Ich hoffte das Mädchen werde mir Mittel und Wege zur Erreichung meiner Absicht anzugeben wissen, da sie ja, wie mir Kosert vor längerer Zeit sagte, Alfred bereits kennt und Interesse an ihm nimmt oder genommen hat. Und ihre Mutter konnte sich entschließen mit jenem Knorrn zu leben,

der ihren Geliebten mir, dem Rächer, in die Hände lieferte!

Ich fand die Züge Helenens sehr bleich und verstört, aber indem sie mich empfing, zwang sie sich zu einer ruhigen Gemessenheit, als ob sie mich nicht würdigen wollte, Zeuge ihres Schmerzes zu sein.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen", sagte sie, als ich ihr gegenüber saß, „obgleich ich es hätte vermeiden sollen den Mann zu sprechen, an dessen Hand das Blut meines Vaters klebt. Allein Uebertreibung wäre es, wollte ich das Gefühl für einen Vater, den ich verlor, eh ich ein Bewußtsein hatte, bis zu dem Punkte steigern, um mir die Aufklärung zu versagen, die nur Sie mir ertheilen können."

Ich schwieg. Zum ersten Male stand ich einem lebendigen Menschen gegenüber, der mir geradezu sagte, daß ich getödtet habe. Aus dem Brief des stillen Wolf entnahm ich bereits, daß die That nicht vergessen schlummert, und so wenig ich Besorgnisse hege, noch einer Verantwortung dafür ausgesetzt werden zu können, ist es mir doch gar nicht genehm, so offen davon sprechen zu hören, und noch minder, mich vor Jedermann offen zu dem Geschehenen zu bekennen. Indessen liegt in den

Zügen dieses Mädchens eine charaktervolle Hoheit, die jede Furcht vor einem Mißbrauch des Vertrauens ausschließt. Dennoch wollte ich erst wissen, was sie von mir begehrte, ehe ich ihre Behauptung unumwunden zugab. Ich sagte demnach:

„Was kann Sie berechtigen, mich für den Mann zu halten, der einen blutigen Handel mit Ihrem Vater ausfocht? Und wenn dem so wäre, was kann Sie berechtigen zu glauben, daß ich es Ihnen eingestehen werde?"

„Die Bekenntnisse meiner Mutter, erwiederte sie, von ihr selbst niedergeschrieben und mir nach ihrem Tode von Kosert eingehändigt, lassen mir keinen Zweifel darüber, daß der Verfasser des Schauspiels, das meiner Mutter den Todesstoß gab, dieselbe Person ist mit dem Manne, der ihr auch das Glück ihres Lebens raubte. Ich möchte Aufschluß, was Sie dazu getrieben hat, um daraus die Daten zur Lebensgeschichte meines Vaters zu entnehmen, die mir noch fehlen. Vielleicht kann ich meine fernere Existenz an das anknüpfen, was ich von der Herkunft und den Verhältnissen meines Vaters erfahre."

„Und ist das nicht schon in den Bekenntnissen Ihrer Mutter niedergelegt?" fragte ich.

Sie verneinte mit der Versicherung, daß Valmacini in der kurzen Zeit, die es ihm vergönnt war mit seiner entführten Geliebten zu leben, ihr keine Geständnisse über seine Vergangenheit gemacht hätte.

Ich besann mich und blickte dabei in das fest auf mich gerichtete schöne Auge. „Gut, sagte ich endlich, Sie sollen Alles wissen, so weit meine eigene Kenntniß reicht. Glauben Sie mir jedoch, daß Ihr Zartgefühl mir Dank sagen wird, wenn ich Ihnen nicht mündlich vortrage was sich mit Valmacini vor der Begegnung mit Ihrer Mutter ereignete. Sind Sie einverstanden, daß ich Ihnen diese Mittheilung schriftlich mache?"

Sie gab ihre Einwilligung mit einer stummen Geberde und ich fuhr fort: „Meiner eigenen Tochter, wenn ich das Glück hätte Vater zu sein, könnte ich kein größeres Zeichen von Vertrauen geben, als durch Enthüllung dieser Verhältnisse, die besser für immer verborgen blieben. Wenn ich mich dazu herbeilasse, so geschieht es, aufrichtig gestanden, nicht ausschließlich wegen der Sympathie, die Ihre Persönlichkeit, mein Fräulein, mir einflößt. Ich habe einen eigennützigen Grund dabei, ich hoffe nämlich Sie dadurch günstig zu stimmen für eine

Bitte, die nur Sie mir gewähren können, sei es in Form eines Rathes oder einer Vermittlung."

„Ich! mein Herr!" rief sie ganz erstaunt.

„Es ist mir von ungemeiner Wichtigkeit, entgegnete ich, Herrn Liborius Knorrn, mit dem Sie, wie ich höre nahe bekannt sind, eine Thatsache zur Kenntniß zu bringen, ohne daß ich deßhalb selbst mit ihm zu thun haben möchte."

„Ich denke wie Sie," unterbrach sie mich, „ich möchte ebenfalls mit diesem Herrn nichts mehr zu thun haben."

Ich war sehr betroffen über diese Aeußerung und verhehlte es ihr nicht. „Es handelt sich hier nicht blos darum, sagte ich, ihm Anzeige zu machen, daß ihm ein Blutverwandter lebt, das könnte brieflich geschehen. Die Aufgabe wäre vielmehr, auf das ohne Zweifel sehr eingeschrumpfte Gemüth des Geldmannes so weit einzuwirken, daß es sich der natürlichen Liebenswürdigkeit des jungen Verwandten freundlich anschließe. Dadurch könnte eine Basis gewonnen werden für das Lebensglück eines Jünglings, den ich, obgleich ich nicht durch das Blut mit ihm verbunden bin, wie einen Sohn liebe. Wenn ich nicht irre, so ist Ihnen seine Person bekannt, er nennt sich Alfred Melassy und hält sich gegenwärtig in Paris auf."

Eine hohe Röthe, bis an die Schläfen reichend, übergoß mit eins das bis dahin blasse Gesicht des jungen Mädchens. Sie ließ die Fußspitze, die der Saum ihres Kleides bisher bedeckt hatte, hervortreten und richtete ihr Auge darauf, als ob sie eine äußere Ursache gewünscht hätte es gesenkt zu halten.

Plötzlich gewannen ihre Züge einen anderen Ausdruck.

„Urtheilen Sie selbst," rief sie lebhaft, „ob ich mich diesem Knorrn jemals wieder nähern kann. Als meine theure Mutter zur Erde bestattet war, fand ich es nicht mehr schicklich in seiner Wohnung oder auch nur unter seiner Autorität zu bleiben. Ich fragte ihn demnach was er mit mir zu thun gedenke und ob er nicht, wenn ich mich bei einer ehrenwerthen Familie einquatiere, geneigt wäre für meine Subsistenz zu sorgen und zwar mittelst jener Summe, die das Erbtheil meiner Mutter, längst für mich bestimmt und in seiner Verwaltung ist. Auf einem Zettel, der den Bekenntnissen meiner Mutter beilag, hat sie mir den Umfang der Summe genau specificirt, und sie würde bei meinem bescheidenen Lebensgewohnheiten hinreichen, mich vor Mangel zu schützen. Leider ist meine Mutter zu diesem kleinen Vermögen unter Umständen gekom-

men, die es gänzlich von dem Belieben Knorrns abhängig machen, ob er mir meinen Besitz ausfolgen will, ohne daß ich ihn rechtlich dazu zwingen könnte. Das benützte er, um mir zu sagen, daß, wenn ich nicht bei ihm bleiben wolle, er mein Recht auf dieses Geld niemals anerkennen, meine Forderung niemals auch nur anhören werde. Darauf blieb mir nichts anderes übrig als zu scheiden, doch rief er mich zurück, um mir zu sagen, daß er mich mit seinem Wunsche, ich möchte ihn nicht verlassen, nicht in eine falsche oder entehrende Stellung bringen wolle, sondern daß er bereit wäre mich zu seinem rechtmäßigen Weibe zu machen! Ach, mein Herr! Sie wissen nicht, Sie können nicht wissen, was in diesem Antrag Schreckliches und Empörendes liegt. Es sei Ihnen genug, wenn ich Ihnen sage, daß auch unabhängig von der mir verhaßten Persönlichkeit Knorrns, ja selbst wenn ich das Unglück hätte diesen Menschen zu lieben wie ich ihn hasse, der Vorschlag noch immer ein solcher wäre, um mich bei dem bloßen Gedanken daran mit dem höchsten Abscheu zu erfüllen."

Helene barg wie von einem Schauder ergriffen das Gesicht in ihren Händen. Ich verstand sie indem ich an ihre Mutter dachte.

Ich ließ mir indessen von diesem Verständniß nichts merken. Es gibt Lagen, in denen es für alle Theile vortheilhaft ist, eine noch so egoistische Absicht ohne Scheu geltend zu machen, wäre es auch nur, um alle Hindernisse, die sich ihr entgegensetzen, vollkommen genau kennen zu lernen. Darum antwortete ich auf die Rede Helenens gelassen:

„Ihre Erklärung sagt mir vor allem, wie mächtig Ihr Einfluß auf den Mann sein könnte, der hinwider die Macht hat, meinem jungen Freunde eine Zukunft voll Glanz und Freude aufzuthun. Denn Alfred gehört zu jenen glücklichen Menschen, die, um dies Beiwort führen zu können, nichts weiter als Geld brauchen. Es gibt Wenige, von denen man dies sagen kann, wenn auch die Meisten den Irrthum hegen, daß sie nur Geld bedürften, um sich das Leben schön und zu völliger Zufriedenheit zu gestalten. Unter Tausenden hat kaum Einer die poetische Natur, die dazu gehörte. Das Glück ist nichts, was sich jedem durch Erfüllung seiner Wünsche schaffen ließe; das Glück ist ein Kunstwerk, das zwar ohne Werkzeuge nicht hergestellt werden kann, aber die Werkzeuge, selbst wenn man darunter das Geld verstehen muß, sind noch immer häufiger als der Künstler. Ein solcher ist Alfred; mit seiner Redensart „man lebt nur ein-

mal" drückt er den holden Leichtsinn aus, der das Leben nicht ernster nimmt, als es verdient, aber nichts frivol behandelt, was über das kurze individuelle Leben hinausreicht, nämlich die Ideen des Guten, Schönen, Rechten, die ein immerwährendes Gemeingut der Menschheit sind."

„Ja in dem, was er für Recht hält, kann er streng sein bis zum Unrecht", unterbrach mich Helene, die mir mit großem Antheil zugehört hatte. „Und Sie wissen, wie es ihm jetzt geht in Paris?" fragte sie.

„Ich weiß nicht viel von seinem Leben und Treiben dort", entgegnete ich, „doch sind wir übereingekommen, daß er mir schreibe, wenn ihm das Geringste zustößt, und dafür sorge, daß mir geschrieben werde, wenn er in eine Lage kommen sollte, es nicht selbst thun zu können. So weiß ich denn, obgleich wir nicht regelmäßig Briefe wechseln, daß er am Leben und gesund ist. Ob er nicht vielleicht ein wenig mit Noth und Entbehrung zu kämpfen hat, kann ich nicht bestimmen. Aber selbst wenn er sich eine Stellung errungen haben sollte, wird sie nicht von großer Bedeutung sein, denn ein Glücksfall gehört zu den Dingen, die er mir mittheilen würde. Wie bedaure ich es aber, daß er mit seinem Geist und seiner schwungvollen

Natur dazu berufen sein soll, wie unzählige Andere dem Leben nichts weiter abzuringen, als das materielle Leben. Und dies in einem Verhältniß, von dem ich jetzt erst Kunde erhielt, als der einzige lebende Verwandte eines steinreichen Mannes, der nichts von ihm weiß und vielleicht nur aus diesem Grunde zu Gunsten Anderer über sein Vermögen verfügen wird. Ach, mein Fräulein, Sie würden vielleicht meine Absichten für Alfred bei Knorrn unterstützen, wenn Sie eine Ahnung hätten, daß schon seit Ihrer Geburt eine gewisse, wenn auch nur entfernte Beziehung zwischen Ihnen und diesem jungen Manne besteht. Doch darüber kann erst die schriftliche Mittheilung Sie ins Klare setzen, die ich Ihnen versprach."

Sie sah mich eine Weile prüfend an, dann sagte sie: „Wenn ich Sie so warm von einem Menschen und für ihn sprechen höre, an dem Sie kein anderes Interesse als das der Freundschaft haben, so will ein Verdacht gänzlich verschwinden, den mir die Umstände aufdrängten. Und doch konnte ich ihn auch schon früher mit der Erinnerung an Ihre Persönlichkeit nicht vereinigen, sonst würde ich es nicht ertragen haben, Sie wiederzusehen. Wenn man ein Dichter ist und wenn man ein so gutes Herz beweist, wie Sie in diesem

Augenblicke, ist man dann eines so raffinirt boshaften Streiches fähig, wie Sie ihn meiner armen Mutter mit der Probe Ihres Stückes zu spielen schienen?"

„Wie, Sie glauben doch nicht, rief ich fast mit Entsetzen, daß ich von der Anwesenheit jener unglücklichen Auguste in Wien oder daß sie überhaupt noch in der Welt existirte, auch nur das Mindeste geahnt hätte und daß nicht alles ein böser Zufall war! Die Bekenntnisse, die Sie von mir erwarten, werden Ihnen zeigen, daß ich nicht die geringste Ursache gehabt hätte, der beklagenswerthen Frau ein Leid zuzufügen."

„Ich bin begierig auf diese Bekenntnisse," sagte sie mit einer Miene, die mir verrieth, daß sie jetzt schon an meine Unschuld in diesem Punkte glaubte; „aber erklären Sie mir noch dies: wenn Ihnen jetzt erst Jemand die Verwandtschaft zwischen Alfred und Liborius enthüllte, kann nicht dieselbe Person auch die Bekanntschaft der beiden Männer vermitteln?"

Ich lachte, indem ich ihr sagte, von welchem niederen Subjekt die Anzeige ausging und daß Knorrn, wenn ihm sein Verwandter auf solchem Wege vorgeführt würde, nicht mit Unrecht seine Thüre für immer vor ihm verschließen würde. Als

sie aber den eigentlichen Namen des stillen Wolf, den Namen Loup vernahm, fuhr sie empor wie von einer Viper gestochen. Trotzdem war es ihr eine Neuigkeit, als ich ihr erzählte, daß dieser Loup dem Knorrn als heimliches Factotum dient, und sie nahm die Nachricht mit einer Miene des Triumphes auf. Ich hörte nun, daß sie einen Brief dieses Loup in den Papieren ihrer Mutter fand und daß die Schrift und Incorrectheit des Schreibens sich in einem anonymen Brief wiederfanden, den Alfred kurz vor seiner Abreise erhielt, in einem Brief, der zu dem Zwecke geschrieben war, Helene in schändlicher Art zu verläumden.

„Es liegt nun am Tage, was ich gleich geahnt hatte, sagte sie, Liborius ist der Urheber der Infamie, und sein späterer verabscheuungswürdiger Heiratsantrag stimmt ganz zu der Absicht, Jedermann von mir zu entfernen, der sich mir freundlich näherte."

„Nun wohl! sprach ich mit Betrübniß, ich werde auf den schönen Plan verzichten müssen, Alfred mit Ihrer Hilfe glücklich zu machen, da Sie stets neuen Grund finden, den Mann immer mehr zu fliehen, dem Sie meinen Schützling entgegenführen sollen."

„Es ist mir jedenfalls sehr viel daran gelegen, erwiederte sie, daß Alfred den wahren Zusammenhang des elenden Streiches mit dem Briefe erfahre, den er arg auf sich wirken ließ. Da er es aber wohl nicht der Mühe werth fände, wenn ihm aus dieser Ursache allein nach Paris geschrieben würde, so will ich darauf sinnen, ob ihm nicht auch etwas zu melden wäre, was ihn näher angeht. Senden Sie mir die versprochenen Aufschlüsse, mein Herr, dann mögen Sie Ihr ferneres Verfahren nach der Antwort einrichten, die ich Ihnen zu ertheilen im Stande sein werde."

So endete diese Unterredung und ich will morgen schon in die entschwundenen Tage zurück- und in mein eigenes Herz niedersteigen, um die alte Geschichte aufzuschreiben. Die Thatsachen haben ein zäheres Leben als die Menschen.

Sengelberg an Helene Landerer.

Wien, 4. November 1830.

Sie wollen nicht mein eigenes Leben kennen lernen, mein Fräulein, ich werde somit von meinen Schicksalen nur erzählen, was unumgänglich nothwendig ist. Darum stelle ich mich Ihnen zuerst in meinem 32sten Jahre vor, als Soldat, der es

in den österreichischen Feldzügen von 1809 zum Offizier gebracht hatte, und als diese Kämpfe vorüber waren und neue nicht sobald in Aussicht standen, quittirte, theils um eine Wunde zu pflegen, theils um ein inzwischen angetretenes ziemlich bedeutendes Erbe unabhängig vom Garnisonsdienste zu genießen.

Ungarn hatte verhältnißmäßig am wenigsten durch den beendeten Krieg gelitten, und unmittelbar nicht davon berührt, hatte das Leben in seinen Städten und auf seinen Herrensitzen keine betrübende Veränderung erfahren. Land und Leute waren mir durch frühere Bekanntschaft lieb geworden, und so wählte ich Ungarn zum Schauplatz meiner Freiheit und meiner Lebensgenüsse, die Temperament und Geldmittel mir leicht zugänglich machten.

In einer furchtbar kalten Nacht des Winters von 1809 auf 1810 gab ein mir befreundeter reicher Edelmann ein Fest auf seinem Schlosse, das in der Nähe eines kleinen Dorfes Namens Bárcza gelegen ungefähr zwei Stunden von einer größeren Stadt entfernt war. Die Gäste kamen schon bei Tage aus allen vier Weltgegenden auf mehr oder minder prachtvollen Schlitten. Das kalte, sonnige und stille Wetter machte die Fahrt mit den feurigen

Pferden über die unendlichen Schneeflächen zu einem ausgezeichneten Vergnügen. Erst des Abends, als bereits die Geladenen sämmtlich in den hellerleichteten Sälen zu Tanz und Spiel vereinigt waren, ging ein stürmisches Schneegestöber los, auf dessen Brausen aber unter dem Geräusch der Fröhlichen und unter den Klängen der Musik Niemand im Schlosse achtete. Nur der vorsorgliche Wirth hatte Anstalt getroffen, alle seine Gäste theils im Schlosse, theils im Dorfe bequem unterbringen zu können, wenn das Wetter sie hindern sollte, nach beendetem Feste den Heimweg einzuschlagen.

Unter den zahlreichen Frauenschönheiten, die dem reichentfalteten Luxus erst seine bezaubernde Wirkung gaben, gefiel mir keine so sehr als eine jugendliche Gestalt, vielleicht die einzige von allen Anwesenden, die blondes Haar hatte, und von so mädchenhaftem Aussehen, daß es mich im höchsten Grade überraschte, sie als eine verheirathete Frau angesprochen zu hören. Ich tanzte mit ihr, ich machte mich zu ihrem Ritter für die ganze Zeit des Festes, und trotz der großen, zarten und idealen Schönheit dieser Frau wurde mir das Amt des Paladins bei ihr von keinem der anwesenden Cavaliere sonderlich streitig gemacht. Sie erschien denselben entweder nicht anziehend genug, weil ihre

Erscheinung von dem nationalen Typus von Frauenschönheit sehr verschieden war, der hier von den glänzendsten schwarzäugigen Gestalten vertreten wurde, oder die sociale Stellung der jungen Frau wendete eine allzu hingebende Huldigung der adeligen Herren von ihr ab, wenigstens so lange sich diese unter den beobachtenden Blicken ihrer Standesgenossinnen befanden.

Die Frau, die mir so sehr gefiel, war nämlich ursprünglich eine aus Deutschland gekommene Gouvernante in demselben Edelhause gewesen, in dem sie sich jetzt als Gast befand. Später hatte sie den Rentmeister der Herrschaft geheiratet und war von diesem bereits Witwe. Mit der Frucht dieser Ehe, einem damals vierjährigen Knaben, lebte sie in der benachbarten Stadt, theils von ihrem kleinen Witwengut, theils von einer Pension, die ihr die Herrschaft aus freundschaftlicher Güte und nicht in Folge einer Verpflichtung zuwendete. Ihr Mann, der verstorbene Rentmeister, hatte den Namen Melassy geführt und der Knabe hieß Alfred, oder vielmehr heißt noch ebenso jetzt, da er der Mann geworden ist, für dessen Schicksal ich Sie interessiren will.

Eine Gouvernante kann man sich so jung gar nicht vorstellen, wie mir diese schöne Clotilde erschien.

Auch hatte es damit das eigene Bewandtniß, daß ihr jener Titel nur der Form wegen beigelegt worden war; in Wirklichkeit hatte sie dem Mädchen bei dem ihr ein so ernsthaftes Amt zugedacht gewesen, nur als Spielgefährtin und Gesellschafterin gedient. Das Mädchen, die Tochter des Edelmanns, war um die Zeit, von der ich spreche, ebenfalls schon verheiratet, befand sich auf dem Gute ihres Vaters jetzt nur zum Besuch und ihr galt das Fest. Dabei durfte natürlich Clotilde nicht fehlen, sie war aus der nahen Stadt auf einem herrschaftlichen Schlitten gekommen, ihr Kind unter sicherer Obhut zurücklassend. Das alles erfuhr ich an diesem Abend aus dem schönen Munde Clotildens selbst, während ich mich so ausschließlich mit ihr beschäftigte, als es nur immer ohne Aufsehen zu erregen geschehen konnte.

Die Nacht verschwand schnell, die leidenschaftlichsten Tänzerinnen waren müde geworden, und während der Wirth von der vorgerückten Stunde nichts zu wissen schien und nur darauf bedacht war, die Unterhaltung von neuem zu beleben, fing man an, ihm die Nothwendigkeit der Heimkehr entgegenzustellen und sich zu derselben zu rüsten. Jetzt erst entdeckte man, wie während des Tanzes in den Sälen Sturm und Schnee draußen einen

nichts weniger als erfreulichen Tanz aufgeführt hatten. Diejenigen, die aus weiter Ferne gekommen waren, wußten, daß das Schloß sie beherbergen würde, so lange sie zu bleiben Lust hätten; die Andern aber, die zunächst nur nach der nahen Stadt zu fahren hatten, um ihre bequeme Häuslichkeit zu finden, waren durch gedeckte Schlitten für die Rückkehr vorbereitet und wollten dem Wetter auf der kurzen Strecke trotzen. Besonders die Damen von benachbarten Schlössern waren nicht gewillt wegen einer Fahrt von einer halben Stunde wie sie meinten, ihre gewohnte Bedienung und ihre angenehmen Morgenstunden am eigenen Kaffeetisch zu vermissen. Unser Wirth aber widersetzte sich auf das ernstlichste jedem Versuch, Schloß oder Dorf noch in dieser Nacht zu verlassen. Er schilderte die Todesgefahren auf den bahnlosen Wegen zwischen den aufgethürmten Schneehügeln, die Unmöglichkeit eine bestimmte Richtung einzuhalten, die Gewißheit, die man hatte, daß Wölfe in die Niederungen herabgestiegen waren. Wer weiß, ob seine Vorstellungen Eindruck gemacht hätten, wenn sie nicht von der in solchen Punkten größeren Autorität eines alten Zigeuners unterstützt worden wären, der, wenn auch nur als ein müssiges Mitglied zu der Musikbande gehörte, die uns

zum Tanz aufgespielt hatte und vom Grafen, unserem Wirth, nach dem Dorf geschickt worden war, um Erkundigungen nach dem Bestand der Wege einzuziehen.

So fügte man sich denn und selbst von Seite Derjenigen, die am unwilligsten gewesen waren, am Ende mit gutem Humor in das Unabänderliche. Nur eine einzige Person legte eine Miene wahrhafter Verzweiflung nicht ab und das war meine neue Freundin Clotilde Melassy.

Sie hatte den Verhandlungen über das Bleiben oder Nachhausefahren mit angstvoller Spannung zugehört und als die Entscheidung allgemein nach dem Wunsche des Grafen getroffen war, ging sie, die verwunderten Blicke nicht achtend, die sie dadurch auf sich zog, händeringend im Saale umher. „Ich muß nach Hause", rief sie, „man hat mir versprochen, mich zurückzubringen, ich muß um jeden Preis nach Hause." Allerdings hatte ein Schlitten des Grafen sie abgeholt, auch war ihr gesagt worden, daß man sie sogleich nach beendetem Balle zurückbringen werde, da sie dies zur Bedingung ihres Kommens gemacht hatte, aber unter den veränderten Umständen, an die Niemand voraus gedacht, konnte sie nicht hoffen, daß man ihrem Wunsche willfahren werde. Die Tochter des Hauses,

ihre Freundin, trat auf sie zu, sagte, daß sie ihr eigenes Schlafgemach mit ihr theilen werde, bat sie, sich zu beruhigen. Clotilde, aufgeregt, erhitzt, wie im Fieber, wiederholte nur ihr dringendes Verlangen. Was war der Grund desselben? Sie sagte es nicht. Sorge um ihr Kind konnte es nicht sein, denn wenn diesem irgend eine Gefahr gedroht hätte, so würde sie nicht die ganze Nacht so vergnügt gewesen sein, nicht so leidenschaftlich getanzt haben. Genug aber, sie war außer sich, und nachdem sie noch mehrmals wie eine Gefangene, die einen Ausweg aus dem Kerker sucht, umhergegangen, stellte sie sich endlich in eine Fensternische und weinte in ihr Taschentuch. Ich hatte Mitleid mit ihr und selbst mehr, wie Sie sich wohl denken können. Die meisten Gäste entfernten sich mit dem Egoismus der Müdigkeit und der Schlafsucht, der Graf und seine Tochter hatten vollauf mit dem Gutnacht-Wünschen der Scheidenden zu thun; einige Wenige blieben zurück und blickten befremdet auf die Weinende, ohne sich vertraut genug zu fühlen, um ihr in diesem Augenblicke einen albernen Trost zu sagen. Ich aber empfand ein außerordentlich freudiges Nahekommen der Gelegenheit, der schönen Frau einen wirklichen Ritterdienst zu leisten, von

anderer Art als die wohlfeile Galanterie eines Tänzers.

So schlich ich mich in ihre Nähe, als hätte ich nur wie ein Neugieriger, während sie das Gesicht im Tuche barg, sie etwas genauer betrachten wollen. Dann sagte ich so leise als möglich, wenn sie mich aus einiger Entfernung verstehen sollte:

„Es ist Ihnen also viel daran gelegen, bald nach der Stadt zu kommen?"

„So viel als an meinem Leben, um acht Uhr Morgens dort zu sein," antwortete sie eben so leise.

„Dann darf ich also dieses Leben der höchsten Gefahr für diesen Zweck aussetzen?" fuhr ich fort; „gut, bleiben Sie am Fenster, wenn ich mich von Ihnen wende, als ob ich Ihnen nichts gesagt hätte; ich selbst werde noch einige Male den Saal durchschreiten, als ob mich die Sache nicht weiter anginge. So vermeiden wir Aufmerksamkeit und Einmischung. Dann gehen Sie, sich zur Fahrt ankleiden und begeben Sie sich hinab, nach dem rückwärtigem Portal. Betreten Sie nicht die geheizte Stube des Pförtners, sondern warten Sie auf der Flur. Ich werde im Dorf einen Schlitten requiriren; es wird nicht schwer sein, da ich nur Pferde und keinen Kutscher dazu verlange, denn

ich werde Sie selbst fahren. Es ist jetzt bald vier Uhr und an vier Stunden werden wir zu dieser Fahrt nicht zu viel haben, obgleich sie sonst nur zwei dauert."

Ich wendete mich mit scheinbarem Gleichmuth von ihr ab, aber ein aufblitzender Strahl aus ihrem Auge traf mich, der mich hätte ermuntern können, selbst in einen unvermeidlichen Tod zu gehen. Wie ich es gesagt hatte, so geschah es. Ich verließ den Saal, als man mich rief, um mich jenen Herren beizugesellen, die ihr Nachtquartier im Dorfe vorbereitet hatten und selbst die paar Schritte bis dahin auf Schlitten befördert wurden. Dann trennte ich mich von der Gesellschaft und ging ein passendes Fuhrwerk aufzusuchen. Ich prüfte Gestell und Pferde, das ist eine Sache, die ich wohl verstehe. Ich zahlte dem Bauer, was ihm gebührt hätte, wenn sein Eigenthum bereits zu Grunde gegangen wäre, aber keine Summe reichte hin, mir eine menschliche Begleitung zu erkaufen, besonders da keiner von den Zigeunern mehr sichtbar war. Das hätte mich ein wenig entmuthigen können, aber der Gedanke an die schöne Frau, verbunden mit dem stolzen Hochgefühl, daß sie sich meinem Muth und meiner Geschicklichkeit anvertraute, das gab mir eine so freudige Entschlos-

senheit, daß ich in diesem Augenblicke mit keinem König getauscht hätte.

Nachdem ich meine Waffen verschiedener Art, ohne die ich damals auch die kleinste Reise nicht machte und die ich deßhalb auch auf das Gut des Grafen mitgebracht hatte, ferner eine Flasche Rhum und anderes, was mir zweckdienlich schien, in den Schlitten geschafft hatte, holte ich Clotilde an der bezeichneten Stelle ab. Ihr Vorhaben war verborgen geblieben, bis in dem Augenblick, da sie es in's Werk setzte. Das Erstaunen im Schlosse mochte freilich kein geringes gewesen sein, nachdem die Dienerschaft, die uns fortfahren sah, umständlichen Bericht abgestattet haben wird, wie sich denken läßt.

Wenn ich einen Roman schriebe, statt daß meine Aufgabe nur ist, Ihnen diejenigen Thatsachen, die Sie interessiren, kurz und schmucklos zu melden, so verdiente jene nächtliche Fahrt einen großen Raum in meinen Aufzeichnungen einzunehmen. Ich hatte, sobald wir außerhalb des Bereiches menschlicher Wohnungen waren, kein Merkzeichen mehr für den Weg, weder die Gestirne, die ein schwarzer Himmel unsichtbar machte, noch die Pfähle, Brunnen, Hütten der Haide, welche der mit stetem Ungestüm fallende Schnee längst nivellirt hatte. Wo der Weg von Zeit zu Zeit

ein pfeilschnelles Hingleiten gestattete, zu welchem Zwecke ich blos die Peitsche mit kurzem Stiel und langer Schnur nach ungarischer Manier zu handhaben brauchte, ohne die Pferde damit zu berühren, die bei weitem mehr durch ihnen wohlbekannte Rufe angetrieben wurden, wo der Schnee lange genug glatt war, um ein solches Ausgreifen meiner drei nebeneinander gespannten Renner zu gestatten, dort verlor sich gewissermaßen das Gefühl des Weiterkommens, denn in der ungeheuren Eintönigkeit der Gegend, die das Schneelicht hell machte, die aber niemals eine Verschiedenheit, eine Abwechslung zeigte, schien es als ob auch die rapideste Bewegung nur eine schattenhafte, nicht wirkliche wäre und man eigentlich nicht vom Flecke käme. Blos in solchen Momenten zeigte sich meine schöne Gefährtin als ein zitterndes Weib voll Angst und Ungeduld, während sie in Augenblicken wirklicher Gefahr, wenn die Pferde sich keuchend herausarbeiteten und der Sturm ihnen Mauern von Schnee entgegentrieb, wenn wir fürchten mußten weit von unseren krachenden Sitzen hingeschleudert zu werden, während sie in solchen Augenblicken ruhig, muthig war und jeder Mahnung rasch und stumm gehorchte. Ich merkte wohl, daß, wenn Furcht in ihrer Seele war, sie nicht das Schicksal fürchtete, das ihr aus

dieser Fahrt drohte, sondern irgend ein geheimnißvolles Schicksal, das sie zu bedrohen schien, wenn sie nicht rechtzeitig ankam.

Und wer weiß, was aus uns geworden wäre ohne einen Umstand, der unsere Gefahr eigentlich aufs höchste steigerte. Ich hatte noch immer die Gewißheit, daß wir uns in der gewünschten Richtung befanden. Aber die Pferde arbeiteten bereits in einer Gangart, die ihre Ueberanstrengung verrieth. Und ich wußte nicht, ob mich die Schneemassen nicht zwingen würden, umzukehren und einen Umweg zu suchen. Dann war mit diesem Traben das Ziel nicht zur Zeit zu erreichen. Plötzlich schlugen die Pferde aus, streckten sich, flogen. Es war eine Flucht, das wußte ich, ehe noch ein unheimliches, schreckliches Geheul dies auch meiner Begleiterin zu wissen machte.

Ich schildere Ihnen nicht, wie nahe uns die Bestien kamen, welchen Gebrauch ich von meinen Waffen machte und wie die Wirkung beschaffen war. Genug, der wunderbare Instinct, der die zwölf Hufe vor uns lenkte, entriß uns dem Tod. Doch geschah es nicht, ohne daß ich den Wölfen eine Hekatombe gebracht. Ich löste die Stränge eines Pferdes, schoß es nieder und ließ es den hungrigen Verfolgern als Beute zurück. Die zwei

anderen Renner flohen ganz erwünscht in der Richtung nach der Stadt und in dem Maße, als wir uns ihr näherten, verstummte das Geheul hinter uns. Der Pferde gemäßigterer Tritt und eine Veränderung in ihrem Schnauben zeigte unsere Sicherheit an. Die Thurmuhr schlug acht Mal, als Clotilde vor ihrem Hause vom Schlitten sprang.

Wenn ich jetzt an diesen Streich zurückdenke, so begreife ich nicht wie er gelingen konnte. Es war der sichere Untergang, von dem eben nichts bewahren konnte, als daß es das Schicksal anders gewollt hat. Ich habe Ihnen nicht erzählt, was während der Fahrt gesprochen wurde. Obgleich meine Aufmerksamkeit jeden Augenblick von einer Gefahr in Anspruch genommen war, stachelte doch gerade das Abenteuerliche der Situation meine plötzlich erwachte Leidenschaft für dieses Weib zu den kühnsten Geständnissen. Es lag ein wilder Humor darin, ein dämonischer Reiz, vielleicht am Rande des Abgrunds von des Lebens köstlichsten Rosen zu träumen. Sie hörte mich ruhig an, mit einem Ausdruck von Wehmuth, von leidender Geduld, der den Sturm in meiner Brust besänftigte. Es schien, als ob sie sich mir zu allzugroßem Dank verpflichtet fühle, um mich hart zurückzustoßen.

Das mußte mich sicherer in die Grenzen der Mäßigung bringen, als jeder andere Widerstand.

Als sie aber am Ziele war, als sie den Fuß an die Schwelle ihres Hauses setzte, wendete sie sich zu mir um und sagte: „Sie haben mir das Höchste geleistet, das Leben für mich eingesetzt, dafür könnte nur die Liebe lohnen, die Sie von mir verlangen, aber diese habe ich nicht mehr zu vergeben. Was Sie für mich thaten, aus Liebe wie Sie sagten, das hat mir eben zum Glück meiner Liebe verholfen. Verschmähen Sie den Dank der Freundschaft, des Vertrauens nicht und wenn Sie in dieser Stadt bleiben, oder wieder hieher kommen, so suchen Sie mich auf und holen Sie sich die Erklärung unserer Fahrt.“ Und sie verschwand im Hausthor.

Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich mir wie ein Einfaltspinsel vorkam. Das Leben für ein schönes Weib wagen, blos um es einem Andern in die Arme zu führen, das ist eine lächerliche Geschichte. Und gerade heute mußte es sein, gerade um acht Uhr? Eine Stunde, einen Tag später konnte sie nicht mehr glücklich werden? Indessen wollte ich mir in diesem Augenblicke den Kopf nicht darüber zerbrechen, da ich meine übrigen Körperbestandtheile fast mehr als figürlich zerbrochen fühlte. Noch

heute würde ich es nicht begreifen, wie Clotilde sich nach einer so fürchterlichen Fahrt, der noch dazu eine durchgetanzte Nacht vorhergegangen war, beim Abschied so regsam und frisch zeigen konnte, wüßte ich nicht, daß irgend eine starke Leidenschaft der weiblichen Natur eine Ausdauer und Zähigkeit gibt, wozu sie gar nicht fähig scheint und die ein Mann nur durch lange Abhärtung erwirbt.

Ich hatte damals und erst seit einer Woche meinen Aufenthalt in derselben Stadt genommen, weil sie von vielen Offizieren meiner Bekanntschaft theils bewohnt, theils besucht wurde, denn in der Nähe befand sich ein befestigter Ort, der starken Waffendienst erheischte. Mein Quartier hatte ich im Hause eines deutschen Kaufmanns, Namens Ruhdorf, eines jungen charmanten Mannes, der noch unvermählt war und erst vor Kurzem Haus und Geschäft geerbt hatte. Nicht umsonst verweile ich bei diesen Einzelheiten, wie Sie bald erkennen werden.

Was ich aber jetzt vor Allem sagen wollte, ist, daß ich Zügel und Peitsche nicht mehr halten konnte, mein Fuhrwerk im ersten besten Gasthof einstellte und lahm und krumm, wie ich war, mich doch zu Fuß in meine Wohnung schleppte. Ich hatte kaum den Pelz abgeworfen als ich aufs Bett

sank und ununterbrochen vierzehn Stunden schlief. Ich erwachte nur, um zu finden, daß mich Nacht umgab und — nachdem ich die Uhr hatte schlagen lassen, weitere zehn Stunden zu schlafen. Damit waren aber auch alle überstandenen Mühseligkeiten völlig von mir abgeschüttelt.

Ruhdorf trat bei mir ein, er hatte von meinem „Stubenburschen," wie ich nach militärischer Gewohnheit meinen Bedienten noch immer nannte, meine sonderbare Heimkehr und meinen langen Schlaf erfahren und wollte wissen, was sich mit mir ereignet hätte. Eingedenk des für mich wenig schmeichelhaften Ausganges meines Abenteuers, schlüpfte ich darüber leicht hinweg; er aber sagte, daß ich mich durch meinen langen ruhigen Schlaf einer Verdächtigung entzogen hätte, der gestern Jedermann in der Stadt ausgesetzt wurde und der ich mich selbst als ehemaliger Offizier vielleicht nicht ganz hätte entziehen können, so groß wäre die Bestürzung und Verwunderung über das Geschehene gewesen. Ein französischer Kriegsgefangener wäre aus der benachbarten Festung unter Eskorte nach der Stadt gebracht worden, um weiter transportirt zu werden, und hier, ungefähr um acht Uhr des Morgens spurlos verschwunden.

Und doch müsse er sich noch innerhalb der Stadt befinden.

Ich ging aus, um bei Leuten die besser unterrichtet sein mußten als der Kaufmann, bei Offizieren Erkundigungen einzuziehen. Die Angabe der Zeit hatte mich frappirt, so zufällig sie mit der Stunde zusammentreffen konnte, die mir eine Nacht früher so merkwürdig geworden war. Ein Gefangener war in der That wie durch Zauberei verschwunden; Einige behaupteten, er wäre schon einmal von den Oesterreichern als Spion aufgegriffen worden und entkommen. Die letzte Gefangenschaft hatte er sich aber weder im Lager noch auf dem Schlachtfeld zugezogen, sondern er war ganz einfach in dieser Stadt verhaftet worden, einige Zeit vor dem Abschluß des Schönbrunner-Friedens von 1809, und nachdem er während dieses ganzen für Oesterreich und Frankreich so ereignißreichen Jahres in Ungarn gelebt hatte, zum Theil auch in dieser Stadt, unangefochten zwar, aber ohne sein Wissen einer besonderen Beaufsichtigung unterworfen.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Kaiser Napoleon, dessen Adlerblick im Kriege nicht blos, auch in der Diplomatie, in den Staatsgeschäften und selbst in den administrativen Einrichtungen

noch Jahrhunderte bewundert werden wird, war nur in einem einzigen Punkte von Verblendung, Täuschung und sogar blinder Unwissenheit befangen: in Allem, was die wahre, geschichtliche Bedeutung und Berechtigung des Volksthums ist. Das war gleichsam die Lücke in seinem Geiste, kraft derselben kam er zur Macht und kraft derselben verlor er sie auch. Er war am Platze, als es galt einem wahnsinnigen Volke auf den Nacken zu treten, aber er hatte nichts, um sich gegen die Begeisterung eines edlen Volkes zu behaupten. Dieser Mangel, diese völlige Blindheit dem Begriff des Volksthums gegenüber ist, um als Poet über ihn zu urtheilen, das tragische Moment in seiner Geschichte. Und nur durch seine Unwissenheit in diesem Punkte konnte er zur Zeit, da Oesterreich seine glorreiche Schlacht von Aspern schlug, auf die Idee kommen, ja sich die Mühe geben, die Magyaren zur Empörung gegen Oesterreich zu bewegen.

Kaiser Napoleon hatte es niemals verschmäht, sowohl die Ausbrüche des Krieges als die Friedensschlüsse durch geheime Umtriebe zu unterstützen. Die Kreaturen, die er dazu gebrauchte, hätten niemals auch nur den leisesten Versuch gewagt, ihn zu täuschen. In dem einzigen Falle, wo ihn sein Scharfsinn, sein Genie im Stiche ließ, wenn er

nämlich ein Volks-Element in seine Berechnung mit einschloß, konnte es seiner Umgebung gelingen, ihn irre zu leiten. So ließ sie ihn aus den Kämpfen auf den ungarischen Reichstagen, aus der Aufgeregtheit und dem Ungestüm in den Reden der Magyaren folgern, daß es ein Leichtes wäre, die Ungarn auf Frankreichs Seite zu bringen. Wie jämmerlich jeder Versuch dieser Art scheitern mußte, davon konnte sich der Kaiser der Franzosen noch in demselben Jahre überzeugen und er rächte sich dafür. Es mißlang seinen Agenten nicht nur einen Aufstand in Ungarn zu erregen, die Magyaren eilten auch mit dem aufopferndsten österreichischen Patriotismus herbei, das Heer des Erzherzogs Johann freiwillig zu verstärken. Es wurde ihnen dafür nach der Schlacht von Aspern an ihren Donau-Ufern übel genug mitgespielt. Bis heute haben die Geschichtschreiber, die jene Zeit behandeln, so viel ich weiß, keine rechte Kunde von den Beziehungen des Feldzuges von 1809 zu dem Geist der ungarischen Nation zu erlangen oder zu verbreiten gewußt. *)

*) Diese Betrachtungen und Thatsachen sind seitdem historisch beglaubigt. Vergl. u. A. Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts" u. s. w. 7. Bandes. 1. Abtheilung. S. 537 u. ff.

Es war nun ein Werkzeug jener Kreaturen, die in der angedeuteten Richtung thätig waren, welches man nach langer Beobachtung in engen Gewahrsam gebracht hatte und endlich aus mancherlei politischen Ursachen einem anderen Gericht als dem in der Festung eingesetzten von blos militärischem Charakter überliefern wollte. Dem Gefangenen mußte es gelungen sein von seiner Weiterbeförderung Kunde zu erhalten und sich darüber mit Personen in der Stadt in's Einvernehmen zu setzen. Er entsprang auf freiem Platze, in der Nähe einer Quergasse, lief, wurde verfolgt und war endlich spurlos verschwunden.

Das war das Ergebniß meiner Erkundigungen. Mir wollte der durch die Gleichheit der Stunde angeregte Gedanke einer Beziehung Clotildens zu der abenteuerlichen Entweichung nicht aus dem Sinne kommen. Doch behielt ich diesen Argwohn für mich, beeilte mich aber um so mehr, der schönen Frau einen Besuch abzustatten. Sie empfing mich mit unbefangener Freude. Ihr kindlich heiteres Wesen erschütterte meinen Verdacht. Sie erzählte mir lachend, daß man auch bei ihr und natürlich vergebens nach dem Gefangenen gesucht hätte.

Allein sie hatte mir selbst das Recht gegeben eine Erklärung unserer nächtlichen Fahrt von ihr

zu verlangen. Ohne sichtbare Verlegenheit begegnete sie meinem Wunsche, doch vorerst nur mit Scherzen und Neckereien und machte endlich allem Ernst der Unterhaltung dadurch ein Ende, daß sie den kleinen Alfred auf meine Kniee setzte. Damals schon ein außerordentlicher Kinderfreund, wie ich es noch immer bin, hätte ich über der Beschäftigung mit dem Knaben bald ganz vergessen, was ich von der Mutter wissen wollte. Sie selbst begann endlich wieder davon, indem sie, wie angenehm bewegt von der Liebe, die ich so schnell ihrem Kinde zuwendete, mir die Hand reichte und sagte:

„Ich möchte keinem Menschen auf der Welt lieber ein freundschaftliches Vertrauen schenken, ja es wäre mir Bedürfniß, aber gerade die Dankbarkeit, die ich für Sie habe, zwingt mich noch einige Zeit zu schweigen. Sie kämen sonst vielleicht in die peinliche Verlegenheit, entweder an mir oder an irgend einem Grundsatz verrätherisch zu handeln. Warten Sie acht, vierzehn Tage und Sie werden alles erfahren."

Während dieser Zeit besuchte ich sie oft und gewann sie immer lieber, so daß ich die gemäßigte Art von Glück, die mir ihre Freundschaft gewährte, nicht mehr hätte vermissen mögen. Das Wetter besserte sich und ich konnte auch die gastfreundliche

gräfliche Familie auf ihrem Schloß besuchen. Man schalt tüchtig mit mir, daß ich der Caprice der Rentmeisterin nachgegeben und die tolle Fahrt unternommen hatte. Beim Abschied aber nahm mich der Graf in einen Winkel und bat mich der Frau Melassy zu sagen, daß ihm seit der Ballnacht ein Schlüssel fehle, sie werde wissen welcher, daß er den Zusammenhang ganz wohl errathe und daß, wenn er auch, theils um nicht selbst mit so unangenehmen Geschichten zu thun zu bekommen, theils um die ehemalige Freundin seiner Tochter zu schonen, der Sache ihren Lauf lasse, wie es dem Schicksal gefällt, und keine Aeußerung darüber mache, nicht einmal zu seiner eigenen Familie, Frau Melassy sich dennoch von jetzt an als vollkommen geschieden vom gräflichen Schlosse betrachten möge und daß er sie bitte, die Freiwohnung, die sie jetzt in seinem Hause habe, so bald als möglich zu verlassen.

Meine geheimen Vermuthungen wurden durch diese Worte des Grafen bestärkt, und als ich dieselben der Witwe wieder sagte, suchte ich die Wirkung in ihrem Antlitz zu erforschen. Sie zeigte nur die Betrübniß eines Menschen, der zu seinem Thun gezwungen ist und daher dessen üble Folgen mit Gleichmuth ertragen kann. „Ich werde diese

Wohnung binnen drei Tagen verlassen könnten," sagte sie.

Um am Morgen des dritten Tages — es waren ungefähr vierzehn seit der nächtlichen Fahrt vorüber — trat im Augenblicke, da ich ausgehen wollte, ein ausgezeichnet schöner schlankgewachsener Mann in meine Stube, der mir vollkommen fremd war. Er begann damit, sich in französischer Sprache für die thätige Beihilfe bei mir zu bedanken, die ich zu seiner Befreiung mit Gefährdung meines eigenen Leben geleistet hätte.

„Wer sind Sie und was meinen Sie?" fragte ich ganz erstaunt.

„Ich nenne mich Francesco Valmacini", antwortete er, „und bin derselbe Mann, der seinen Schergen entkam, als Madame Melassy, Dank Ihrem Muthe und Ihrer Geschicklichkeit, noch zur rechten Stunde hier eintraf."

Ich trat einige Schritte zurück; hatte ich es mit einem Wahnsinnigen zu thun, oder sollte ich den Mann beim Kragen fassen und ihn den Behörden überliefern? Er schien meine Gedanken zu errathen, denn er lächelte und sagte:

„Beruhigen Sie sich; ich habe mich bereits gestern Abend dem Kommandanten und den städtischen Behörden vorgestellt und kann mich mit obrig-

keitlicher Bewilligung in Freiheit hier aufhalten. Sie wissen, welche enge Allianz sich zwischen Oesterreich und Frankreich schlingt und daß binnen wenigen Monaten eine erlauchte Prinzessin aus dem Hause Habsburg den französischen Kaiserthron besteigen wird. Unter solchen Umständen war es mir nicht schwer, meine völlige Sicherheit und Freiheit auszuwirken, sobald es mir nur gelang mit irgend einer französischen Behörde auf dem nächsten von Frankreich besetzten Territorium in Verbindung zu treten. Das konnte mir freilich erst gelingen, nachdem ich mich nicht mehr zwischen den Mauern einer Festung, sondern an einem Orte befand, von dem aus ich ungehemmt Briefe schreiben und Boten absenden konnte. Man hat denn auch nicht ermangelt, mir das Zeugniß zu geben, daß ich ganz unschuldig an der Conspiration bin, für deren thätigen Agenten man mich gehalten hat. Und so bin ich denn wieder hier und bleibe unangefochten wie ein neugeborenes Kind."

„Und der Ort, von dem aus Sie sich mit der französischen Polizei in Verbindung setzen konnten, fragte ich, an diesen Ort hat Sie wohl Madame Melassy gebracht, nicht wahr?"

„Nehmen Sie an, ich wäre gestern auf der Pesther Straße hier eingetroffen, wie ich es aller

Welt sagte. Aber kommen Sie zu dieser lieben Witwe, vielleicht gestattet sie mir, Sie mit dem Mährchen zu verschonen, womit ich bereits die tausend Fragen nach der Möglichkeit meiner räthselhaften Flucht abfertigte. Clotilde wohnt nicht mehr im Hause des Grafen."

Nach diesen Worten wendete er sich zum Fortgehen und ich begleitete ihn, obgleich ich mich nicht gerne in seiner Gesellschaft auf der Straße zeigte. Aber die Neugierde zu sehen, wie sich die Leute zu ihm verhalten würden, die bereits wie von einem Geächteten von ihm gesprochen hatten, und was Clotilde sagen werde, überwog. Er wurde von meinen Bekannten aus den militärischen Kreisen, wie ich gleich bemerken konnte, kalt und gemessen aber mit Höflichkeit behandelt. Clotilde, als wir ihre neue Wohnung betraten, fiel in meiner Gegenwart in seine Arme.

„Das sagt Ihnen Alles", sprach sie hierauf sich zu mir wendend, „Francesco ist mein Geliebter, mein Verlobter, der Mann, für den ich Leben und Freiheit wagte. Und er weiß bereits, daß Sie es sind, dem wir seine, unsere Rettung verdanken, daß Sie nach ihm mein nächster Freund sind und daß Sie alles wissen dürfen. Jetzt kann mein Vertrauen Sie nicht mehr wie es vielleicht früher

der Fall gewesen wäre, in Widerstreit mit Ihren Pflichten als Patriot bringen." Und hierauf erzählte sie mir Alles, was mir noch dunkel war.

Ich begnüge mich mit der Mittheilung des Wesentlichsten. Clotilde hatte den schönen Italiener bereits vor seiner Verhaftung geliebt. Sie fand Mittel ihm Nachrichten zu geben und von ihm welche zu empfangen als er bereits gefangen war. Den geheimen Verkehr leitete Ruhdorf, der gleich mir ein glühender Verehrer der jungen Witwe war.

In dem Hause, das sie bewohnte und in welchem in früheren Jahrhunderten viele von den Ahnen des Grafen gewohnt hatten, befand sich noch aus der Zeit der Türkenkriege her ein geheimes Versteck, unauffindbar, wenn man den Zugang nicht wußte und nicht mit der eigenthümlichen Handhabung des Schlüssels, welcher die Riegel öffnete, vertraut war. Diese Kenntniß hatte sich Clotilde erworben, als der Rentmeister, ihr Gatte, noch lebte, der mit der Beistimmung des Grafen den verborgenen Raum zu einem geheimen Archiv der Familie benützte. Seit dem Tode des Rentmeisters hing der merkwürdige, auch in der Form sonderbare Schlüssel in der Rüstkammer des Schlosses zwischen verschiedenen Waffen und Geräthschaften, und selbst von den Angehörigen des Gra-

sen wußte kaum Jemand mit Bestimmtheit, welchen Zweck dieses alte Stück Eisen hatte.

Sie begreifen nun das Uebrige, mein Fräulein! Clotilde entwendete den Schlüssel während des Ballfestes, sie mußte zur rechten Stunde wieder in dem Hause in der Stadt sein, um Valmacini zu retten, indem sie ihn in dem geheimen Verließ verbarg. Von hier aus schrieb er nach Fiume, wo einige von jenen Männern weilten, die ihn in ihren Diensten hatten, und denen es unter den augenblicklichen Umständen bald gelang, die Verfolgung niederzuschlagen. Clotilde hatte sich beeilt in demselben Augenblicke wie ihr Geliebter sein Asyl auch das Haus des Grafen zu verlassen und dem letzteren durch einen verläßlichen Boten seinen geheimnißvollen Schlüssel zurückzusenden.

Was nun folgt läßt sich Ihnen in Kürze erzählen, wie verhängnißvoll es auch für mein Gemüth und für mein ferneres Leben werden sollte. Ich sah die Liebe des schönen Weibes zu dem Fremdling, der in seiner äußeren Erscheinung allerdings bestechende Vorzüge hatte, mir aber doch des Gefühles, das er einflößte, nicht ganz würdig schien, ich sah diese Liebe nicht ohne den Schmerz und den Grimm eines unglücklichen Nebenbuhlers. Eine Eifersucht jedoch, die nicht zugleich Ursache hat

über Untreue und Verrath zu klagen, gelangt zu Momenten, in denen sie sich den Wünschen des geliebten Gegenstandes völlig unterordnet und ihnen dient, wie entgegengesetzt sie auch den eigenen Wünschen sind. Ich that alles, um Clotilde von meiner Hingebung zu überzeugen, ich selbst war thätig, ihre Vermählung mit Valmacini möglich zu machen. Er besaß die Papiere nicht, die man forderte, und erklärte es für unmöglich sie so rasch als nöthig gewesen wäre, aus Mailand herbeizuschaffen. Lange warten konnte man aber aus dem Grunde nicht, weil er Instruktionen seiner Regierung entgegensah, die ihn zu unverzüglicher Abreise verpflichtet hätten. Ich lief deßhalb von Amt zu Amt, um zu bewirken, daß die Trauung auch ohne die Erfüllung der verlangten Formalitäten zu Stande komme und namentlich das dreimalige Aufgebot ganz erlassen werde.

In anderer Art als die meine äußerte sich die Eifersucht Ruhdorfs. Er grollte mit mir wegen meiner Bemühungen, die Heirat zu befördern, und verübelte es Clotilden, daß sie einem ohne Zweifel falschen und hinterlistigen Manne so vieles geopfert habe, ihren Ruf, ihre angenehmen Beziehungen zum gräflichen Hause und damit auch einen Theil ihrer Existenzmittel, und daß sie ihm nun auch ihre Hand

reiche, um sich für das ganze Leben elend zu machen. Ruhdorf versicherte, der Italiener heirathe nur aus schuldiger Dankbarkeit und würde sich dieser Pflicht durch eine heimliche Abreise entziehen, wenn er nicht an Ort und Stelle bleiben müßte, um die Befehle seiner Oberen abzuwarten. Kämen die Aufträge und Pässe früher als die Heirathsbewilligung, so würde er flüchten, was er, Ruhdorf, zum Besten der schönen Frau vom Herzen wünsche.

Einigermaßen schienen sich mir diese Verdächtigungen zu bestätigen, als ich Valmacini eines Morgens die Nachricht brachte, daß alles geordnet war und die Trauung noch am selben Tage ganz in der Stille stattfinden werde. Er zeigte eine Ueberraschung, eine unangenehme Betroffenheit, die er erst zu verbergen trachtete als er meine erstaunten und vielleicht zürnenden Blicke bemerkte. Doch konnte er sich nicht enthalten, das in seinem Munde sonderbare Bedenken zu äußern, ob die Verbindung, auf so ungewöhnliche Weise ermöglicht, auch eine vollkommen giltige und legitime sein würde. Wer hätte gedacht, daß seinen früheren feurigen Liebesschwüren ein so kühles Erwägen folgen sollte! Ich beschloß, ihm nicht von der Seite zu weichen, bis er vor dem Altare stehen würde, sandte aber insgeheim Ruhdorf zu Clotilden, um sie zu fragen,

ob sie noch immer einen Bund schließen wolle, dem der Erwählte mit so äußerst geringer Freude entgegenzusehen schien. Ruhdorf kam zurück, zuckte traurig die Achseln und flüsterte mir zu: „die Ehre fordert es jetzt.“ Eine Stunde später fand die Trauung statt.

Es war beschlossen worden, daß die Neuvermählten zusammen abreisen sollten, sobald Valmacini, der damals für einen Beamten der französischen Armee galt, auf einen neuen Posten berufen würde. Eines Abends, nur wenige Tage nach seiner Vermälung, kam er nicht mehr nach Hause; er war ohne Wissen seines Weibes abgereist, ließ keine Nachricht zurück und keine folgen.

Clotilde grämte sich unmäßig. Monate vergingen und sie schien hinzuschwinden in einer Agonie, gegen die es kein Hilfsmittel gab. Die Thränen, die sie reichlich vergoß, gewährten ihr keine Erleichterung, den reizenden Tändeleien ihres kleinen Alfred sah sie mit stumpfem Geiste zu. Ich brütete ohnmächtige Rache gegen den Zerstörer meines Glückes, der aus den Trümmern nicht einmal das der Geliebten erbaut hatte.

Zu Anfang des Sommers 1810 erhielt Ruhdorf einen Brief aus Danzig von Liborius Knorrn, dem Sohn eines Geschäftsfreundes, eines großen

Kaufmannes, der in Wien und Ungarn etablirt war. Der Brief erkundigte sich nach den Verhältnissen eines Mannes, dessen Personsbeschreibung, obgleich der Name nicht zutraf, genau auf Valmacini paßte und der als Bräutigam einer jungen Verwandten jenes Knorrn bezeichnet wurde. Ich reiste nach Danzig — das Uebrige wissen Sie.

Ich kehrte vorerst nicht nach Ungarn zurück, sondern durchzog die Schweiz, Frankreich und Italien. In meinem Herzen war ich jetzt mehr als jemals früher von Clotilden geschieden, denn wie hätte ich diejenige zu meinem Weibe machen dürfen, deren Gatte von meiner Hand gefallen? Ich schrieb Ruhdorf, was sich begeben hatte, und nahm in diesem Briefe einen wie ich dachte ewigen Abschied von ihm und ihr. In Mailand forschte ich nach den Verhältnissen, unter welchen Valmacini geboren wurde und gelebt hatte. Ich kann Ihnen vollkommene Bürgschaft dafür geben, daß Sie von dieser Seite weder eine praktische Hoffnung zu hegen noch eine fromme Pflicht zu erfüllen hätten. Valmacini war eine von jenen Existenzen, die zum Abenteurer wie vorbestimmt allein stehen, von allen verwandtschaftlichen Banden losgelöst sind und spurlos verschwinden. Ich muß dies wissen, denn ich habe mit dem höchsten Eifer nach seinen Beziehungen

geforscht, damit, wenn ihn irgend ein trauerndes Herz überlebte, eine Mutter, eine Schwester, ein noch so entfernter Verwandter, ich durch Wohlthaten ersetzen könnte, was ich ihnen etwa geraubt hätte.

Ich war damals reich, aber die Freudigkeit fehlte dem Genuß. So sah ich ziemlich gleichgiltig mein Vermögen nach und nach versiegen, bis mir von den Dingen, auf die ich es verwendet hatte, nichts mehr geblieben war, als das Verständniß für Kunstwerke aller Art und ein dadurch erst ziemlich spät erwecktes Streben, künstlerische Empfindungen durch eigene Poesie ins Leben zu führen. Mit solchem immateriellen Gewinn kam ich nach langen Jahren in mein Vaterland zurück. In Wien fand ich Clotilde Melassy wieder — als Gattin Ruhdorfs, der sein Geschäft nach Wien übertragen hatte. Die Frucht der Verbindung mit Valmacini war ein Mädchen gewesen, das wahrscheinlich in Folge der Leiden Clotildens blind geboren war und nur wenige Jahre alt wurde. Alfred erinnert sich noch zuweilen dieses kleinen Schwesterchens mit tiefem Mitleid. Von ihren gräflichen Gönnern unversöhnlich aufgegeben, hatte Clotilde lange bittere Noth gelitten, ehe sie sich entschloß, die Wünsche Ruhdorfs zu erfüllen. Er glaubte in

Wien sodann sein Glück zu machen, verlor aber nicht nur seinen Wohlstand, sondern es bildete sich auch hier der Keim eines Brustleidens in ihm zu tödtlichem Ende aus. Clotilde, niemals wieder ganz erholt seit der Flucht Valmacini's, folgte ihm sehr bald. Ich war Beiden in Wien der anhänglichste Freund geblieben und übernahm nach ihrem Tode die Vormundschaft Alfreds, der von seinem Stiefvater Ruhdorf, da die Mittel zu einer höheren Erziehung fehlten, dem Handelsstand gewidmet worden war. Diesem Beruf blieb er treu bis zu seiner Mündigkeit.

Ich möchte Alfred einen Edelmann ohne Titel nennen. Mit seinen hohen Gesinnungen verbindet er auch eine Neigung für die höheren Lebensgenüsse und eine ritterliche Tapferkeit in der Selbstbeherrschung, mit der er sich die unedlen Genüsse und Leidenschaften versagte. Entscheiden Sie nun selbst, mein Fräulein, ob die entfernte Beziehung, in der Ihr Schicksal zu dem seinen steht, Sie nicht zu einer thätigen Theilnahme für ihn zu bewegen vermag. Und wenn dies wäre, wie groß müßte nicht seine Dankbarkeit für ein Wesen sein, das seinem Leben eine glückliche Basis und einen zauberhaften Schwung gegeben hätte.

Ihrer Willensmeinung hierüber entgegensehend
Ihr u. s. w. Sengelberg.

Helene Landerer an Sengelberg.

Wien. am 7. November 1830.

Alfreds Mutter und meine Mutter haben denselben Mann geliebt und sind durch denselben Mann unglücklich geworden. Diese Betrachtung reißt jedes andere Gefühl für den Sohn Clotildens als das einer Schwester aus meinem Herzen. In mancher einsamen, trüben Stunde war die Erinnerung an den jungen Mann ein heller Punkt, ein Zauber, ein Traum für meine Seele. Ich darf dies jetzt frei gestehen, denn ebenso gewiß ist es, daß diese Erinnerung nichts mehr für meine Zukunft, für mein Glück bedeuten soll. Der widerwärtige und entsetzliche Heirathsantrag, den Liborius Knorrn mir nach dem Tode meiner Mutter zu stellen ehrlos genug war, hat mich empfindlicher, reizbarer als es sonst irgend Jemand wäre gegen den Gedanken einer verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit gemacht, wenn sich zugleich damit der Gedanke an eine andere Liebe verbinden will. So kann denn nach den Aufschlüssen, die Sie mir gegeben haben, nachdem das Schicksal unserer Mut-

ter zwischen ihm und mir eine Art von Verwandtschaft geknüpft hat, wenn sie auch nicht durch die geringste Spur desselben Blutes eine wirkliche ist, Alfred mir nie auch in meinem geheimsten Denken und Fühlen etwas anderes als ein Bruder sein. Dafür aber finden Sie mich auch bereit als für einen solchen für ihn zu handeln und zu sorgen, mit allem Eifer und Opfermuth, dessen ein Schwesterherz jemals fähig war.

Mit diesem Entschluß, mit diesem Gefühl streife ich auch den letzten Rest einer verschwiegenen Bitterkeit, eines Grolles ab, verursacht durch sein schroffes Abwenden von mir, als die Manövers Knorrns mich in ein falsches Licht stellten und Alfred, obgleich er den Betrug bald erkennen mußte, seiner verletzten Phantasie so weit nachgab, um unsanft, ohne eine wahre Genugthuung von mir zu scheiden. Ich danke jetzt dem Himmel dafür, daß jener häßliche Zwischenfall in ihm den Keim eines leidenschaftlicheren Gefühles erstickt hat. So weit glaube ich ihn kennen gelernt zu haben, um annehmen zu dürfen, daß mindestens eine brüderliche Neigung für mich zurückgeblieben sein wird. Man lebt nur einmal, und darum ist es erlaubt und ist es weise, nur nach dem Reinsten und dem Schönsten zu verlangen, — das war der Gedanke

mit dem er mich verließ. Ja, man lebt nur einmal, und darum ist es nothwendig, Gutes zu bewirken, das länger dauert als das eigene kurze Leben, das ist der Gedanke, mit dem ich ihm dienen, den ich an ihm verwirklichen will.

Ich gebe Ihnen nun meine Ansicht von der Lage der Dinge und von den Schritten, die zunächst zu geschehen hätten. Wie ich Knorrn kenne, der zu seinen übrigen zurückstoßenden Eigenschaften auch die wunderliche zählt, in alle Netze des Aberglaubens verstrickt zu sein, wird er schwerlich jemals ein Testament abfassen, weil es heißt, daß damit der Tod herbeigerufen würde. Wenn er nun ohne Testament verscheidet, so wäre freilich Alfred der natürliche Erbe und in der Ueberzeugung, daß es so sein werde, könnte man sich eines directen Eingriffs in die Verhältnisse gänzlich begeben. Allein, es widerstreitet meiner Natur und würde gewiß auch der Alfreds nicht zusagen, wenn wir sein Glück auf die kalte und gefühllose Berechnung eines Todesfalls gründen wollten. Und es wäre nicht einmal im egoistischen Sinne klug, denn Knorrn besitzt alle physischen und moralischen Anlagen, das höchste menschliche Alter zu erreichen; mit ruhiger Selbstsucht verfolgte er seinen niederen Zwecke und des Gelingens gewiß und von seinem Gewissen

niemals beirrt, ist er vor allen am Leben zehrenden Aufregungen geschützt.

Es ist daher unumgänglich nothwendig seine Person in das Interesse unserer Angelegenheit zu ziehen. Daß die Nachricht blos, es lebe ihm ein Blutsverwandter, einigen Eindruck auf sein Gemüth machen könnte, glaube ich nicht, dazu ist er viel zu verknöchert. Aber wohl könnte die Aussicht auf neuen, frischen Lebensgenuß ihn gewinnen, besonders wenn sich eine auch nur theilweise Erfüllung seines Wunsches, mich in seiner Nähe zu haben, damit verknüpfen ließe. Ich kenne seine Gewohnheiten, seine Lebensordnung und schon daß ich die äußere Maschinerie seiner Existenz ihm in dem liebgewordenen Gang erhielte, würde er hoch anschlagen. Das ist aber, wie Sie wohl einsehen werden, mir nur möglich, wenn ich dabei unter dem Schutz einer Frau stünde — und diese Frau müßte' die Gattin Alfreds sein. Dann bilden wir alle zusammen eine einzige Familie. — Alfred und seine Frau, Knorrn und ich. Dann würde sich bald durch das Leben selbst und durch unseres jungen Freundes persönliche Liebenswürdigkeit ein Verhältniß zwischen den beiden Verwandten bilden, welches alle materiellen Vortheile

für Alfred und vielleicht sogar moralische für Knorrn mit sich brächte.

Meine Meinung ist nicht, das Sie dies Programm der Zukunft unserem geliebten Schützling schreiben sollen. Er würde sich widersetzen, sein Verhalten nach einer Berechnung und nach einem eigennützigen Zweck zu regeln. An ihm selbst unsichtbaren Fäden muß er an das Ziel gezogen werden und glauben, daß allein Zufall und Schicksal ihn dahin lenken. Somit ist denn vorerst nur nothwendig, daß wir ihn überhaupt in unsere liebende Gewalt bekommen. Sorgen Sie dafür, daß er so bald als möglich nach Wien zurückkehre. Mittlerweile werden wir anknüpfen und vorbereiten. Ich bin zur Verwirklichung unseres Planes bereits entschlossen, das Theater aufzugeben, wenn ich auch nicht weiß, wovon ich mich bis dahin ernähren soll. Schreiben Sie ihm auch, welches die wahre Quelle des anonymen Briefes ist, der mich bei ihm verdächtigte, und sagen Sie ihm, daß er eine treue Schwester gewonnen hat an

Helene Landerer.

Alfred Melassy an Leopold Sengelberg.

Paris, 2. Februar 1831.

Ist es möglich! Ich erhalte schon die zweite Aufforderung von meinem väterlichen Freunde Sengelberg, Paris zu verlassen und nöthigenfalls seine Börse zur Reise nach der Heimath in Anspruch zu nehmen, von demselben Freunde, der bei meinem Scheiden nichts anders meinte, als daß ich mit derselben Bitte reumüthig zu ihm kommen werde! Nun, ich habe zwar keineswegs Schätze gesammelt und bin zuweilen mit dem Abendbrot deßhalb am zufriedensten, weil es mir für den Augenblick die Lust benimmt daran zu denken, woher ich das Frühstück nehmen werde, aber hier in Paris ist das allgemeine Leben zu schön, zu glorreich bewegt, als daß die Armuth ein Hinderniß sein könnte, es vollauf zu genießen. Die Gratis-Genüsse schweben hier in der Luft, laufen Einem auf den Boulevards mitten in das Herz hinein, ja das Bewußtsein allein schon ist eine täglich neue Erfrischung, unter diesem Volk zu wandeln, zu ihm zu gehören, das in den drei Julitagen den Kampf um die Freiheit so schön, so ritterlich wie ein Edelmann einen Zweikampf ausgefochten hat. Er legt die Waffe nieder, sobald das Gottesurtheil entschieden hat, und schlägt keine

überflüssige Wunde; er lächelt und verzeiht und kein unedler Hohn entstellt seine Züge. So hat es dieses Volk gehalten.

Zwar als ich hier ankam, zu Ende des Jahres 1829, hatte ich nichts anderes im Sinne, als den Spruch, den Sie verspottet haben, so oft er aus meinem Munde kam, in Paris zu verwirklichen. Da fand ich mich vielfach enttäuscht. Wien hat das „man lebt nur einmal" geboren, und doch schien es mir, als ob das Wort wie jeder andere Prophet in seinem Vaterlande nicht zur Geltung kommen könnte. Ich weiß nicht wie es kam, ich hatte damals noch keine andere große Stadt kennen gelernt, und doch spukte mir etwas im Kopfe, was mir das Wiener Leben, von so vielen es geliebt und gelobt wurde, als ärmlich und mesquin zeigte. Jetzt weiß ich was daran die Schuld trug und finde die Meinung, die ich von Wien hatte, nachträglich gerechtfertigt. Aber anfangs, wie bemerkt, fand ich mich enttäuscht und sehnte mich nach den verlassenen Fleischtöpfen zurück.

Paris war damals wie Wien noch heute ausschließlich in Genuß versunken. Die rohe Sinnlichkeit allein kann mich nicht bezaubern, der Firniß aber, den ihr damals die Franzosen gaben, um ihr Geist und Seele anzulügen, die Grazie, fällt

noch leichter ab, als was man in Wien zur Tünche des gedankenleeren Treibens braucht: die Gemüthlichkeit.

Bei dem Franzosen hört die Grazie mit der Geselligkeit auf. Tritt der Fall ein, daß ihn der Ernst des Lebens zwingt, den nackten Menschen hervorzukehren, dann entdeckt man den grinsenden Todtenschädel des schauderhaftesten, unerbittlichsten Egoismus. Das Ich und seine materiellste Befriedigung tritt an die Stelle jeder Idee, jedes andern Lebenszweckes. Nur wo es Effekt machen, wo es ein Schauspiel abgeben kann, wo die Geselligkeit eine Bühne dazu liefert mit Beleuchtung und Draperien nach Erforderniß, scheint der Franzose mit Selbstaufopferung einem kühnern Streben dienen zu können, als dem eigentlich seiner Natur am nächsten liegenden: sich zu amüsiren.

Und damals war die Geselligkeit in Paris keine solche Bühne. Es fehlte ihr das rechte Licht, die rechte Farbe zum Effecte. Das ist nun anders geworden. Die neue Freiheit hat das ganze Leben durchgeistigt, ganz Paris feiert sie noch, die ganze ungeheure Stadt gleicht einem Salon, der zu dieser Feier aufgethan wurde, und mit welchem kindischen Amüsement sich auch hier oder dort eine Gruppe der Gesellschaft beschäftige, man weiß, daß alle

diese Tausende zu demselben Zweck vereint sind, daß sie in demselben Gedanken leben.

„Man lebt nur einmal", sagte ich, „als ich im Juli die Flinte ergriff, und nie hat das Wort für mich einen begeisternderen, jubelvolleren Sinn gehabt. Heute nach wenigen Monaten ahnt man auf diesen glänzenden Straßen nichts mehr von dem aufgerissenen Pflaster, so wenig wie in den glänzenden Blicken die damals von der Empörung aufgerissenen Herzen. Aber man öffnet alle Sinne dieses kurzen Lebens, um von dem frischen Strom der heutigen Weltbewegung soviel als möglich einzusaugen. In solcher Art athmet man das Leben der Menschheit und ist dadurch gestimmt, das eigene individuelle Dasein, das man nur „einmal lebt", mit einem gewissen gleichgiltigen Leichtsinn zu behandeln. Was ist in dieser Zeit das Schicksal des Einzelnen!

Paris ist aber nicht blos der Ort, wo die Ideen, welche jetzt Europa bluten oder jubeln machen, wo die Interessen aller Völker dieser Erde in der Luft schweben, Paris ist auch der Ort, wo Einem dies Alles in sinnlicher Anschaulichkeit vor Augen geführt wird, wenn man sich durch Verdienst oder Zufall das Glück erworben hat, zu einigen jener Salons Zutritt zu haben, wo sich alle Far-

benspiele des heutigen Völkerlebens reflektiren, alle Strahlen des modernen Geistes in einem Brennpunkt sammeln. Und ich habe das Glück in einem dieser Salons heimisch zu sein, und zwar gerade in demjenigen, der durch politische und zeitgeschichtliche Bedeutung alle derartigen Gesellschaften überragt, denn es ist der Salon des Generals Lafayette, des Freiheitshelden zweier Welttheile, des Mannes, der den gegenwärtigen Thron Frankreichs aufrichtete.

Die Abendgesellschaften bei Lafayette gehören zu den merkwürdigsten Erscheinungen der Welt. Was würde man in Wien dazu sagen, wenn man mich, den Kaufmannslehrling, den jungen Menschen ohne Titel und ohne Vermögen, in demselben Kreise mit Herzogen und Ministern und auf dem Fuß der Gleichheit mit ihnen erblicken würde? Denn hier versammeln sich mit der ganzen Aristokratie, so weit sie sich dem neuen Regime angeschlossen hat, die neuen Staatslenker wie Casimier Perier, die alten Feldherren, wie Marschall Soult, und daneben die Jünglinge der polytechnischen Schule, welche, wenn es auf Popularität allein ankömmt, eigentlich die Männer des Tages sind, zunächst neben Lafayette selbst. Hier können Sie das Schauspiel sehen, wie eine Herzogin in Angesicht der

ganzen Gesellschaft ihre Kinder dem greisen General vorführt, damit er sie segne. Welche liebende Bewunderung in den schönen Augen der Herzogin! Und um Ihnen noch eine bezeichnende Probe zu geben von den Scenen, die in diesem Salon spielen, erzähle ich Ihnen, was sich an demselben Abend begab. Gleich nachdem sich jene Mutter mit ihren Kindern entfernt hatte, traten drei schöne Jünglinge zu Lafayette. Es ist buchstäblich wahr, wenn ich Ihnen sage, daß sie in seine Arme stürzten, der sie mit der Zärtlichkeit eines Vaters auf beide Wangen küßte. Darauf gingen die jungen Leute noch einige Minuten im Salon umher, um jeden der Anwesenden schweigend aber mit vielsagender Innigkeit die Hand zu reichen. An der Thüre erwartete sie noch einmal Lafayette, um ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen. Der alte Soldat kämpfte vergebens sein Schluchzen zu unterdrücken. Unter den Thränen der anwesenden Frauen und Mädchen schieden die drei herrlichen Gestalten. Wohin gingen sie? Sie eilten nach Polen, vielleicht ihrem eigenen Untergang entgegen. Das ist auch eine Manier, ein Leben, das man nur einmal hat, so kostbar als möglich zu verwerthen. Vor allem aber ersehen Sie daraus, was in diesem Augenblick Paris ist.

Und Sie verlangen so unbefangen, als wollten Sie, daß ich einen Rock wechsle, ich soll diese Stadt mit Wien vertauschen? Vielleicht aber macht die Atmosphäre un den Ufern des Donaukanales Sie unfähig zu begreifen, daß der hier herrschende Geist des Lebens mich so gewaltig fesselt. In diesem Falle werden Sie doch eine andere Art von Fessel verstehen und daß ich mich ihr ohne dringende Gründe nicht entziehen kann. Im Straßenkampf des vorigen Jahres gerieth ich zufällig an die Seite eines der Zöglinge der polytechnischen Schule, des jungen Vicomte von Lairemont, fast noch eines Knaben, denn er hatte kaum sein siebzehntes Jahr vollendet. Solch blutjunger Heldenmuth rührte mich außerordentlich, ich wachte ohne daß er es merkte wie ein Schutzgeist über seinem Haupte und wir schlossen eine pulvergeschwärzte und doch rosige Freundschaft, was die Laune betrifft, die fortwährend zwischen uns waltet. Sehr bald zog er mich in seine Familie. Sein Vater ist leidenschaftlich dem neuen Königthum ergeben und ein Mann von Geist und den einnehmendsten Formen. Die Mutter zeigte noch so große Schönheit, daß man sie für die ältere Schwester ihrer Tochter halten könnte, die etwa um drei Jahre mehr zählt als ihr Bruder, mein junger Freund. Die Geschwister Felix

und Clarisse von Lairemont hängen aneinander mit der Zuneigung, die in Frankreich selbst zwischen Bruder und Schwester etwas Graciöses und Ritterliches hat. Dank der neuen Aera, die in diesem Lande aufgegangen ist, brauche ich mich in dem Hause des Vicomte weder meiner Mittel- noch meiner Titellosigkeit zu schämen. Obgleich die Summe, die ich nach Paris mitbrachte, bereits seit einiger Zeit in dem Reich zu verweilen scheint, „von wannen, wie Hamlet sagt, keine Wiederkehr", so erwerbe ich doch genug — und ich werde Ihnen später sagen auf welche Weise — um die mäßigen Ansprüche auf Toilette zu befriedigen, die man hier an diejenigen macht, welche nicht durchaus die Rolle eines Königs der Boulevards spielen wollen. Ich nehme Theil an den Vergnügungen, Festen und, was mir das Liebste ist, an den häuslichen Unterhaltungen der Familie. Namentlich ist es die Mutter, die Vicomtesse Helene von Lairemont, die mir bei jeder Gelegenheit ihre Zuneigung ausdrückt, nachdem sie zufällig erfahren hat, wie ich ihren Sohn in den Julitagen beschützte. Sie erräth leicht, daß ich mir es zur Aufgabe machte, den jungen Menschen auch ferner vor üblen Folgen seines unbesonnenen und leidenschaftlichen Temperamentes zu bewahren und daß mir dies besser unter dem Titel

der Freundschaft gelingt, als es irgend einer Autorität gelingen würde, die zur Bewachung des jungen Felix eigens bestellt worden wäre. Aus diesem Umstand ergab sich denn auch die Art Mission, die ich hier zu erfüllen habe.

Madame Lairemont berief mich eines Tages zu einer Art Konferenz mit ihr. Sie vertraute mir, daß ihre Tochter Clarisse noch vor kurzer Zeit bestimmt war einen jungen Grafen Hector von Langlumeau zu heirathen, eine Verbindung, die schon beschlossen war, als die beiden Betheiligten noch Kinder waren. Clarisse zeigte sich jedoch dieser Absicht niemals sehr geneigt, was auch die Ursache gewesen, daß die Vermählung nicht schon im achtzehnten Jahre des Mädchens stattfand. Clarisse, die keinen eigentlichen Grund dagegen anzugeben wußte, fand doch Vorwände, die Ausführung des Planes hinauszuschieben. Das geschah vor zwei Jahren. Nun kam die Juli-Revolution und die Folge war, daß sich zwischen beiden Familien eine Kluft aufthat, als ob sie sich niemals gekannt hätten. Die Grafen von Langlumeau sind nämlich, wie man sie jetzt benennt, Legitimisten, Anhänger des gestürzten Systems und sie können und werden dem Vicomte von Lairemont seine Raillement mit dem neuen Hofe nicht verzeihen. Von einer Vereinigung

der Kinder konnte natürlich vom Augenblick dieser politischen Entscheidung an nicht mehr die Rede sein. Clarisse, die jetzt etwas über zwanzig Jahre zählt, sie ist im December 1810 geboren, ist, wie mir ihre Mutter sagt, erst seit dieser Wendung wie in neue Jugendfrische getaucht; ihre Augen glänzen, ihre Wangen blühen wie niemals früher. Sie fühlt sich so glücklich, nicht die Andromache dieses Hector werden zu müssen.

Indessen hat der ehemalige Bräutigam es bei diesem Rückzug allein nicht bewenden lassen. Er wollte sich durch eine Beleidigung rächen, nachdem er erfahren hatte, mit welch geringer Empfindlichkeit, ja mit welcher unverhehlten Satisfaktion das Scheitern des Planes von Clarisse aufgenommen wurde. Er selbst hatte ihr den nothwendigen Bruch angezeigt und wohl erwartet, daß die Thränen und die Verzweiflungs-Geberden des Mädchens die Strafe dafür sein würden, daß ihre Familie einer der seinen entgegengesetzten politischen Meinung folgt. Statt dessen erklärte man sich sehr zufrieden und bedauerte nur der Aeußerung des Entschlusses nicht zuvorgekommen zu sein.

Hector hatte einige Tage darauf die Unverschämtheit im hiesigen Cravatklubb, wie der Verein der hochadeligen Stutzer genannt wird, die

vertrauliche Mittheilung zu machen, daß er Clarisse von Lairemont auch ohne Revolution am Ende nicht hätte heirathen können, wenn er nämlich erfahren hätte, was ihm jetzt erst zu Ohren gekommen wäre, daß sie streng genommen kein eheliches Kind sei, sondern bereits lustig in die Welt hineingeschrieen hätte, bevor es ihrem Vater und ihrer Mutter gelungen, sich in London trauen zu lassen. Denn der Vicomte Jules von Lairemont wäre minderjährig gewesen, als er Helene, seine jetzige Gattin gegen den Willen ihrer und seiner Eltern entführte. Diese Aeußerung, in der Wahres und Falsches gemischt ist, wurde dem Bruder Clarissens, meinem jungen Freunde, hinterbracht. Felix hatte nun keinen andern Gedanken, als Hector zur blutigen Rechenschaft zu ziehen. Freilich ist die Familie von Langlumeau in diesem Winter nicht in Paris, denn es ist Sitte des nicht ralliirten Adels sich schmollend auf seine Schlösser in den Provinzen zurückzuziehen. Indessen kann Hector immerhin eine Veranlassung finden, nach Paris zu kommen, und ich habe die Pflicht übernommen eine Begegnung, oder wenn dies nicht möglich sein sollte, doch gewiß ein Duell der gleich heißblütigen jungen Leute zu verhindern.

Die Mutter Clarissens hat mir das größte Zeichen von Vertrauen gegeben, indem sie mich in

diese Verhältnisse einweihte und mir diese Mission übertrug. Clarisse ist in der That nach der Vermählung ihrer Eltern nicht in London, sondern in Frankreich geboren, nachdem diese wieder unangefochten dahin hatten zurückkehren können. Nur so viel ist richtig, daß Helene von ihrem Gatten entführt worden war und daß das junge Paar nur der Theilnahme eines Agenten der Napoleonschen Polizei, mit dem sie zufällig zusammentrafen, einen Paß nach England verdankte, um den Verfolgungen der Verwandten zu entgehen.

Jetzt ist Februar und erst Anfangs des Sommers, wenn die Familie sich auf ihr Gut in der Normandie begibt, werde ich mich meiner Mission über Felix zu wachen, für entbunden erachten können. Denn dann ist ein Zusammentreffen zwischen ihm und Hector nicht mehr möglich oder wenigstens nicht wahrscheinlich. Und bis zum nächsten Winter können sich die Verhältnisse so gestaltet haben, daß jene Aeußerung als eine zu vergessende betrachtet werden kann.

Glauben Sie übrigens nicht, mein theurer Freund Sengelberg, daß die rauschenden Vergnügungen von Paris ebenfalls ein Grund meiner Weigerung wären, ohne weiters nach Wien zurückzukehren. Eher könnte mich davon der Gedanke an

die obskure gesellschaftliche Stellung abhalten, die ich dort einnehmen müßte, wo Jeder für einen „Herrn von" gilt und doch Niemand etwas gilt, der es nicht zufällig wirklich ist. Gewiß wird auch für die herrliche Kaiserstadt die Zeit kommen, den Geist mit der landschaftlichen Schönheit und mit der Gemüthlichkeit der Bewohner zu vermählen. Wer aber einmal die Freuden einer höheren Gesellschaft gekostet hat, kann sich nicht mehr wohl fühlen in einer Stadt, in der ihn seine bürgerliche Position von solchen Freuden ausschließt, falls sie überhaupt dort vorhanden sind. Daß sie wenigstens in der Mittelklasse nicht vorhanden sind, ist gewiß.

Ich weiß wohl, daß Dichter und Künstler dort gesellige Zusammenkünfte im Kaffeehaus und in der räucherigen Höhle eines Withshauses haben. Was Sie mir davon häufig erzählten, klingt sehr lustig; der Wiener Urspaß sprudelt dort in unaufhaltsamer und derber Fülle, aber im Ganzen sind diese Unterhaltungen doch nichts als ein Ausruhen selbst von den geringen geistigen Anstrengungen, denen Kunst und Poesie in den enggezogenen Schranken sich hinzugeben Gelegenheit haben. Taucht aber in solchen Kreisen wirklich manchmal ein Einfall auf, der über die Schnur haut, so freut und belustigt man sich mehr mit der Kühnheit einer derartigen Aeuße-

rung, als daß man ernste Folgen aus ihr zu entwickeln gedächte.

Ich bin ja aber auch nicht Dichter oder Künstler, wenn ich auch hier durch meine Erwerbsquelle auf eine artistische und gelehrte Welt angewiesen bin. So wäre ich denn in Wien als ein Mann, der nichts Aesthetisches producirt, selbst von dem erwähnten Kreise ausgeschlossen, in welchem ein bescheidener Freimuth waltet, und würde eine frische Luft des allgemeinen Lebens doppelt schmerzlich vermissen. Warum also sollte ich ohne die äußerste Nothwendigkeit in den Bann zurückkehren, der für jene, die ihn niemals verlassen haben, der Frieden der Bewußtlosigkeit ist, für Den aber, der ihm einmal entkommen ist, schier unerträglich werden könnte?

Paris selbst, so weit man dabei nur an sinnlichen Genuß denkt, hat, ich wiederhole es, wenig Anziehendes für mich. Eine wie reizende Welt täglich und stündlich mit dem Wellenschlag des Amusements und des Leichtsinns über die Boulevards strömt und in den kleinen Theatern ihre witzigen Blasen aufwirft, dem grübelnden, deutschen Geist verbirgt sich nicht, daß hinter all dem Flitter die trostlose Sucht steckt über das leere, öde Leben hinwegzukommen, das für die Franzosen, sobald

es nicht aus Unterhaltung und sinnlichem Genuß besteht, gar keinen Inhalt mehr zu haben scheint. Die Wiener Gemüthlichkeit, so wenig sie den Aufgaben der Zeit und der Nationen Genüge thun kann, läßt doch immer die Illusion zu, daß bereits alles in der Welt befriedigt und ausgeglichen wäre; das Vergnügen des Wiener Volkes erhält dadurch einen Anstrich familienhafter Innigkeit. Hier ist aber jedes Vergnügen ein Feuerwerk, das, ausgebrannt, nichts mehr für die Seele zurückläßt. Sie sehen also, ich kann zur eigentlichen Bethätigung des Grundsatzes „man lebt nur einmal" weder in Wien noch in Paris auf die Art kommen, daß mein ganzes Wesen ungetheilt dabei wäre.

Von den öffentlichen Sehenswürdigkeiten, so weit sie nicht dem Bereich der Kunst, sondern dem des Lebens angehören, interessiren mich überhaupt nur zwei. Vorerst der Bastilleplatz. Er trägt jetzt noch ein Gerüste, das man bereits vor zwanzig oder dreißig Jahren dort errichtete, um einen kolossalen Elephanten aufzustellen, welcher Wasser aus seinem Rüssel speien sollte. Von diesem Plane ist man längst abgekommen, aber vor kurzem hat man beschlossen — und das ist es, was dem Platz gegenwärtig Bedeutung gibt — ein Trauerdenkmal für die im vorigen Jahre im Kampfe für die Frei-

heit Gefallenen dort zu errichten. Die zweite Erscheinung, die mich mit unnennbarer Gewalt anzieht, ist im Grunde etwas Triviales, nichts weiter als ein Kunstreiter-Spektakel. Nur hat es jetzt hier einen fremdländischen, einen historischen Anstrich, der die Denk- und die Einbildungskraft zugleich bezaubert. Vielleicht haben Sie vom Cirque olimpique schon gehört. Das ist ein Theater, auf welchem Thiere wohl einstudierte Rollen spielen, und was für Bestien! Löwen, Tieger, Hyänen. Um aber das Bild der afrikanischen Wüste vollständig zu machen, hat man Beduinen aus den neueroberten Algier kommen lassen. Der Eindruck wird nun durch den Gedanken ein so gewaltiger, daß diese wilden Söhne eines fremden Welttheils doch Unterthanen desselben Frankreichs sind, welches à la tête der Civilisation schreitet. Wie groß ist dieses Land, und macht solche Eindrücke zu empfangen nicht eigentlich den Werth dieses Lebens aus, das man nur einmal lebt! Es ist schwer den Philosophen zu glauben, die vom Wechsel aller Dinge sprechen. Könnte Frankreich jemals die Glorie verlieren, die es sich jetzt errungen hat und die an weltgeschichtlichem Werthe weit die seiner Kaiserzeit übertrifft, weil diese den Haß aller übrigen Völker

reizte und jene ihre Liebe erregt? Nein, mein Freund, ich bleibe in Paris.

Sollten Ihnen übrigens alle diese Motive, Ihrer Aufforderung zur Heimkehr nicht Folge zu leisten, noch immer nicht stichhaltig genug erscheinen, so empfangen Sie mein ganzes Geständniß, das ich Ihnen, dem väterlichen Beschützer, ohnehin nicht vorenthalten darf. Ich bin nicht blos durch die Genüsse des Geistes, nicht blos durch die übernommene Pflicht der Freundschaft über Felix zu wachen, ich bin auch durch die Liebe an Paris gebunden. Wie bei Romeo in Shakespeare mußte auch bei mir ein Traum, eine Täuschung, eine Phantasie-Liebe, kurz eine Rosalinde meiner eigentlichen Leidenschaft vorhergehen. Diese Rosalinde war dieselbe Helene Landerer, von der Sie mir so theilnahmsvoll schreiben, die ich mit Freude jetzt aus der Gefahr fernerer Verleumdungen gerettet weiß. Die ganze, undelikate Position des schönen Mädchens hat niederdrückend auf eine aufkeimende Empfindung für sie gewirkt. Ich verließ Wien, zwang mich Helene zu vergessen und ungleich vielen Romanhelden, welche versichern sich zu Aehnlichem umsonst gezwungen zu haben, gelang es mir, wenn nicht Helene selbst, doch ein zärtliches Gefühl für sie zu vergessen. Eine glü-

hende Liebe hat mein Herz eingenommen und ihr Gegenstand ist Clarisse von Lairemont.

Fragen Sie nicht, was daraus werden soll, was ich für Aussichten habe. Vor der Hand liebe ich. Und das ist für sich eine Welt voll Gegenwart, in der weder Erinnerungen noch Hoffnungen Platz haben.

Dieser Welt sollte ich den Untergang bereiten durch eine Abreise? Ich, der ich nichts sonst erstrebe als in Clarissens Nähe zu bleiben? Fragen Sie mich in Monaten wieder was ich thun will. Wenn die Familie Lairemont nach der Normandie geht, das wird mich ohnehin aus meinem Traumleben aufreißen. Eine Entscheidung wird dann getroffen sein.

Endlich spricht noch ein Punkt gegen meine Entfernung, den Sie ohne weiteres begreifen werden, da Sie, obgleich Dichter, doch auch ein wenig Kaufmann sind, wie Sie mir durch die fruchtreiche Verwaltung meines Erbtheils bewiesen haben. Ich bin durchaus nicht in der Lage eine so weite Reise zu bezahlen. Meine Subsistenz schöpfe ich aus der Kenntniß des Englischen und aus meiner Muttersprache, und zwar in folgender Art. In den Soiréen bei Lafayette wurde ich mit einem berühmten französischen Journalisten und

Geschichtschreiber bekannt, der vielleicht Minister werden wird. Er braucht mich dazu, ihm aus fremdländischen Literaturen Duellen-Auszüge zu machen und Einzelnes ins Französische zu übersetzen. Das ist eine tägliche, ziemlich mühsame aber lohnende Arbeit. Was hätte ich, wenn ich sie im Stich ließe? Nicht einmal die Lust, wieder Praktikant in einer Wiener Tuchhandlung zu werden. Grüßen Sie Helene freundschaftlich und verzichten Sie vor der Hand auf die leichtentbehrliche Gesellschaft Ihres dankbaren Mündels.

Alfred Melassy.

Aus Sengelbergs Tagebuch.

Wien, 10. August 1831.

Mehr als fünf Monate sind es, daß ich diesen Brief Alfreds, den ich in mein Tagebuch einhefte, erhielt und seitdem arbeite ich unablässig daran, so weit dies durch fortgesetzte Mahnbriefe geschehen kann, den jungen Menschen, der in Ungarn geboren, deutsche Bildung empfangen hat, um sich zuletzt als Pariser zu entpuppen, nach Wien zurückzubringen. Endlich kann ich mit Sicherheit erwarten, ihn in diesen Tagen in meine Arme zu schließen. Ich habe ihm das Reisegeld

geschickt, ich betrachte es als einen Vorschuß, den er mir zurückerstatten wird, wenn einst die Hoffnungen, die ich auf seine Zukunft setze, und von denen er selbst nichts ahnt, sich verwirklicht haben werden. Unter dem Vorwand, daß es sich um eine bedeutende Schicksalswendung für mich handle, die er helfen könne zu meinen Gunsten zu entscheiden, habe ich ihm das Geld geschickt und ihn hieher berufen, und nun weiß ich, daß er nicht lange mehr säumen wird. Indessen sind die Dinge hier reif geworden und es ist mir nothwendig aufzuzeichnen, was ich in der Sache gethan habe und was geschehen ist.

Nach Empfang des Briefes von Helene Landerer, worin sie mir den Plan für Alfreds Zukunft vorlegt, beschloß ich meinen Widerwillen zu besiegen und mich selbst zu dem unleidlichen Knorrn zu verfügen, weniger in der Absicht, ihm von der Existenz seines jungen Verwandten Kunde zu geben, als um ihn vielleicht durch die Aussicht auf ein künftiges Zusammenleben mit Helene zu bewegen, dem armen Mädchen gutwillig das Erbtheil der Mutter auszufolgen. Die Andeutung in ihrem Briefe, daß sie ohne Subsistenzquelle sei, hatte mich tief ergriffen und zu dem unangenehmen Schritte vermocht. Denn trage ich nicht

Mitschuld an ihrem Elend und muß ich es nicht zu sühnen trachten? Habe ich doch deßhalb schon einst in Italien etwaigen Hinterbliebenen Valmacini's nachgeforscht. Freilich war ich damals noch in der Lage ihnen aus eigenem Vermögen eine Entschädigung zu bieten.

Um mir die unangenehmen Eindrücke zu mildern, die mir bevorstanden, nahm ich den kleinen Theophil zu dem Besuche mit. Hat man einen Menschen vor sich, der ganz und gar das dürre Jammerbild des gemeinsten Egoismus ist, wie ich mir Knorrn vorstellen konnte, dann hilft es den Ekel überwinden, wenn man gleichzeitig auf ein Kind blicken kann, das den Menschen als Naturblüthe, als holdeste Erscheinung zeigt.

Die Unterredung lief besser ab, als ich gedacht hatte. Er erkannte mich gleich wieder, trotzdem daß zwanzig Jahre an meinem Aeußern tüchtig herumgewirthschaftet haben. Er selbst hat sich nicht verändert; es scheint, daß die Selbstsucht einen Menschen am besten konservirt, wenn sie nur ohne Leidenschaft mit kalter Berechnung zu Werke geht. Helene hat ganz Recht, er kann noch ein hohes Alter erreichen. Mit der Nachricht, daß ihm ein Verwandter Namens Alfred Melassly lebt, sagte ich ihm nicht Neues, sondern nur etwas Un-

angenehmes. Er sprach sogleich den Verdacht aus, daß man seine Kasse für den jungen Mann in Anspruch nehmen wolle, am Ende gar, um Alfred mit Helene zu verheirathen. Ich merkte ein Gefühl von Eifersucht, wenn es nicht reine Böswilligkeit ist, und beruhigte ihn hierüber mit der Versicherung, daß Helene an nichts weniger als an eine Verbindung mit meinem Mündel dächte, ja unter gewissen Voraussetzungen und Bedingungen geneigt wäre, später einmal im Hause Knorrns zu leben. Er wollte die Bedingungen sogleich wissen, ich vertröstete ihn auf die Zukunft, bat ihn aber, vor allem der mittellosen Lage des Mädchens abzuhelfen.

„Ich kenne die Menschen," sagte er, „und wie wenigen ich traue, so weiß ich doch, daß Sie zu der Sorte gehören, welche die difficilsten Begriffe von Ehre hat und nicht betrügt. Helene hat zwar keine Forderung an mich, denn was sie ihr Erbtheil nennt, ist auf ihre Erziehung ausgegeben worden, allein wenn Sie mir mit Ihrem Ehrenwort dafür bürgen können, daß sie sich niemals mit jenem Melassy verheirathen wird, so will ich ihr, eingedenk ihrer Mutter, eine kleine Pension anweisen, die sie alle Monate beheben lassen kann. Will sie Vorurtheile ablegen und sich auf irgend

eine Weise mit mir verbinden, so kann sie alles mit mir theilen, was ich habe. Und nun noch Eins, der Knabe, den Sie hier bei sich haben, gefällt mir und ich möchte ihn oft um mich sehen. Ich bin jetzt so allein, ohne etwas fürs Herz. Theophil kann mir zuschauen, wenn ich chemische Experimente mache, das wird ihn unterhalten. So habe ich denn die Bitte, daß Sie ihn oft zu mir bringen, das wird Sie in Verbindung mit mir erhalten, wodurch mir auch häufig Gelegenheit gegeben ist zu fragen, ob Helenens „Bedingungen" zur Mittheilung reif geworden sind. Denn ich gestehe Ihnen, meine Seele hängt an dem Mädchen und ich möchte durch sie zu einer anderen Art von Leben kommen."

Damit schieden wir. Helene bezieht in der That ihre Pension. Ich besuche manchmal den alten Geldmenschen und kann trotz des gemüthlichen Tones, den er mir gegenüber oft anschlägt, den Gedanken nicht los werden, daß er auf eine Gelegenheit lauert, Feindliches, Schreckliches auszuführen. Wahr ist er nur in seiner Leidenschaft für Helene. So wird er täglich ungeduldiger, die Voraussetzungen kennen zu lernen, unter welchen sie in seiner Nähe leben will. Und doch können wir ihm hierüber nichts Entscheidendes

sagen, bevor wir nicht Alfreds Zustimmung haben und von seinen eigenen Lebensplänen unterrichtet sind. So ist es denn höchste Zeit, daß der Junge komme.

Mein Stück ist aufgeführt worden und trotz des augenblicklichen Erfolges schnell von der Bühne verschwunden; eine Spätblüthe meines Geistes, die bald welk abfiel. Niemand spricht mehr davon, wie von mir einst Niemand sprechen wird.

Aus Sengelbergs Tagebuch.

Wien, 31. August 1831.

Seit einiger Zeit breitet sich ein düsterer Schatten über die sonnenhelle, lebenslustige Stadt. Die Angst der Seelen verdüstert den Sonnenschein, die Todesfurcht verdrängt die Lebenslust. Welch räthselhaftes, niemals aufzuklärendes Ding ist aber die Todesfurcht? Wenn Wien den Grundsatz hat, „man lebt nur einmal", so könnte man der bebenden Stadt wohl auch zum Troste sagen „man stirbt nur einmal". Ist es nicht gleichviel, ob durch ein Nervenfieber, durch eine Erkältung oder durch den unbekannten, unheimlichen Würger: Cholera! Ja, sie steht vor den Thoren Wiens! Revolution und Cholera, zwei fürchterliche Geschwister, haben die

Geschichte der letzten zwei Jahre gemacht. Bereits hat ein witziger Kopf das Wort gesagt, der ganze Inhalt von 1830 und 1831 lasse sich in die zwei Worte fassen: Aufruhr und Brechruhr. Von der Revolution wurde Oesterreich verschont, der Cholera entgeht es nicht. Bereits wüthet sie in Ungarn und ihr Einlaß begehrendes Klopfen macht sich schon seit einigen Tagen übertönend hörbar im brausenden Leben der Kaiserstadt.

Seltsam! In dem alten Schauspiel „Der Prinz von Homburg" von Heinrich von Kleist bettelt ein tapferer Offizier, eben dieser Prinz von Homburg, der durch seine Verwegenheit gerade eine Schlacht entschieden hat, auf die demüthigste und feigste Weise um sein Leben, nachdem ihn das Kriegsgericht wegen eigenmächtigen Verlassens seines Postens zum Tode verurtheilt hat. Wer nur immer auf schöngeistige Bildung Anspruch macht, selbst die mitleidvollen Frauen verdammen den Helden wegen dieses jämmerlichen Flehens um sein Leben, und blos an dieser Scene scheitert auf der Bühne die Wirkung der ausgezeichneten Dichtung. Man muß eine Zeit wie die gegenwärtige mitleben, um zu erkennen, daß der Poet, wie es seine große Aufgabe ist, der Menschheit die Wahrheit gesagt hat. Das Menschenvolk liebt nicht minder als der

Einzelne die raffinirten Schmeicheleien, die schwer Lügen zu strafen sind. Dieser Augenblick aber beweiset, daß Kleist ganz Recht gehabt hat. Habe ich nicht ohne Zagen dem Tode auf dem Schlachtfelde und im Duell gegenüber gestanden? Würde ich nicht heute noch ohne eine Sekunde Zögerung, wenn es etwa gälte ein Menschenleben zu retten, mich ins Feuer oder ins Wasser stürzen? Habe ich nicht bei der Ueberschwemmung im vorigen Jahre, ohne daß mein Puls höher ging, mein Leben an jedem Morgen von neuem gewagt? Und solcher Furchtlosen gibt es in dieser Stadt Hunderte und Tausende, und doch zittern wir alle bis zur heimlichen Unmännlichkeit, vor dem unbekannten, schauerlichen Seuchentode, wie der edle Prinz zitterte, als er des Nachts bei schauerlicher Fackelbeleuchtung das Grab zurichten sah, das ihn am nächsten Morgen decken sollte. Und nicht minder als der Prinz vor der Kurfürstin winden wir uns im Staube vor Gott dem Allmächtigen, der uns allein vor einem solchen Ende verschonen kann. Nur zeichnet kein Dichter unsere Gebete auf. Und das ist gescheidt; wir würden sonst verurtheilt wie der Prinz von Homburg; die Bebenden würden den Bebenden sagen, daß es unverzeihlicher Unsinn ist zu beben.

Wien aber ist groß in diesem Augenblicke; wie herrlich war der gestrige Abend!

Nach der Politik vom Vogel Strauß, die überhaupt die herrschende ist, auch wo es nicht blos Angelegenheiten der Stadt betrifft, wird weder in Zeitungen noch in sonstigen öffentlichen Bekanntmachungen vom Nahen der Cholera ausdrücklich gesprochen. Dafür aber werden im Stillen großartige Vorbereitungen getroffen, das Uebel, dessen Eintreffen unvermeidlich scheint, so weit abzuwehren als menschliches Wirken vermag. Und da eine durch Noth herbeigeführte ungesunde Lebensweise als hauptsächliche Beförderung der Seuche angesehen wird, so wälzt sich ein Strom wohlthätiger Gaben nach den Stadttheilen, welche von der ärmeren Bevölkerung bewohnt sind. Das ist der Punkt, in dem sich die Wiener Gemüthlichkeit, die sonst für den denkenden Geist leicht etwas Dumpfes und Unheimliches hat, zu einer großartigen Manifestation des Reinmenschlichen entfaltet. Die allen gemeinsame Gefahr verwischt Unterschiede, die sich im gewöhnlichen gedankenlosen Leben steif und förmlich geltend machen. Wien schöpft aus trauriger Quelle den Anstrich einer höheren Entwicklung, von der es vielleicht in der Zukunft den Geist und das Wesen haben wird.

Der gestrige Abend im Hof-Burgtheater gab mir solche Betrachtungen ein. In diesem Institute ist man sonst nicht gewohnt den Ausdruck einer Betheiligung am öffentlichen Leben zu finden. Die gestrige Vorstellung aber fand statt „zum Besten des Unterstützungfondes für die durch die gegenwärtigen verhängnißvollen Zeitumstände Bedrängten und Hilfsbedürftigen dieser Haupt- und Residenzstadt". Der Hof war anwesend und von der Elite des Publikums alles, was nicht die Flucht ergriffen hat. Was aber den Inhalt der Vorstellung betrifft, so würde ich, wenn wir in Wien Zeitungen von der Art besäßen, wie mir Alfred welche aus Paris mitbrachte, ein „Feuilleton" schreiben (ein in Wien ganz unbekanntes Wort) unter dem Titel:

Die erste Aufführung von Bauernfeld's „Liebesprotokoll".

Dieses Lustspiel mitten im Trauerspiel der Zeit hat mich sonderbar ergriffen. Mich dünkt, daß es nicht nur diejenigen überleben wird, die bestimmt sind dem finstern Besuch aus Osten in nächster Zeit zum Opfer zu fallen, sondern auch die Jüngsten unter uns, die im spätesten Alter zu sterben ausersehen sind. Zum ersten Male hat die Stadt ein Lustspiel gesehen, dem ihr eigenes ge-

sellschaftliches Leben die Grundlage gab. In einem Augenblicke, da Niemand an seine Zukunft zu denken wagt, thut sich eine glänzende für den jungen Dichter auf, der von diesem Moment an eine Wiener Celebrität ist. Schon sein erstes Stück, „Leichtsinn aus Liebe" gefiel; der Erfolg bereitet ihm aber die Schwierigkeit großen Erwartungen entsprechen zu müssen. Daß ihm dies gelang, begründet seinen Ruhm. Es weht eine Frische, eine Heiterkeit, eine Lustigkeit durch das Ganze, daß die Wiener hoch aufathmeten, als ob ihnen ihre tiefeigenste, geistige Innerlichkeit in ästhetischer Form hörbar geworden wäre. Ich will von der Darstellung gar nicht sprechen; Costenoble als Banquier Müller; Löwe und Fichtner als Hauptmann und als trockener Aktenheld; Wilhelmi und Herzfeld; die Frauen Fichtner und Karoline Müller, sie spielten mit der Lebensfreude, aus der das Stück entsprungen ist und die es auf den Zuschauer überträgt. Wie auch das Talent des jungen Bauernfeld sich ferner gestalten möge, Wien sollte nie vergessen, was er ihm an diesem Abend geschenkt hat, ein eigentlich Wienerisches Lustspiel, das doch zugleich ein allgemein deutsches ist.

Auch Alfred, der mit war, fühlte sich zum ersten Male wohl und heiter seit seiner Rückkehr

nach Wien. Mit dem Auge des Malkontenten betrachtete er Menschen, Dinge, Zustände und sehnt sich nach Paris zurück. Das gestrige Stück jedoch ließ ihm den Eindruck zurück, als ob auch Wien einmal den Mund werde aufthun können zu einem freien Wort. Das ist gewiß das größte Kompliment für den jungen Dichter.

Die Angelegenheiten meines Mündels schleppen sich hin ohne Resultat. Knorrn will ihn nicht sehen, Alfred darf gar nichts wissen von der Spekulation, ihm etwas von dem Vermögen des alten Mannes zuzuwenden. Mein Plan, Alfred hier zu verheirathen, scheitert an seiner Liebe ohne Aussicht für die französische Vicomtesse Clarisse von Lairemont. Zu dem allen die angsterfüllte Stimmung des jetzigen Wien, die alles Thun lähmt und in jedem Gemüth eine apathische Gleichgiltigkeit gegen das, was werden soll, erzeugt. „Auch dieses muß vorübergehen" ist auf den Stein im Ring des Sultans gegraben.

Bericht des Herausgebers.

Ich habe bisher die vorliegenden Papiere wortgetreu mitgetheilt, weil nur durch die Unmittelbarkeit in den Aufzeichnungen der betheiligten Perso-

nen, die Streiflichter sichtbar werden konnten, welche diese Privatgeschichte auf historische und politische Zustände im ersten Drittel unseres Jahrhunderts wirft. Man hat durch die Begebenheiten hindurch das Polizeiwesen unter dem ersten Napoleon, die Stimmungen des Jahres 1830, den friedsamen Schlummer Wiens u. s. w. schimmern gesehen. Wo diese Durchblicke auf das allgemeine Leben aufhören, wäre es nicht mehr gerechtfertigt, die Privatgeschichte mit der Umständlichkeit mitzutheilen, wie sie mir in den Briefen und sonstigen Papieren der zunächst dabei Betheiligten vor Augen liegt. Ich verarbeite daher das weitläufige Material zu einer kurzen Uebersicht des ferneren Verlaufs der Dinge mit der Versicherung, daß für jede einzelne Angabe der Beleg in den mir von Sengelberg hinterlassenen Schriften zu finden ist.

Der Schrecken und die Physiognomie Wiens überhaupt während der ersten Cholerazeit im Herbste des Jahres 1831, das wäre ein Gegenstand, der in der ausführlichen Schilderung wiedergegeben zu werden verdiente, die mir zur Hand ist, wenn das Interesse nicht von der Düsterkeit des Bildes zurückgedrängt würde. Das Entsetzen war größer als bei der späteren Wiederkehr der

Seuche, theils weil selbst die ersten Aerzte mit ihrer Natur und Beschaffenheit noch bei weitem unbekannter waren als jetzt, theils weil die öffentliche Verwaltung noch nicht gelernt hatte die unheimlichen Eindrücke für die Bevölkerung zu mildern. Es brauchte grausamere Erfahrungen, bis man auch nur das unaufhörliche Läuten des „Zügenglöckleins" unterließ. In jedem Wagen, der des Nachts durch die Straßen rollte, hörten die in den Betten Liegenden schaudernd das Poltern des Todtenkarrens, der die Leichen aus den Häusern abholte, um sie vor die Thore zu führen, wo sie ohne Unterschied zusammen in Gruben geworfen wurden u. s. w. Dazu kamen abergläubische Vorstellungen und sinnlose Vorurtheile des Volkes, womit es zum Theil den Anordnungen und den Anstrengungen der Behörden und der Menschenfreunde entgegentrat. Zum Glück war das Uebel von so geringerer Dauer, je heftiger es auftrat, und in den darauf folgenden Wintermonaten war außer den zahlreichen Trauergewändern jede Spur davon verschwunden.

Alfred Melassy, der durch sein Wesen und durch den Aufenthalt in der Fremde die damalige gedankenlose Genußsucht des Wiener Lebens hassen gelernt hatte und dem „man lebt nur einmal"

stets eine höhere und besondere Bedeutung für sich unterzuschieben suchte, befand sich in der schrecklichen Zeit auf dem richtigen Terrain, um jene Bedeutung zu finden. Was kann man mit dem rasch vergehenden Leben Besseres anfangen, als es zum Wohle Anderer einsetzen? Er brachte Hilfe und Unterstützung in die ärmsten Spelunken, er vertrat jene Verwandten, deren Angst vor Ansteckung bis zur Herzlosigkeit ging, ihre Kranken zu verlassen. Ununterbrochen stand ihm dabei Helene Landerer zur Seite — es scheint aber, daß beide dabei nicht blos von Edelmuth und Menschenliebe bewegt waren, sondern auch von jenem Lebensüberdruß, der sich gerade in jungen Gemüthern so stark festsetzt, wenn sie von einem Leiden afficirt werden, gegen welches nichts anzufangen ist. Alfred litt durch die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe zu Clarisse; Helene durch die einsame, von allen legitimen Banden abgerissene Stellung ihrer Existenz und durch den verschwiegenen Kummer ihrer Liebe zu Alfred.

Indessen wurde die Entscheidung der Dinge durch Knorrn selbst gegen seinen Willen beschleunigt. Er mochte zur Ueberzeugung gekommen sein, daß die Wirkung der Arsenik-Vergiftung identisch scheinen mit den Symptomen, die sich bei einem

von der Cholera Ergriffenen einstellen, und hierauf einen abscheulichen Plan gebaut haben, um dem Aberglauben zu fröhnen, von dem Helenens Mutter in ihren Bekenntnissen erzählte. Das Todesopfer sollte Theophil sein; die rechtzeitige Rettung kam von Helene. Das ist eine feststehende Thatsache, aber auf welche Weise es zuging, ist nicht offenbar geworden, obgleich diesen Punkt aufzuklären für mich der erste Anlaß zur Durchsicht der Papiere war, wie der geneigte Leser sich noch aus dem ersten Abschnitt dieser Mittheilungen erinnern wird.

Helene hatte blos, um mich vom sicheren Tode zu retten, das Haus Knorrns wieder betreten. Das Zusammentreffen mit ihm hatte weitgehende Folgen. Der alte Bösewicht wurde durch Helene veranlaßt, vielleicht moralisch gezwungen, Alfred Melassy, seinen einzigen Verwandten, in der Art zu seinem Erben einzusetzen, daß er ihm schon jetzt mittelst legaler Schenkung einen beträchtlichen Besitz übertrug. Dieser Besitz bestand aus einem Gut in Ungarn, welches der tiefverschuldete Eigenthümer seinem Gläubiger Knorrn hatte überlassen müssen, dieselbe Angelegenheit, welche durch Loup in Ungarn war in Ordnung gebracht worden. Und da es wunderbarem Zufalle zufolge dasselbe Gut war, auf welchem einst Alfreds Mutter als Gouvernante

der gräflichen Tochter gelebt und welches der Rentmeister Melassy verwaltet hatte, so war Loup auf die einfachste Weise zu der Einsicht in die dort niedergelegten Familienpapiere gekommen, welche die Verwandtschaft zwischen Knorrn und Alfred nachwiesen. Der Graf, der das Fest gegeben hatte, welches Sengelberg in seinem Brief an Helene beschrieb, war längst als der letzte seines Geschlechtes gestorben, das Gut in andere Hände gekommen und zuletzt von Knorrn erworben worben, einst dort das Leben eines unabhängigen Gutsherrn zu führen, vorausgesetzt, daß Helene eingewilligt hätte, sich mit ihm zu verbinden.

Es wäre wohl der Mühe werth gewesen, Zeuge zu sein, wie Helene eines Tages bei Sengelberg eintrat, wo sie eine Zusammenkunft mit Alfred bestimmt hatte. Sie übergab ihm die Schenkungs-Urkunde, die Dokumente, welche das Gut betrafen und die beträchtliche Rente des ersten Verwaltungsjahres. Ihre Blicke leuchteten dabei in einer gewissen heldenmüthigen Freude, denn sie wußte wohl, daß *sie* nicht bestimmt war, das Glück zu theilen, welches sie ihm mit der Schwesterliebe brachte, zu der sie sich für ihn gestimmt hatte. Sie bewies ihm, daß er Niemanden Dank schuldig, daß er nur einige Zeit früher bekommen,

was ihm später als dem einzigen Erben Knorrns auf natürlichem Wege von selbst zugefallen wäre. Den Umstand aber, daß er jetzt schon in den Besitz eines so bedeutenden Reichthums gelangte, erklärte sie damit, daß Knorrn sich außer Stande gesehen, auf andere Weise einer schimpflichen Anklage und der Strafe eines versuchten Verbrechens zu entgehen, ohne sich weiter darüber auslassen zu wollen.

Als sie es endlich, von Sengelberg unterstützt, dahin gebracht hatte, daß er das Gebotene freudigen Herzens annahm, als er für die warme schwesterliche Liebe gedankt hatte, die aus diesem ganzen Akt hervorleuchtete, gewann es Helene über sich, ihm zu rathen, unmittelbar nach Paris zu gehen und um die Geliebte zu werben, ein Schritt, dessen Gelingen jetzt wohl durch kein Hinderniß mehr vereitelt werden könne.

„Sie irren, sagte Alfred, nicht von meiner Armuth hat Helene von Lairemont den Grund hergenommen, sich meiner Verbindung mit ihrer Tochter zu widersetzen. Wohl mag auch dies Einfluß darauf genommen haben, die hauptsächliche Ursache ihrer Weigerung aber ist, daß ich ein Fremder bin, und daß sie nicht ohne außerordentliche Motive sich entschließen könnte ihre Tochter einem Manne zu geben, der nicht Franzose ist.“

„Auch dafür weiß ich Rath, entgegnete Helene, falls noch ein Funke von Dankbarkeit im Herzen dieser Frau glüht.“

Helene zog einen Ring von ihrem Finger und fuhr fort: „Merken Sie wohl, wie Sie den Talisman zu gebrauchen haben, den ich Ihnen mit diesem Ring gebe. Vorerst richten Sie Ihre Aufmerksamkeit darauf, daß die Vicomtesse in diesem Ringe, der nicht nach gewöhnlicher Art gefaßt ist, einen ihr einst zugehörigen Gegenstand erkennen wird. Sagen Sie ihr, daß Sie diesen Ring von der Tochter derselben Frau empfangen haben, der sie ihn einst mit dem Gelübde gegeben hat, die Wünsche desjenigen zu erfüllen, der sie mit diesem Ring an eine schuldige Pflicht der Dankbarkeit mahnen wird. Als Erbin meiner Mutter fordere ich diese Schuld ein, indem ich verlange, daß sich die Vicomtesse Ihrer Liebe nicht mehr widersetze. Helene von Lairemont war unsichtbar meine Pathe, die Erinnerung an sie hat meine Mutter veranlaßt, mir den Namen Helene zu geben.“

So weit reichen die schriftlichen Mittheilungen. Ich war bemüht, die Frau wieder aufzufinden, der ich auf den Glacien begegnete und die zuerst den

Wunsch in mir rege gemacht hatte, von Sengelbergs schriftlichem Nachlaß Kenntniß zu nehmen. Ich wußte jetzt, daß ich in ihr Helene Landerer zu begrüßen habe.

Und in der That traf ich sie eines Tages an derselben Stelle wieder. Ich sagte ihr unumwunden, was ich aus jenen Papieren erfahren habe. Sengelberg hatte sich alle auf die Sache bezüglichen Schriftstücke von den Betreffenden erbeten und davon Kopien genommen. Was mir Helene nun noch zur Ergänzung mittheilte, ist das Folgende:

Alfred Melassy heirathete Clarisse von Lairemont und lebt mit ihr seit dreißig Jahren abwechselnd auf dem Gut seiner Frau in Frankreich und auf seinem Gut in Ungarn. Die Landwirthschaft, die Jagd, das Leben eines Edelmannes ist sein Leben. Er haßt die großen Städte, wenn man „nur einmal lebt", soll man das Leben durch Studien und Nachdenken vertiefen und durch Gesundheit verlängern. In diesem Sinne erzieht er auch seine Kinder. Die Söhne sind wackere thätige Gutsbesitzer, die Töchter sind an solche verheirathet.

Helene selbst hat Wien niemals mehr verlassen, theils weil sie Knorrn versprochen hatte, wenigstens in seiner Nähe, in derselben Stadt zu bleiben, theils weil sie selbst wünschte etwaige In-

triguen dieses Mannes, die gegen Alfred gerichtet sein könnten, zu durchkreuzen. Sie konnte jedoch nicht verhindern, das Knorrn, der erst im Jahre 1861 starb, sein großes Vermögen nach und nach an Stifte und Stiftungen aller Art verschenkte, blos um weder ein Testament machen zu müssen, noch in Ermanglnng eines solchen dem ihm bis zum letzten Augenblicke verhaßten Alfred sein Hab und Gut zufallen zu wissen. In Naturen wie die Knorrns setzt sich eine Neigung oder Abneigung mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit fest. Er hörte niemals auf, Alfred als die einzige Ursache zu betrachten, daß sich Helene nicht mit ihm, mit Knorrn, verbinden wollte. Helene, jetzt mehr als fünfzig Jahre alt, wird künftig in Alfreds Familie leben, mit dem sie stets in Briefwechsel steht und der sie mit brüderlicher Liebe zu behandeln und möglichst zu erfreuen zu einer seiner Lebensaufgaben machte. In dem Alter, das sie beide erreicht haben, ist die gegenseitige geschwisterliche Zuneigung vor aller Mißdeutung geschützt.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen.